

Letzte Woche habe ich eine tote Frau gefunden.  
Vor einer Stunde wurde ich wegen Mordes verhaftet.

SABINE DURRANT



ICH BIN  
UNSCHULDIG

THRILLER

Pendo

Letzte Woche habe ich eine tote Frau gefunden.  
Vor einer Stunde wurde ich wegen Mordes verhaftet.

SABINE DURRANT



ICH BIN  
UNSCHULDIG

THRILLER

Pendo

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.piper.de](http://www.piper.de)

Für G.S.

Übersetzung aus dem Englischen von Elvira Willems

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»Under Your Skin« bei Mulholland Books, London

Das Zitat stammt aus William Shakespeare: Macbeth.  
In: William Shakespeare: Sämtliche Werke in vier Bänden.  
Hrsg. v. Anselm Schlösser. Berlin 1975, Bd. 4.  
Aus dem Englischen von Dorothea Tieck.

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen  
Buchausgabe  
1. Auflage 2013

ISBN 978-3-492-96397-8

© 2013 Sabine Durrant

© Deutschsprachige Ausgabe:

Pendo Verlag in der Piper Verlag GmbH, München 2013

Umschlaggestaltung: Mediabureau Di Stefano, Berlin

Umschlagmotiv: Anja Weber Decker/Arcangel Images

Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

# **Freitag**

Ich habe das Haus heute früher verlassen als gewohnt, und obwohl es nicht mehr ganz dunkel ist, ist es auch noch nicht hell. Der Wandsworth Common ist voller Geister und Schatten; wie eisengepanzerte, starre Gestalten ragen die Bäume in den Dunst der ersten Frühlingstage; die Sträucher und Brombeeren an den Eisenbahnschienen ein dicht verfilztes Gewirr: ein Paradies für finstere Gestalten, aber darüber mag ich gar nicht nachdenken.

Ich nehme die gewohnte Route – über die Brücke und um die Fußballfelder herum, die matschig und aufgewühlt sind wie ein kabbeliges Meer. Da wo der Weg auf die Ecke trifft, ist es am dunkelsten, und einen unbehaglichen Augenblick lang ist man eingezwängt zwischen den Eisenbahnschienen auf der einen und dem Abenteuerspielplatz auf der anderen Seite. Ein blauer Anorak, der durchweicht über einem Pfosten hängt, verleiht diesem eine gruselig menschliche Gestalt, und ich beschleunige meine Schritte, bis der Weg über die offene Wiese zur Hauptstraße führt. Autoscheinwerfer streichen über den Bürgersteig – Pendler, die, falls das überhaupt möglich ist, noch früher zur Arbeit müssen

als ich. Ein Schemen kommt fast lautlos auf mich zu, ein anderer Läufer, ein Aufblitzen von Kopfhörern und Lycra, verschwunden in einem Atemzug, zurück bleibt ein Hauch von Wärme und Schweiß. In London ist man nie allein, selbst mitten in der Nacht, selbst in der klingenden Kälte vor der Morgendämmerung im März. Es besteht immer die Möglichkeit, dass einen jemand beobachtet, einem folgt, sieht, was man im Schilde führt. Ich weiß nicht, ob mir das gefällt.

Das Laufen hilft. Das Tempo, der Rhythmus, das Gefühl regelmäßiger Bewegung der Beine bringt Ordnung in meine Gedanken. Letzte Nacht habe ich nicht gut geschlafen. Selbst in den kurzen Phasen der Bewusstlosigkeit habe ich geträumt, ich sei wach. Am Ende musste ich aufstehen. Ich konzentriere mich auf das Atmen. Ein, aus. Ein, aus. Ich werde laufen und versuchen, den Kopf klar zu kriegen, und wenn ich zu Hause bin, gehe ich unter die Dusche, und um sieben kommt Steve, um mich ins Studio zu fahren. Abschiedskuss für Millie – Marta macht ihr Frühstück. (Ich sollte versuchen, Marta mehr zu mögen.) Ob Philip noch da ist? Wahrscheinlich nicht. Er ist jetzt sicher schon – was, Viertel nach fünf? – unter der Dusche, rasiert sich, schüttelt das Nobu und das Dorchester ab – ich

habe die Zigarren gerochen, als er um drei Uhr reingestolpert kam –, zwängt sich in seine eng anliegenden Fahrradklamotten und radelt auf seinem funkelnagelneuen Karbonfahrrad nach Mayfair, Tokio, Bloomberg. Früher sind wir zusammen gelaufen. (Passende Laufjacken mit Kapuzen, Sie und Er, von Asics. Ist es bescheuert, dass ich das toll fand?) Doch seit letztem Sommer sind wir nicht mehr zusammen gelaufen. So wie es in der City läuft, sagt er, braucht er ernsthaftes Muskeltraining. Er braucht starken Widerstand. Laufen, sagt er, wird seinem Stress nicht im Entferntesten gerecht.

Mein Atem geht stoßweise. Ich spüre ihn warm in der Brust. Es ist alles falsch, ich kriege es nicht richtig hin. Ich bin hoffnungslos; nicht mal richtig laufen kann ich. Ich biege in den Mittelweg ein, an der sentimental Bank vorbei, wo jemand an Weihnachten einen Kranz festbindet (»MUM«). Vielleicht hilft es, erst einmal die Belanglosigkeiten auszusortieren: Philips Eltern warten auf eine Antwort wegen des Essens am Sonntag. Millies nachgeholt Geburtstag: Ich muss Philip bitten, ihn nicht zu vergessen. (Wie hat er es fertiggebracht, am Dienstag nicht aufzutauchen?) Das Wochenende in Brighton ... Wenn ich daran denke, passiert in meinem Magen etwas Schreckliches. Er sagte, er

habe zu viel zu tun. »Kein Ding«, habe ich gesagt, auch wenn das überhaupt nicht stimmte. So eine Formulierung benutze ich normalerweise nicht. Es war, als wolle ich jünger und kecker wirken. India, das Mädchen auf der Arbeit mit dem kieferorthopädisch perfekten Lächeln, Stan Kennedys Protégé, hübsch und clever genug, um ein Auge auf meinen Job zu werfen. Kein Ding? Hat Philip mich seltsam angesehen, als ich es gesagt habe? Habe ich mich angehört, als versuchte ich, cool zu sein? Kein Ding – keine große Sache. Aber die ganzen Sachen sind groß, das ist ja das Problem. Was ist belanglos? Was ist ernst? Essen am Sonntag mit Philips Eltern, sexy Unterwäsche in einer Hotelsuite in Brighton, die perlweißen Zähne einer jüngeren Frau, eine Achtjährige, die ihre Kerzen auspustet. Daraus ist das Leben gemacht. Am Ende geht es immer um Liebe.

Rauf zur Brücke und rüber. Hier draußen ist jetzt mehr los. Zwei andere Läufer überqueren die Wiese. Ein großer Hund, der schnüffelnd zum Teich läuft. Unter wildem Flügelschlagen und Geschnatter flattern drei Gänse auf. Der Himmel wird lichter – irgendwo hinter diesen düsteren metallgrauen Wolken geht die Sonne auf, auch wenn die klaren dünnen Sonnenstrahlen den Common noch flacher

erscheinen lassen, Kontrast und Farbe aus ihm saugen. Am Kinderspielplatz steckt ein kleiner roter Kinderschuh umgekehrt auf dem grauen Geländer. An einem silbrigen Ast hängt eine nasse Marienkäfermütze. All diese zurückgelassenen Besitztümer, diese Teile, die Menschen dagelassen haben. Einmal fiel mein Blick beim Laufen im Unterholz auf eine Männerhose. Wie bitte? Es ist schließlich nicht der Clapham Common. Wir sind hier in Wandsworth. Hier haben wir Labradoodle und den Rusty-Racquets-Tennisklub, keine Kabinettsmitglieder in kompromittierenden Positionen. Hier spannt keiner.



Am Café überlege ich es mir in einem Sekundenbruchteil anders und biege ab – eine schnelle Runde um das Bowling Green. Doch als ich die Hütte an den Tennisplätzen erreiche, zieht mich etwas in die Wildnis des Wäldchens dahinter. Normalerweise laufe ich da nicht. Es ist nur ein Dreieck aus dicht stehenden Bäumen, hoch und eng, die den Fußballplatz begrenzen, aber man ist außer Sichtweite der Hauptwege. Es kommt mir zu heikel vor, zu riskant. Warum mache ich es? Das

zunehmende Licht? Der Wunsch, dem Tag davonzulaufen? Der fein manikürte Rasen des Bowling Greens und die Behäbigkeit meines Tempos? Mein hoffnungsloses Scheitern bei dem Versuch, Ordnung in meine Gedanken zu bringen? Ich weiß es nicht. Hinterher sage ich womöglich, es war die plötzliche Sehnsucht, frisches Grün unter den Füßen zu spüren, die elend zahmen Grenzen des Common zu sprengen, um ein paar Sekunden allein zu sein.

Ich habe keine Angst – vielleicht laufe ich zu schnell –, aber das Laufen fällt mir nicht so leicht, wie ich erwartet hatte. Der Untergrund ist uneben, verschiebt sich, um mich zum Stolpern zu bringen. Äste stechen in Augenhöhe hervor, auf Knöchelhöhe lauern Grasbüschel. Und dann fällt durch ein Gewirr aus Ästen mein Blick darauf.

Zuerst denke ich an aufblasbare Puppen. Oder Fische. Einmal sind wir im Urlaub auf der Isle of Wight an einem toten Delfin vorbeigekommen, der am Strand lag – beunruhigend blass und fleischig, verstörend deplatziert –, und als ich als Studentin vor Jahren in Oxford am Kanal entlangspazierte, bin ich über einen toten Schwan gestolpert, der auf dem Damm ausgestreckt lag. Es war schockierend, aber nicht so sehr, weil er tot war – obwohl in all der vergeudeten Schönheit, dem vielen Weiß, durchaus

etwas Grausames lag –, sondern vermutlich, weil er einfach dalag, weil niemand ihn weggeräumt hatte, bevor ich kam.

Ich bleibe stehen und schiebe mich ein Stück ins Gebüsch, drücke die blassen Weißbirkenschösslinge zur Seite, wo Hunde oder ein Fuchs oder ein Mensch das Laub platt getreten haben, bis dahin, wo dieses Durcheinander liegt.

Dann trifft mich das ganze Entsetzen dessen, was ich sehe, und alles, was ich denken kann, ist: Es ist weder eine Puppe noch ein Fisch noch ein Schwan.

Sie liegt auf der Seite, die nackten, weißen Arme über dem Kopf ausgestreckt, den Kopf nach hinten gebogen. Ihr mahagonifarbenes Haar wurde nach hinten gerissen und legt ihr Gesicht frei. Ihre Augen sind offen, doch sie sind glasig, wie mit Klebefolie überzogen. Sie hat lange, dichte Wimpern – so lang und dicht, dass es nur künstliche sein können oder Extensions –, ein schmales Gesicht, kleine Zähne über einer geschwollenen Zunge, die aus dem Mund über die Unterlippe quillt. Sie trägt eine enge, khakifarbane Hose – vielleicht von Topshop – mit Taschen an den Oberschenkeln und kleinen Reißverschlüssen an den Knöcheln. Ihre Füße sind nackt. Ihre Zehennägel sind poliert, fast schwarz, die Fingernägel dagegen rau und eingerissen. Das

schwarze Dreieck eines Tangas da, wo ihr pinkfarbenes T-Shirt mit Flügelärmeln am Rücken hochgerutscht ist. Ihre Haut – Gesicht, Hals, ein Teil ihrer Brust – ist bläulich weiß, doch übersät von Malen, Blut, Schnitten und Kratzern, winzigen Punkten, waagerechten dunklen Linien und blauen Flecken. Und ihr Hals ... Ich ertrage es nicht, den Blick auf ihren Hals zu richten.

Ich habe nicht geschrien. Ich habe überhaupt keinen Laut von mir gegeben. Ist das nicht seltsam? Aber plötzlich höre ich deutlich meine Atemzüge: Sie klingen wie Schluchzer oder Würgen. Ich keuche. Vieles, was ich nicht erwartet hätte – etwa der Gedanke an Topshop. Warum kümmert es mich, wo sie ihre Hose gekauft hat oder ob sie falsche Wimpern trägt? Die Details, die mir auffallen, die ich erfasse, kommen alle auf einmal, wie eine Flut. Ich verarbeite sie nicht, und wenn, fasse ich sie im Kopf in Worte. Ich sortiere sie. Ich denke darüber nach, wie ich es anderen Menschen sagen werde. Ich denke schon an später.

Ich habe die Hand an den Mund gehoben, und für einen Augenblick denke ich, mir wird schlecht. In meiner Kehle ist Galle aufgestiegen, doch ich schlucke sie herunter und taumele durch das Gestrüpp raus auf den Weg. Ich fummеле nach

meinem Handy, das in dem Ding um meinen Hals steckt, und ich brauche mehrere Versuche, bis ich den Reißverschluss auf habe. Viel zu schnell drücke ich die Tasten, immer wieder. Meine Finger sind zu groß; sie zittern so sehr, dass ich es beinahe fallen lasse, selbst als ich durchkomme.

Die Stimme am anderen Ende ist ruhig und leise, so leise, dass ich andauernd wiederhole: »Können Sie mich hören? Können Sie mich hören?«

Sie sagt, sie kann mich hören, und haspelnd bringe ich die Einzelheiten heraus. Auf den Namen der Straße kann ich mich nicht besinnen – die, die diesem Bereich des Common am nächsten ist, ziemlich in der Nähe der Straße, in der ich wohne, eine der Parallelstraßen mit denselben großen, soliden Häusern, eine bekannte Straße, aber ich sage nur: »Trinity Road, das Gefängnis, der ›Toast Rack‹. Sie wissen doch, diese rasterförmigen Straßen? Das Café dort, das Common Ground. Direkt dahinter. In dem dreieckigen Wäldchen.« Sie hat es wohl auf einem Navi oder so, denn sie scheint mehr zu wissen als ich. Sie fragt, ob es mir gut geht oder ob ich das Gefühl habe, in Gefahr zu sein. Sie sagt, ich solle mich nicht vom Fleck rühren und warten.

Als die Verbindung getrennt wird, fühle ich mich plötzlich alles andere als gut. Ich weiß nicht, was ich

mit mir anfangen soll. Ich laufe zurück zu den Tennisplätzen, damit ich sehe, wenn sie kommen, und ihnen zeigen kann, wo sie hinmüssen. Niemand ist in Sicht – nur die Autos, die unablässig die Trinity Road hinter dem Kicketfeld rauf und runter fahren, in der Ferne die Dächer des Wandsworth-Gefängnisses, das Licht, das sich verändert über den großen Häusern an der Straße, deren Name – Dorecote Road – mir jetzt wieder eingefallen ist. Ein Knarren von der Tennishütte, Dunkelheit hinter den Fenstern des kleinen Schuppens am Bowling Green, wo vor Jahren eine schmuddelige schwarz-weiße Katze lebte, die jedoch längst tot ist. Ich bin auf der anderen Seite der Bahngleise, wo ich vorhin war – ein oder zwei Kilometer Laufdistanz, aber über die Gleise nur ein paar Meter. Die Böschungen auf beiden Seiten sind steil, aber da sind Sträucher und Bäume, die ihr nasses Laub im Herbst fallen lassen und den Zugverkehr behindern, Schatten und dunkle Ecken, wo einer hocken könnte. Kinder haben in dem Gebüsch direkt unter mir Lager aufgeschlagen und Höhlen gebaut, um sich darin zu verstecken. Ein Rascheln – es könnte ein Fuchs sein oder ein Eichhörnchen oder bloß ein Vogel, doch zum ersten Mal habe ich Angst. Ich glaube, hier ist jemand, ich werde beobachtet.

Ich schieße den Weg rauf und runter, laufe zur Straße, überlege es mir anders und renne wieder zurück. Ich bin wie eine Ratte unter stressigen Laborbedingungen. Ich kann das Mädchen nicht mehr sehen, und plötzlich habe ich das Gefühl, sie ist fort – jemand hat sie fortgebracht, oder sie war überhaupt nicht da –, und ich laufe den Weg hinunter, stolpere, strecke die Arme aus, um mein Gesicht vor den Ästen und Zweigen zu schützen, und zwänge mich durch Weißdorn, Ginster und Weißbirken – die Kratzer scheren mich nicht –, bis ich den schrecklichen Ort erreiche. Noch bevor ich dort bin, weiß ich, dass sie nicht fort ist, dass sie dort liegt, in dieser schrecklich verzerrten Position, mit diesen glasigen Augen und immer noch tot.

Einen Augenblick ist es still. Vogelgezwitscher, das ist alles. Ein Zug kreischt. Es ist hell geworden, richtiges Tageslicht. Grüne Spitzen an den Enden der Äste in meiner Nähe. Das müssen Knospen sein. Ich komme zu spät zur Arbeit – ich muss direkt ins Studio fahren und mich im Auto schminken –, aber daran sollte ich jetzt nicht denken. Ich hocke mich hin, setze mich in das feuchte Gras und bin mit ihr allein. Sie sieht so verletzlich aus. Ich bemerke einen scharfen, muffigen Geruch, wie Krankenhausflure oder Schwimmbadumkleidekabinen. Ich versuche,

nicht auf ihre Augen zu sehen. Winzige Punkte überziehen ihre Augenlider, bis zu den schmal gezupften Augenbrauen. Ich berühre ihr Haar. Es fühlt sich tot an, aber das sind Haare doch, oder? Irgendwas an ihrem Top – mit Flügelärmeln, vorne runter Knöpfe – stört mich. Unter einer Achsel ist es zusammengeknüllt, und man sieht ihren BH. Ein loser Träger aus schwarzer Spitze hängt vorne raus; er hat sich wohl losgerissen.

Ich weiß nicht, warum ich das tue. Ich tue es fast, ohne zu überlegen. Etwas röhrt sich in mir, und ich nehme den losen Träger aus schwarzer Spitze und schiebe den Haken in die Öse vorn am Körbchen des BHs. Meine Knöchel streichen über den Stoff. Die Oberfläche ist kalt, feucht. Ich höre etwas, und mir geht auf, dass ich Laute von mir gebe. Ich singe. Das Wiegenlied, das ich Millie immer vorgesungen habe, wenn sie beruhigt werden musste. Selbst damals konnte ich mir den Text nicht richtig merken.

»Rüttelnd und schüttelnd ... alle wollen nach Morgenstadt, viele Kilometer entfernt ...« Die Worte bleiben mir im Hals stecken. Es klingt wie ein Stöhnen.

Wie eine Ewigkeit kommt es mir vor, doch es vergehen nur wenige Minuten, bis eine Sirene zu hören ist. Schon in dem Augenblick, da ich das Haus

verließ, wusste ich, dass etwas passieren würde. Ich hatte so ein Gefühl: ein banges, leicht süßliches Gefühl in der Magengrube – eine gruselige Vorahnung.



Sie kommen zu zweit. Eine Frau in Uniform – sie erkennt mich, das sehe ich an ihren leicht geröteten Wangen und wie sie die Augen aufreißt und ihren Kollegen ansieht, als wollte sie sagen: Das ist sie ... du weißt schon, die aus dem Fernsehen. Falls der Mann weiß, wer ich bin, wird er es sich nicht anmerken lassen. Er trägt Alltagskleidung – Jeans und Polohemd –, ein Zeichen für seinen Rang in der Polizeihierarchie. Ich habe oft genug Inspektor Morse gesehen, um das zu wissen. Als er sich vorstellt, fährt er mit einer Hand durch sein leicht fettiges, dichtes, dunkles Haar. Sein Name ist DI Perivale.  
»Und das hier ist PC Morrow.«

Wir sind an der Tennishütte. Ich bin zurückgelaufen, als die Sirene verstummte, als das blaue Licht durch die Bäume zuckte. Ich schüttelte ihnen die Hand, denn plötzlich habe ich ein starkes Bedürfnis nach Körperkontakt. Ich darf nicht weinen; ich bin nicht diejenige, die tot ist. PC Morrow, die

aussieht, als wäre sie zwölf, fasst mich im Gehen am Arm. Sie ist klein und sommersprossig, das mittelbraune Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden; sie ist fast hübsch, obwohl ihre Augen ziemlich nah zusammenstehen und ein Vorderzahn übel überkront ist. Sie erklärt mir, sie habe gerade Schichtende gehabt, als der Anruf einging. »Hatte mich schon auf ein Sandwich mit gebratenem Speck gefreut. Ketchup. Bisschen Würzsoße.« Sie will mich beruhigen. DI Perivale liegt daran nichts. Er geht voraus – krumme Schultern, die Jeans hängt ihm hinten runter. Er rammt die Füße in den Boden wie ein Skifahrer seine Stöcke, entschlossen, als wollte er sich ausbalancieren.

Ich muss ihnen nicht sagen, wo sie ist. Es ist offensichtlich. Als wir näher kommen, sagt DI Perivale, ich solle auf dem Weg warten – beziehungsweise zeigt er es mir, indem er den Arm ausstreckt wie eine Barriere.

»Von der Kripo. Er ist gerade erst gekommen«, flüstert PC Morrow entschuldigend. »Wir haben die Hunde herbestellt. Das Soko-Team ist gleich hier – acht Minuten, wenn sie mit Blaulicht fahren, würde ich tippen.«

»Soko?«, hake ich nach.

»Tatort-Sonderkommission. Die sperren das Gebiet

ab und durchkämmen es nach Beweisen.«

Ich frage sie, was für eine Art von Beweisen, und sie sagt: »Alles Mögliche, Fußabdrücke, das Tatwerkzeug, Fasern, Blut, Haare, Farbe, Glas. Erstaunlich, was die alles einsammeln. Wir müssen also verhindern, dass Sie den Fundort verunreinigen.«

»Hoffentlich habe ich das nicht schon gemacht.«

Sie blickt in das Gestrüpp und macht staunend:

»Tz, tz, tz. Man sollte doch wirklich meinen, die Leute würden hinter sich aufräumen.«

Einen bizarren Augenblick denke ich, sie meint die Tote, und lache halb vor Schock auf, doch dann zeigt sie mit dem Kinn auf eine zusammengeknüllte McDonald's-Tüte, aus der Styroporfetzen und Salatblätter herausgefallen sind.

»Meinen Sie, das könnten Beweise sein?«, frage ich und betrachte sie.

»Eher verdammter Müll. Ganz zu schweigen davon, was das ganze Fett und das Salz mit ihren Arterien anstellt. Wahrscheinlich Kinder.«

»Kinder«, wiederhole ich und denke: Wer war noch hier draußen?

DI Perivale ist noch bei der Toten. Er berührt sie nicht, er hat sich nur hingehockt und betrachtet sie, und er telefoniert. Jetzt ruft er PC Morrow etwas zu

– klingt nach einer Zahlenreihe –, und sie ruft ihrerseits jemanden an. Bleierne Müdigkeit senkt sich über mich. Als sie auflegt, frage ich, ob ich gehen kann, aber sie sagt, sie müsse noch ein paar Details notieren.

Zuerst erkläre ich ihr, dass ich dringend zur Arbeit muss, und sie nickt und erwidert: »Verstehe.« Sie zieht das Wort in die Länge und betont damit den Unterschied zwischen dem Tempo meines Lebens und den Prioritäten ihres Jobs. Sie berät sich kurz mit DI Perivale und geht dann mit mir zurück zum Café, wo wir uns eine Bank suchen. »Sie sehen irgendwie anders aus«, sagt sie. »Ich will mich nicht lustig machen oder so, aber Sie sehen jünger aus als im Fernsehen.«

Ich lache. »Das liegt an den Haaren. Viel Haar. Viel rotes Haar für das Vormittagsfernsehen. Ich habe eigentlich sehr feines Haar, aber für die Sendung wird es mit so viel Haarspray traktiert, dass es wie ein Helm ist.«

»Macht das ein Friseur?«, fragt sie, und als ich nicke, hakt sie nach: »Wie, jeden Tag?«

»Das ist absolut unwirklich«, sage ich, »ein normales Gespräch zu führen, wo ...«

»Ich weiß. Der erste Tote ist immer ein Schock. Jemand hat mal zu mir gesagt, im ersten Jahr

entwickelt ein Polizist ein Gefühl für zwei Gerüche.  
Erstens Dope und zweitens Tod.«

»Da war ein Geruch ...«, sage ich.

Sie zieht die Nase kraus. »Wie im Altenheim ...  
irgendwie sauer.«

»Was anderes.«

Während sie ihr Notizbuch herausholt, zählt sie – so wie jemand von Büchern erzählt, die er kürzlich mit Vergnügen gelesen hat – die Toten auf, mit denen sie in zwei Jahren auf Streife zu tun hatte: ein Selbstmord (durch Erhängen), ein Verkehrsunfall und zwei Herzinfarkte.

»Ein Selbstmord?«, frage ich.

»Ja, du meine Güte«, sagt sie. »Davon kriegt man in diesem Job viele zu sehen.« Sie erklärt mir, dass Frauen und Männer es auf unterschiedliche Art tun, Überdosis und aufgeschlitzte Handgelenke, Erhängen und Erschießen. Und ich weiß, ich könnte aufhören, darüber nachzudenken, aber es ist alles zu viel. Ich will jetzt nach Hause und rasch einen Schluck Kaffee trinken, wenn ich noch Zeit habe, und wenn nicht, dann im Auto. Mir wird schuldbewusst klar, dass ihre Schwatzhaftigkeit mich nervt. Vielleicht gibt sie sich keine besondere Mühe, damit ich mich entspanne; vielleicht ist sie einfach so. Also unterbreche ich sie und erzähle ihr, was passiert ist (»Oh, nicht so

schnell«, bremst sie mich), dass ich laufen war und nicht weiß, warum ich diesen Weg genommen habe, aber irgendetwas mich dazu gebracht hat, und dass ich zuerst gedacht habe, der blasse, längliche Schatten sei ein toter Schwan oder ein Delfin ... Sie notiert, was ich sage. Sie fragt, ob ich etwas oder jemanden gesehen habe, und ich erwähne die anderen Läufer und den Hund am Teich. Abgesehen davon niemanden, nein.

»Sonst noch etwas Ungewöhnliches?«

»Nur ... das Mädchen.«

Sie liest sich einmal durch, was sie notiert hat, und ich beschließe, sie nach den Punkten im Gesicht des Mädchens zu fragen. »Kleine Punkte«, sage ich, »wie Ausschlag, nach dem man schaut, wenn man ein Baby hat, so einer, der nicht weggeht, wenn man ein Glas draufdrückt.«

»Ah, das kenne ich«, sagt sie und schreibt es in ihr Notizbuch. »Petechien, ein Zeichen für Ersticken.«

»Und sie hatte diese Streifen rund um den Hals, als hätte man einen Käsedraht darumgelegt, aber auch blaue Flecken und Abschürfungen, wie Fingerabdrücke. Glauben Sie, das war eine Schnittwunde an ihrem Hals, oder wurde sie erdrosselt?«

»Das kann erst die Rechtsmedizin sagen«, erwidert

sie. »Ich bin keine Expertin, aber in so einem Fall gehören Fingerabdrücke oft nicht dem Angreifer, sondern dem Opfer. Wissen Sie, wenn es sich wehrt, um sich von dem Seil zu befreien.«

Unwillkürlich erschaudere ich, und dann tue ich es noch einmal, weil ich mich dann besser fühle. Ich habe mir meine graue Kapuzenjacke um die Taille gebunden, und jetzt knote ich sie auf und ziehe sie über mein T-Shirt. Ich spüre, wie der Schock sich allmählich legt und zu etwas Normalerem, Erklärbarerem wird.

»Kann ich Ihr Autogramm haben?«, fragt PC Morrow, und ich drehe mich mit einem instinktiven Lächeln und gehorsam erhobener Hand um, bevor ich begreife, dass sie nur will, dass ich meine Aussage unterzeichne.

Als ich aufschauе, kommt DI Perivale den Weg runter, und in der Ferne höre ich neue Sirenen, die sich durch das Gewirr von Einbahnstraßen in Wandsworth nähern und lauter werden. Hunde und Soko, Leute mit Kameras und Gerätschaften – was, Stöcken? –, um im Gras zu stochern, um Beweise zu finden, Fasern, Farbe, Glas, um herauszufinden, wer das hier getan hat.

Es ist ein seltsames Gefühl, es ist, wie loszulassen. Es ist jetzt nicht mehr meine Tote. Sie gehört jetzt

ihnen.



Eingekeilt im dichten Verkehr von Stockwell nach Waterloo, von Minute zu Minute mit mehr Verspätung, fünfundvierzig Minuten, die sich zu neunzig ausdehnen, verpasste ich die morgendliche Produktionsbesprechung, wodurch ich den ganzen Tag im Hintertreffen bin. Als wäre ich das – nachdem ich über eine Tote gestolpert bin – nicht eh schon.

Stan Kennedy, mein Komoderator, ist, als ich vorbeigehe, in der Künstlergarderobe und plaudert mit zwei Gästen – eine Hebamme, die den Pampers-Preis für herausragende Leistungen gewonnen hat und hier ist, um hinsichtlich einer neuen Sitcom über Geburten zu sprechen, und eine arme Frau etwa in meinem Alter, deren Sohn sich vor einem Jahr im Alter von vierzehn das Leben genommen hat, nachdem er eine Zeit lang auf Facebook gemobbt worden war. Unter dem Tisch schnüffelt ein Lurcher nach runtergefallenen Krümeln, der, wie die Regieassistentin Dawn mir erklärte, »das Herz der Nation gestohlen hat«, weil er auf einem bei YouTube eingestellten Filmchen mit einem Huhn Fußball spielt. Leben, Tod und ein Hund, das ist hier

bei Mornin' All ganz normal.

Falls Stan mich sieht, dann schaut er nicht auf. Das Leben wäre leichter, wenn wir miteinander klarkämen. Er lacht laut, als ich zum Make-up eile – das kehlige, schallende Gelächter, das sein Markenzeichen ist und das ihn so natürlich und liebenswert rüberkommen lässt, in dem er sich ganz auf den Menschen vor ihm konzentriert. Selbst die trauernde Mutter wird bezaubert sein, den Blick lächelnd auf die Füße senken und unsichtbare Knitterfalten aus ihrem Rock streichen. Er schenkt es jedem, außer mir. Das ist Krieg durch Unterlassung. Meine Freundin Clara, die ihm zweimal begegnet ist, sagt, seine zackigen Eckzähne machten ihn so attraktiv – sie machten das Mädchenhafte seiner Züge wieder wett. Seine Unterlippe ist viel dicker als seine Oberlippe – als hätte er eine draufbekommen. Clara, das kleine Biest, findet sie zum Reinbeißen.

Ich kann es immer noch hören, sein leutseliges Zigaretten-und-Schnaps-Bellen, das von den Wänden widerhallt, als ich den Flur hinunter in meine Garderobe gehe. Irgendetwas an diesem Lachen gibt mir immer das Gefühl, ausgeschlossen zu sein. Annie wartet bereits, nervös wegen meiner Verspätung, die Tuben aufgereiht, die Warmluftbürste im Anschlag. Ich komme rein und

entschuldige mich gleich; ich mache ihr die Arbeit nur ungern noch schwerer, als sie eh schon ist. Ich weiß nicht, ob man ihr gesagt hat, warum ich zu spät komme – aus dem Auto habe ich die Produzentin kurz darüber informiert, was passiert ist, und vielleicht hat sie es rumerzählt.

»Sie sehen aus wie der Tod«, sagt sie, als ich mich setze. Also nicht.

Ich wünschte, ich hätte Zeit, ihr alles zu erzählen. Ich unterhalte mich gern mit ihr. Das sage ich ihr immer wieder, denn ich möchte, dass sie sich besser fühlt wegen ihres Jobs. Obwohl ich wahrscheinlich nur möchte, dass ich mich wegen ihres Jobs besser fühle. Ich habe es gar nicht verdient, dass man so ein Tamtam um mich macht. Aber jetzt geht es nicht. Es ist kurz vor zehn. Es ist nicht genug Zeit. Es wäre ihr gegenüber nicht fair. Annie, die kurzes Haar trägt und kein Make-up aufgelegt hat, ist zu nervös, um zu plaudern, und ich habe mir schon ein karmesinrotes Kleid von Diane von Furstenberg über den Kopf streifen lassen und ziehe das Gesicht glatt für Cashmere Beige oder Opal Beige, öffne die Lippen für Sangria oder Old Hollywood, schließe die Augen für Weizen und Zobel, Toast und Taupe. Kann sein, dass sie recht hat. Vielleicht sehe ich aus wie der Tod – violette Flecken unter den Augen,

und die Augenlider schlupfen auch jeden Tag mehr. Mein Haar ist nicht mehr so kräftig, wie es mal war; das Tizianrot verblasst zu ... was, Lachs? Ich denke an das Haar meiner Mutter, so glänzend, so wild und lebenssprühend, als ich ein Kind war, doch am Ende von einem schmutzigen Orange-Pink. Die Haare des toten Mädchens waren auch rot. Bestimmt nicht echt. Bestimmt gefärbt. Ist es verrückt zu sagen, dass sie mir irgendwie bekannt vorkam?

»So ...«, sagt Annie und tritt zurück, »jetzt sehen Sie wieder mehr aus wie ein Mensch.«

»Sie sind einfach brillant«, sage ich, obwohl in Wirklichkeit ich diejenige bin, die brillant ist – die ganzen schimmernden Pigmente und reflektierenden Mikropartikel. Ich werde einigermaßen anständig aussehen da draußen. Niemand wird den winzigen zuckenden Muskel an meinem Auge bemerken. Auch wenn das gar nicht ich bin, dieser Look, diese gigantischen Haare. Wenn ich ehrlich bin – was ich Annie gegenüber niemals zugeben würde –, dann finde ich, dass ich im Vergrößerungsspiegel aussehe wie eine Transe. Frauen verwandeln sich in Männer, wenn sie älter werden, Männer in Frauen. Ich kann mich nicht erinnern, wer das mal gesagt hat. Altwerden ist ein rechter Mist. Doch, wie Clara sagt, die Alternative ist noch schlimmer.

Hätte ich mir den Tag freinehmen können? Hätte es ausgereicht? Selbst als meine Mutter krank war, habe ich kaum eine Sendung verpasst. Es gab Nächte, da bin ich nicht ins Bett gekommen; ich habe mich um die entsetzlichen Folgen ihrer Krankheit gekümmert und bin in den frühen Morgenstunden wieder die M4 runtergebrettert und stand, an den Händen noch den leisen Hauch von Erbrochenem, lächelnd vor der Kamera. Empfinden viele Frauen das ähnlich? Dass wir durch reines Glück dahin gekommen sind, wo wir sind? Ein Ausrutscher, der kleinste Fehler, und raus sind wir? Doch heute Morgen hätte ich vielleicht nicht kommen sollen. Wenn man mit einer Tragödie konfrontiert ist, bemerkt man es am Anfang manchmal gar nicht. Wir hatten einmal ein Paar in der Sendung, das am Ende des Skiurlaubs gerade beim Kofferpacken war, als ihr kleiner Sohn bei einem Unfall mit einem Schneepflug ums Leben kam; er erstickte unter dem zur Seite geschobenen Schnee. Ein unerträgliches Detail: Nachdem sie den Leichnam ihres kleinen Jungen ins Krankenhaus gebracht hatten, fuhren sie über die Alpen und nahmen die bereits gebuchte Fähre. Ich weiß, dass man mein Erlebnis nicht im Entferntesten mit ihrem vergleichen kann, aber ich will vermutlich darauf hinaus, dass Menschen unter Stress die

seltsamsten Dinge tun.

Annie verlangt nach meinen Fingern – scharlachrote Fingernägel, passend zu den scharlachroten Nelken in der Vase auf dem Couchtisch im Studio. Sie hat ihre Anweisungen. Diese Details sind wichtig. Falls ihr auffällt, dass meine Hände zittern, dann sagt sie nichts. Ich drücke die Handflächen in das Handtuch auf dem Frisiertisch und spüre das Zittern den ganzen Arm rauf.

Die roten Nägel. Die roten Blumen. Das langärmelige rote Kleid. Ich denke an Blut und Tod, unblutigen Tod – diese Streifen am Hals des Mädchens. Ich wedele mit meinen roten Nägeln vor Annies Nase herum. »Bin ich nicht zu rot?«

»Fröhlich«, meint Annie. »Aufheiternd an einem grauen Märzmorgen wie heute. Sie sehen toll aus, wie immer. Muntern Sie uns auf. Wir können es Gott weiß gebrauchen.«



Ich hatte nie vor, Fernsehmoderatorin im Vormittagsprogramm zu werden. Ich bin da reingerutscht. Ich war Rechercheurin und Reporterin, und dann kam das Angebot, und Philip war ganz begeistert, und ich sagte Ja, bevor ich auf

die Idee kam, Nein zu sagen. Ein seltsamer Job, weder richtig schauspielern noch richtiger Journalismus. Man kann sich gar nicht vorstellen, dass er bei jemandem auf der Liste der Traumberufe einen der vorderen Plätze einnimmt. Niemand respektiert eine Fernsehmoderatorin im Tagesprogramm. Wir sind die Kurzschrift für »nichtssagend«, rangieren in der Nahrungskette weit unter unseren Kollegen von den Nachrichten – »süße Gesichter und süße Hintern und nichts dazwischen«, um Kate Adie zu zitieren. »Wenn Mr Blair anfängt, Bagdad zu bombardieren«, sagt Richard Ingrams, »werden wir darüber von einer lächelnden Tussi mit perfekt gerichteten Zähnen informiert.«

Wenn ich Studienkollegen aus Oxford sehe, die im Verlagswesen und in der akademischen Welt Karriere gemacht haben, oder einer dieser Tussen über den Weg laufe, mit denen ich bei der BBC im Traineeprogramm war – die jetzt Produzentinnen bei Panorama sind oder hinter den Kulissen in der Politik agieren –, bin ich abgehärtet gegen Beleidigungen. »Wie ist es in der Welt unsanft gebogener Bananen?«, brüllte kürzlich beim National Television Award ein Typ durch den Saal, mit dem zusammen ich Rechercheurin bei Newsnight war. Gott weiß,

was er jetzt macht, aber er schien immer noch dasselbe Hemd zu tragen. Ich lächelte und sagte: »Lass die Hosen runter, und ich sag's dir.« Sein ganzer Tisch lachte.

Bei der Erinnerung daran habe ich ein komisches Gefühl. Es war nicht lustig. Sie haben nur gelacht, weil ich (ein bisschen) berühmt bin, weil man mich halt kennt. In Bezug darauf war ihr Gelächter ehrlich gesagt schlimmer als seine Stichelei. Ich weiß schon, dass das Vormittagsprogramm im Fernsehen mit Langzeitarbeitslosen und unheilbar Depressiven assoziiert wird, dass es beim Bügeln nur geringfügig besser ist als die Stille. »Hausfrauenfernsehen« ist der passende Begriff. Aber ich weiß auch, dass vieles für das spricht, was ich tue, und dass längst nicht jeder es könnte. Es geht nicht um perfekte Zähne oder darum, genau Bescheid zu wissen über die EU-Gemüseverordnung; es geht darum, den Zuschauer direkt anzusprechen – nicht alle auf einmal, einen nach dem anderen. Man muss einen guten Draht zu den Leuten haben. Wir sind das richtige Leben in Ihrem Wohnzimmer, Stan und ich, und das ist keine geringe Leistung, wenn nicht sogar eine Kunst.

Trotz allem sitze ich heute vor ihm auf dem Sofa. Annie sagt, er ist gern als Erster da, dann kann er über mein Zuspätkommen lästern, »mein hektisch

jongliertes Leben«, wie er es nennt. Ich habe ihr erklärt, das wäre nur Spaß, flapsige Hänseleien, Warmlaufen für den gespielt groben Schlagabtausch zwischen uns, der die Show so beliebt macht; er meine kein Wort davon ernst. Doch hinter dem Lächeln, den Klapsen auf die Schulter, fürchte ich, er meint es doch ernst. Es ist ein winzig kleines Element in seinem Bemühen, mir um eine Nasenlänge voraus zu sein, seiner Kampagne, mich zu ersetzen. Er hat keine Gewissheit, dass ich mehr verdiene als er, aber er erträgt den Zweifel nicht.

Ich bekomme das Mikrofon angesteckt – Hal, der Aufnahmeleiter, befestigt es unter dem Kleid an meinen Balconette-BH und schiebt es in meinen Ausschnitt. Ich denke an das Mädchen und seinen BH – es muss ein Multiway-BH gewesen sein, bei dem man die Träger als Nackenträger oder überkreuz befestigen oder ganz weglassen kann, sonst hätte sich der eine nicht vorn gelöst. Doch dann kommt mir der Gedanke viel zu intim vor, also versuchte ich, nicht daran zu denken. In dem Moment kommt Stan rein und plaudert mit Terri, der Produzentin.

Er sieht mich und hält in gespielter Überraschung die Hände hoch. »Miss Marple. Klärt einen Mord auf, hilft der Polizei bei ihren Ermittlungen, und trotzdem pünktlich bei der Arbeit. Oder ist Miss Marple als

Rollenvorbild doch ein bisschen zu alt?« Er zwirbelt unsichtbare Schnurrbartspitzen und spricht mit belgischem Akzent weiter. »Vielleicht Hercule Poirot?«

Hat er die ganze Zeit vorgehabt, nach mir reinzukommen? Es ist immer gut zu stehen, wenn man jemanden herabsetzen will. In diesem Kontext – dem Kontext, in dem mein Leben aus dem Gewohnten und Häuslichen herausgerissen wurde – ist es vielleicht wichtig für ihn, geschäftiger und fröhlicher und verantwortungsbewusster und lebendiger zu erscheinen als ich.

»Keinen Mord aufgeklärt, Stan the Man«, versetze ich grinsend. Ich lasse Terri niemals sehen, wenn ich einknicke. Sie ist tough und hat keine Zeit für Weichlinge, aber solange ich gelassen bleibe, macht sie sich für mich stark. Ich weiß, dass er nicht nachhaken wird; dies ist meine einzige Chance. »Nur eine Tote gefunden.«

Als er sich auf die Couch plumpsen lässt, plustert sich die Polsterung unter mir von der verdrängten Luft auf.

»Erinner mich daran, niemals mit dir laufen zu gehen«, sagt er in den Raum.

Das Mornin'-All-Studio nimmt die ganze fünfte Etage eines Turms an der South Bank ein. Aus dem

Fenster hinter mir geht der Blick über London und die Themse – so großartig und perfekt wie ein Studiohintergrund. Unser Bereich mit seiner künstlichen Wand im »Lagerhausstil«, dem Teppich mit Wirbelmuster und dem kuscheligen Sofa liegt mitten im Studio. Die Beleuchtung ist montiert. Wir sind eine glänzende, hell erleuchtete Insel der Lieblichkeit, ein Sonnenstrahl, aber ich sitze hier und alles, woran ich denken kann, ist, wie hässlich Stan ist. Die Musik läuft, das Intro wird abgespielt, und er witzelt durch den Raum – zu den Beleuchtern und den Tonleuten, den Rechercheuren, zu der hübschen India in ihrer Ecke, die auf ihren Einsatz bei Twitter und E-Mail und Facebook wartet. Er ist ein ungehobelter Rugbyspieler: »Was ist der Unterschied zwischen Pädophilie und Nekrophilie? Achtzig Jahre.« Er versucht, mich nervös zu machen. Ich frage mich, ob er nicht ein wenig mit schwerer Zunge spricht.

Dann sind wir auf Sendung. Ich sage Guten Morgen und erzähle ein bisschen was, und er wendet sich zur Kamera, stellt mit den Augen eine Verbindung zu den Zuschauern her und blickt ihnen tief in die Seele, als wäre er der Einzige, der sie versteht. Bei meiner Begrüßung, eingestellt auf die Stimme in meinem Ohr, sage ich, in der Küche werde uns ein Muppet erwarten, und preise unseren

Wettbewerb um das bestgekleidete Mitglied des Unterhauses an. Ich verspreche Sally Bercrows »Presseschau« und verweise auf den Lieblingshund der Nation und die preisgekrönte Hebamme. Doch die Facebook-Mutter haben sie Stan gegeben. Mit ernster Miene und nach unten gezogenen Mundwinkeln kündigt er an, mit welch traurigem Thema wir uns im Laufe der Sendung befassen werden. »Vor einem Jahr«, sagt er schlicht, »verlor Maggie Leonards vierzehnjähriger Sohn das Leben, weil er im Internet schikaniert wurde.« Er bedenkt mich mit einem von geteiltem Leid schweren Blick. Ich nicke mitfühlend und deute ein trauriges Lächeln an. Das stehen wir gemeinsam durch, wir beide.

Er fährt sich mit der Hand über das Kinn; ich allein kann das Schaben der Haut über die Stoppeln hören.

»Ein harter Tag«, schließt Stan.



Vor ein paar Wochen, als ein Kabinettsminister dabei erwischt worden war, wie er bei einer öffentlichen Befragung gelogen hatte, luden wir eine Psychologin ins Studio ein, um über Körpersprache und die Kunst des Lügens zu sprechen. Kinder, sagte sie, halten

sich oft den Mund zu, nachdem sie kleinere Lügen erzählt haben; Erwachsene fahren mit der Hand ans Kinn oder hantieren an ihren Manschetten herum – der unbewusste Wunsch, die Arme zu verschränken.

Während der heutigen Sendung achte ich besonders auf meine Körpersprache, denn ich habe das Gefühl, ich lüge von vorn bis hinten. Es ist mir völlig egal. Heute kommen mir die Banalitäten besonders seicht vor. Ich bin zu spät dran mit meinem Stichwort für India und muss mich live entschuldigen und für die Zuschauer ein »Oh, wie peinlich«-Gesicht aufsetzen. »Kein Problem«, sagt India darauf. Ich äußere mich begeistert über den Lurcher – Billy heißt er –, necke Stan, wünschte, ich hätte die Alarmanlage überprüft, bevor ich das Haus verlassen habe, und hätte Marta gesagt, sie soll nicht durch den Common gehen, sondern den langen Weg zur Schule fahren. Ich hatte meine Gedanken nicht beisammen. Man muss Vorsichtsmaßnahmen treffen.

Während des Interviews mit Maggie Leonard sitze ich mit zur Seite geneigtem Kopf da. Wir wissen, welches Vokabular am Vormittag erlaubt ist und welches nicht. Wir sprechen von »entschlafen«, »verlor sein Leben«, »ist nicht mehr unter uns«, »hat uns verlassen«. Es ist verrückt, wie viel Mühe

wir uns geben, damit uns bloß nicht das Wort »tot« über die Lippen kommt.

Im Auto auf dem Heimweg lehne ich das Gesicht an die Scheibe. Es ist eine Erleichterung, mich endlich zu entspannen. Ich denke an das arme Mädchen. Das Auto bleibt stehen und fährt weiter, ruckt an und beschleunigt. Ich stoße mir das Kinn, schlage mit der Stirn an. Mein Hals ist ganz schlaff. Steve, mein Fahrer, plaudert über sein Dartspiel am Vorabend und die Straßenbauarbeiten an der Kreuzung Elephant and Castle. »Ich hab dieses Wetter satt«, sagt er. »Es ist nicht kalt, es ist nicht nass, es ist nicht warm. Es ist einfach nichts, oder? Dieses Jahr ist der März einfach nur gar nichts.«

Ladenfronten, Wellblech, Kreisverkehre, U-Bahn-Eingänge, Bauarbeiten – Kräne und Presslufthammer und mit Graffiti besprühte Markisen, es ist alles noch da. Schreckliche Dinge widerfahren guten Menschen. Busse haben Unfälle, und Kinder sterben. Im Kongo werden Frauen vergewaltigt und verstümmelt – darüber war neulich eine Sendung im Fernsehen. Freunde erzählen einem von Tragödien – der unerwartete Herzinfarkt eines jungen Ehemannes, die tapfere Sechsjährige mit Leukämie. Und sie berühren das eigene Leben, diese schrecklichen Dinge. Man wünscht, sie wären nicht real, und

mittens in der Nacht setzt das Herz einen Schlag aus. Doch dann prallen sie ab wie Steine von einer Windschutzscheibe, und nach einer Weile muss man zu seiner Schande gestehen, dass man die winzige Kerbe in der Ecke gar nicht mehr bemerkt. Man macht mit seiner kleinen Existenz weiter, sorgt sich um die eigenen kleinen Probleme – ein liebloser Mann, ein anmaßender Kollege. Doch dies, dieser Tod, hat alles auf den Kopf gestellt. Er ist zu nah. Niemand ist sicher. Dies ist eine Welt, in der Menschen andere Menschen töten. Der Tod kommt nicht immer langsam, über Monate oder Jahre, wie bei meiner Mutter. Er kann sekundenschnell kommen, von außen. In wenigen Sekunden. Ein Seil um den Hals, ziehen, mehr braucht es nicht. Bei diesem Gedanken wird mir schwindlig, als würde ich jeden Augenblick stürzen.

Das Auto vibriert an der Ampel. Mein perfektes Leben. Was ist es im Vergleich dazu? Nichts. Ich denke nicht an den Tod des Mädchens, sondern an seine Geburt. An seine Mutter. Seine Eltern. Die Schule. Sommerferien. Jobs. Familie. Freunde. Freund. Hat man es ihnen schon gesagt? Weiß die Polizei schon, wer sie ist? War. Mochte sie ihr Leben, oder hat sie sich ein anderes gewünscht? Ich habe angefangen zu zittern, obwohl es hier hinten warm

ist.

Die BBC-Nachrichten-App auf meinem iPhone erwähnt die Sache noch mit keinem Wort. Kein kleiner Pfeil oder Kasten mit »Neu«. Keine »Eilmeldung«. Ist es überhaupt eine Nachricht? Ich weiß nicht. Ein Torso, der in Limehouse auf dem Wasser hüpfte, ein Müllbeutel mit Gliedmaßen, der im Regent's Canal schwamm, das waren Nachrichten. Aber bei ganzen Toten ist es vielleicht etwas anderes. Vielleicht sind unversehrte Tote etwas ganz Normales. Vielleicht werden in öffentlichen Parks in anderen Vororten – Bexleyheath, Southall Green, Crouch End – jeden Tag ganze Tote gefunden. Was ist normal? Was nicht? Ich habe keinen klaren Blick darauf.

Der Verkehr kommt ganz zum Erliegen. Ein Lkw mit einem Container, der von der Walworth Road auf die Kreuzung setzt, blockiert die Straße in sämtliche Richtungen. Hupen. Auspuffwolken steigen gen Himmel.

»Da sitzen doch nur Idioten am Steuer, bei diesen Container-Lkws«, sagt Steve. »Kein Respekt. Die sind alle gleich. Exhäuser, jede Wette. Wie die in meiner Straße über die Schwellen brettern, das klingt jedes Mal, als würde eine Bombe hochgehen. Die machen das bestimmt mit Absicht. Die sollten

lernen, ihre Wut zu zügeln«, sagt er und fährt, indem er jedes Mitgefühl fahren lässt, fort: »Gehören alle aufgeknüpft.«

Der Stau löst sich auf. Ungehindert gleiten wir die Kennington Park Road hinunter, der Straßenbelag glatt unter den Rädern, und Steve, der das Fenster runtergekurbelt hat, um einen zornigen Ellbogen rauszustrecken, spricht jetzt mit dem Wind, der an seinen Ohren vorbeipfeift, am U-Bahnhof Oval Tube und an der St. Mark's Church vorbei, und seine Worte verwirbelt. Ich habe nicht viel Zeit. Am Clapham Common wird er die Scheibe schließen, bis dahin hat er sich beruhigt. Ich muss ihn nach seiner Frau fragen – sie hatte heute ihren Termin beim Frauenarzt – und mich danach erkundigen, ob seine Tochter Sammy den Vorstellungstermin bekommen hat. Ich mach's gleich, wenn das Fenster zu ist. Doch jetzt ist ein guter Moment, um Clara anzurufen, jetzt ist sie im Lehrerzimmer; ruhiger wird's bei ihr nicht.

»Hallo, Gaby Mortimer«, sagt Clara, die meinen Namen vom Display ihres Nokia-Handys abliest, wie immer.

Im Hintergrund höre ich Lärm, wie ein langsamer Zug auf einem Gleis oder eine Kantinenmitarbeiterin, die Tabletts abräumt.

»Bist du da?«, fragt sie.

Ich räuspere mich und sage: »Hallo, Clara Macdonald.«

»Gott«, meint sie. »Freitag. Konnte, was mich angeht, nicht schnell genug kommen. Ich will nur noch nach Hause, mir ein heißes Bad einlassen, nach den Kindern schauen – Nick kocht – und vor Mad Men die Füße hochlegen. Ich müsste einen ganzen Berg Stunden vorbereiten, aber ich werde mir keine Schuldgefühle machen, denn die Liste der aufgenommenen Folgen ist so lang, dass ich sie abarbeiten muss, sonst fängt sie noch an, sich selbst zu löschen. Oder ist das nur ein Mythos? Egal, wenn ich ein bisschen Fernsehen gucke, dann ist das, als würde ich aufräumen.«

Allein ihre Stimme zu hören muntert mich auf. Wir sind seit der Schule befreundet, und für mich verkörpert Clara Macdonald den perfekten Menschen.

»Was gibt's?«, fährt sie fort, als sie mein Schweigen bemerkt. »Wer hat dich geärgert? Philip? Ist er immer noch ein Idiot? Oder ist es der gut aussehende Typ auf der Arbeit?«

»Beide«, sage ich halb lachend. »Der Idiot ist ein Idiot, und der Arsch ist ein Arsch, aber ...«

Ich habe überlegt, wie ich es sagen soll, in welche

Reihenfolge ich die Worte bringen soll, ob ich meinen »erstklassigen Klatsch« fröhlich mit »Du wirst nicht glauben, was mir heute passiert ist« einleiten oder ob ich ernst sein soll: »Hör mal, es ist sicher bald in den Nachrichten, und ich wollte, dass du es von mir erfährst.« Ich weiß es immer noch nicht. Beides kommt mir irgendwie nicht richtig vor. Das Erste ist zu aufdringlich und gefühllos. Das Zweite, also, dieser Tonfall, nicht wahr, der sich einschleicht, wenn Menschen einem schreckliche Dinge berichten? Ein bisschen das, was meine Lieblingstante »kirchlich« genannt hätte, ein bisschen genuschelt und selbstgerecht. Ein absoluter Killer. Und ich weiß auch, dass Clara tränenselig mitfühlend auf mein traumatisches Erlebnis reagieren wird, und das habe ich nicht verdient. Es ist nicht fair. Kein bisschen.

Ich stelle mir vor, wie Clara im Lehrerzimmer steht, ihre Kolleginnen und Kollegen um sie herum, eine Büchertasche von Daunt Books über der Schulter, ihre Oyster-Card für die U-Bahn – rasch hinfassen, um sich zu vergewissern – sicher in der Gesäßtasche. Sie hat vielleicht schon den Mantel an – der Tweedmantel von Primark –, den gestreiften Schal um den Hals geschlungen. Ich stelle mir vor, dass jeden Moment die Tür aufgeht, ein Stück durch den überfüllten Flur, ein netter Kollege, der ihr anbietet,

sie bis zur U-Bahn-Haltestelle mitzunehmen.

Steve hat das Fenster hochgekurbelt. Ich überlege es mir anders. Ich rede nachher mit ihr, wenn sie nicht in Eile ist. Wahrscheinlich reagiere ich sowieso übertrieben. So fröhlich wie möglich sage ich: »Wollte nur mal Hallo sagen vor dem Wochenende.«

Sie klingt vergnügt, als hätte sie keinerlei Sorgen. »Bevor die Hölle ausbricht«, sagt sie.



Marta ist in der Küche, sie isst nicht, sondern sitzt gleichmäßig am Tisch und blättert in der Grazia. Sie scheint nie was zu essen. Letzten Sommer ging alles so schnell – Robin, unser altes Kindermädchen, war schwanger, und meine Mutter lag im Sterben. Ich war nicht so sorgfältig wie sonst. Vielleicht habe ich auch nicht die richtigen Fragen gestellt. Das Kindermädchen war quasi ein Panikkauf. Jetzt bereitet sie mir Sorgen. Ich mache ihr keine Vorwürfe, dass sie nicht isst, was ich kische – ich bin nicht gerade Jamie Oliver. Aber ich frage mich, wann sie isst und was und ob es irgendwie meine Verantwortung ist. Immerhin ist sie erst vierundzwanzig. Vielleicht hat sie Heimweh oder hat

irgendeine Essstörung, über die ich Bescheid wissen sollte. Ich stelle mir vor, wie sie sich heimlich mit Twix und Monster Munch und Kartoffelchips vollstopft.

Millie ist im Turnklub, eine andere Mutter bringt sie nachher mit nach Hause. Marta hat die Wäsche fertig gemacht. Rechteckige Stapel gefalteter Pullover und T-Shirts – darunter auch meine Laufsachen vom Morgen, gewaschen und gebügelt – warten darauf, verteilt zu werden. Die Küchenarbeitsplatten aus hellem Granit sind poliert und aufgeräumt, der Boden glänzt. Öffnet man eine der schimmernden Schranktüren, sind dahinter die Müslischachteln und Marmeladengläser ordentlich aufgereiht. Das ist auch so etwas: ihre Reinlichkeit. Als sie zu uns kam, war das Einzige, worum sie bat, besondere Putzhandschuhe aus Latex, wie eine zweite Haut. Ich weiß, dass ich dankbar sein sollte. Philip ist in seinem Element, endlich eine Umgebung, die seinem Hirn entspricht. Doch ich fühle mich unbehaglich. Ich wünschte, sie würde überhaupt nicht sauber machen oder aufräumen. Robin, die aus Neuseeland stammte und sieben Jahre bei uns war, bis sie schwanger wurde und letzten Sommer ihren Bauern aus East Anglia geheiratet hat, war unglaublich unordentlich, was mich überhaupt nicht gestört hat.

Sie gehörte zur Familie. Wir – also sie und ich – haben zusammen die Ärmel hochgekrempt. Marta ist anders. Marta fühlt sich wie eine Hausangestellte, und ich weiß, dass das ein Luxusproblem ist, und ich weiß auch, dass ich mich einkriegen sollte, aber mir wäre es lieber, sie wäre eher wie eine Freundin.

Leise mache ich Tee – Zitrone und Ingwer, gut für die Nerven – und setze mich auf die Bank. Marta blickt schicksalsergeben auf. Sie denkt, ich will mich unterhalten. Ihr graut davor. Aber ich muss ihr erzählen, was passiert ist. Ich will sie nicht beunruhigen, sage ich, aber sie muss vorsichtig sein. Sie solle darauf achten, dass Türen und Fenster verschlossen sind. Sie solle nicht durch den Common gehen, nicht mit Millie, aber auch nicht allein. Sie solle auf der Hut sein. Wir wissen nicht, wer da draußen herumläuft, sage ich, suche nach einem Funken oder gar Erschrecken, irgendetwas anderem als dieser stumpfen Ausdruckslosigkeit.

Sie starrt mich hinter zwei Vorhängen aus schwarzem Haar an. Als ich fertig bin, schaut sie weg, beißt ein Stück Nagelhaut ab und zupft mit dem Daumen daran. Sie sagt, sie sei immer vorsichtig, wenn sie sich um Millie kümmere, und vergewissere sich immer, dass die Alarmanlage eingeschaltet sei. Wahrscheinlich bilde ich es mir nur

ein, aber sie klingt ein wenig defensiv, als hätte ich mir die ganze Geschichte nur ausgedacht, um auf ihr herumzuhacken. Ich muss es ganz falsch übergebracht haben.

Ich senke den Blick auf die Zeitschrift, die aufgeschlagen vor ihr liegt. Es ist eine Fotostrecke über Pippa Middleton, und Marta hat mit Kugelschreiber auf der Seite herumgekritzelt, obwohl es eigentlich keine Kritzeleien sind, sondern eher Kratzspuren. Wie es aussieht, hat sie Pippa Middletons Gesicht durchgestrichen.

Ich frage sie, wie ihr Kurs läuft – sie lernt Englisch in einer Sprachenschule in Tooting. Ich erzähle ihr von einer Bar, von der ich gehört habe, wo sich junge Leute treffen, die »ganz juxig klang«. Nicht zu fassen, dass ich das gerade gesagt habe. Ganz juxig? Verdammt. Kein Wunder, dass sie mich hasst. Als es an der Tür läutet, fliehe ich, damit ich endlich den Mund halte.

Ein großer dunkelhaariger Mann in weiter Jeans und einer schmutzig grünen Wachsjacke steht da, leicht vornübergebeugt, den Rücken mir zugekehrt. Er betrachtet eindringlich ein Blatt an einem Ast des Olivenbaums, der dem Weg am nächsten steht. Eine Millisekunde später als nötig dreht er sich um und sagt: »Pressen Sie Ihr eigenes Öl?«

Es ist DI Perivale.

»Erst vor einem Monat gepflanzt«, sage ich, »die Olivenbäume. Wir haben den ganzen Garten machen lassen, vor und hinter dem Haus, eine komplette Umgestaltung. Eine Firma namens Muddy Wellies. Also weiß ich es noch nicht. Aber es sind nur drei Bäume, also selbst in heißen Sommern eher nicht.«

Er tritt vor und streckt die Hände aus, wie um einen Abstand zu messen. »Hübsche Bude. Groß für Sie drei.«

Um meine Überraschung zu verbergen, dass er überhaupt etwas über mich weiß (»Sie drei«), lehne ich mich zurück und blicke an der neu verfügten Backsteinmauer hoch zu den drei Etagen Fenster, dem eleganten, spitz zulaufenden viktorianischen Giebel und dem dicken, verdrehten Holz einer frisch gepflanzten Glyzinie, als würde ich unser Haus das erste Mal betrachten, als würde jemand anders darin wohnen.

»Meine Kollegin«, fügt er wie beiläufig hinzu, »hat mir erzählt, dass das Haus nebenan für fünf Millionen verkauft wurde.«

Ich werde rot. Er macht nur Konversation, aber mir ist unbehaglich zumute. Ich weiß nicht, warum er so etwas sagt. Wir stehen da, betrachten das Haus, beäugen einander, und ich weiß nicht, was ich

denken soll. Und dann sagt er etwas, wovor ich mich gefürchtet habe, denn ich hatte gehofft, mein Teil sei erledigt. Ich habe gedacht, er wäre vielleicht schon vorbei.

»Haben Sie eine Minute Zeit?«



Marta ist verschwunden, ist aus der Küche gehuscht, während ich an der Haustür war. Sie muss nach oben geflüchtet sein, obwohl ich sie nicht gehört habe. Die Bügelwäsche ist weg, genau wie mein noch halb voller Becher Kräutertee. Sie muss den Becher in die Geschirrspülmaschine gestellt haben; sie räumt mich ebenfalls fort.

Ich bitte DI Perivale, sich zu setzen, doch er bleibt stehen. Um etwas zu tun zu haben, fülle ich den Wasserkessel am Hahn, und ich höre das leise Knarren seiner Schuhe, das leise Ächzen des Leders, als er das Gewicht verlagert. Er trägt braune Budapester, die mit Löchern in den Kappen, die man mit Jermyn Street assoziiert, vornehme Schuster, die Schuhwerk per Hand fertigen.

»Wohnen Sie in der Nähe?«, frage ich.

»Battersea.« Er hat mir den Rücken zugekehrt.  
»Auf der anderen Seite von Clapham Junction.«

»Im Kommen«, sage ich und könnte mich augenblicklich dafür ohrfeigen.

»Hübsches Bild. Hat Ihre Tochter das gemalt?«

Ich bin nervös. Natürlich musste er nur googeln – erst letzte Woche habe ich »Ein Tag im Leben von« in der Sunday Times gemacht –, aber es ist zermürbend, wenn Menschen, denen man noch nie begegnet ist, Sachen über einen wissen. Das habe ich auch dem Constable zu erklären versucht, mit dem ich im letzten Sommer gesprochen habe, als die ganzen seltsamen Stalker-Sachen anfingen. (Solange man keinen Stalker hat, ist man im Showgeschäft niemand.)

»Craigie Aitchison«, sage ich und trete zu ihm. Das Bild zeigt einen Hund vor einem einfachen Hintergrund, knallblauer Himmel und wackelpetergrünes Gras. Es gibt einen Baum, ein sich verjüngender Strich wie die Spitze eines Pinsels. Trügerisch schlicht, natürlich: Der Hund hat etwas Isoliertes und Meditatives an sich. Ich glaube, man soll an Christus denken. »Es ist ein Bedlington Terrier«, sage ich.

»Nicht irgendein Terrier, ein Bedlington Terrier. Und noch ein Olivenbaum. Das zieht sich hier offensichtlich als Thema durch.«

»Ich glaube, es ist eine Zypresse. Wissen Sie, Tod

und so. Mein Mann hat es vor Jahren erstanden, aber als Aitchison starb, sind die Preise in die Höhe geschossen. Ein kluger Kauf.«

»Ein kluger Kauf«, wiederholt er, als hätte er noch nie im Leben so etwas Dämmliches gehört.

Ich würde gern einen spielerischen Ton anschlagen, aber wahrscheinlich klinge ich einfach nur kratzbürstig. »In der Tate hängen vier. Elton John hat einen.«

Er zuckt leicht die Achseln. Er ist jünger, als ich ihn geschätzt habe. Ich hatte gedacht, er wäre über fünfzig, aber er ist ungefähr in meinem Alter, glaube ich – Anfang vierzig. Sein Gehabe, die vorgebeugte Haltung, soll vielleicht seine Körpergröße verbergen. Seine herabhängenden Wangen, die er noch betont, indem er seitlich am Mund zieht, wie um Krümel zu entfernen, machen ihn älter. Kein Grau in dem braunen Haar – Philips Schläfen sind grau meliert. Unter seinen männlichen Wangenknochen sind Vertiefungen, ein lang gestreckter Unterkieferknochen: ein bisschen mehr Gewicht, und er wäre beinahe attraktiv. Mit seinem langen Haar und seiner Knochenstruktur kommt er rüber wie ein missratener Dandy.

Genug, denke ich und sage: »Also, Tee. Stark mit viel Milch und Zucker? Oder stehen Sie mehr auf

grünen?« Ich könnte mich erschießen.

»Wie's kommt«, meint er.

Er hat sich endlich an den Tisch gesetzt, hat seine Barbourjacke abgelegt und ordentlich über die Stuhllehne gehängt und schaut raus in den frisch angelegten Garten hinterm Haus – unseren hübschen grünen Rasen, die Hochbeete, das Trampolin, das tolle »Baumhaus«, das auf Stützen an der Mauer verläuft, hinter der Reihe von Hainbuchen. Philip fand, wir sollten den Garten machen lassen, nachdem wir im Kellergeschoss größere Fenster einbauen und dafür einen Teil des Gartens tiefer legen ließen. Durch den Bodenaushub war er völlig ruiniert.

Etwas da draußen in den Sträuchern, was im Märzwind flattert, scheint sein Interesse zu beanspruchen. Vielleicht ist das so, wenn man Polizist ist: Der Blick heftet sich auf kleine Details; man weiß nie, was wichtig ist und was nicht.

»Haben Sie ihren Körper angefasst?«

Beinahe lasse ich seine Teetasse fallen. Ich trage sie zum Tisch, und ein wenig Tee schwappt mir auf das zarte Dreieck zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Autsch.«

Ich halte die Hand unter den Wasserhahn und sehe zu, wie das Wasser über meine Haut rinnt. Für

einen Augenblick konzentriert sich mein Gehirn ganz darauf, das Wasser und meine Haut. Und dann ist alles, woran ich denken kann, das Haar der Frau, seine strähnige, faserige Struktur.

»Ihren Körper«, sage ich. »Nein. Ich habe ihren Körper nicht angefasst.«

Als ich mich umdrehe, sieht er mich an.

»Haben Sie die Frau gekannt?«

»Nein.« Ich atme tief durch und schüttle die Hand trocken. Der Augenblick ist vorüber. »Wie ich PC Morrow schon gesagt habe, habe ich sie noch nie gesehen. Wissen Sie schon, wer sie ist?«

»Nein, noch nicht.«

Ich setze mich ihm gegenüber auf die Bank, die auf der einen Seite vom Tisch steht, mit dem Rücken zum Garten. Genug Small Talk, er ist jetzt zur Vernehmung übergegangen. Er bittet mich, noch einmal durchzugehen, was passiert ist. Er macht sich keine Notizen. Es ist offensichtlich nur ein inoffizielles Gespräch, aber während ich rede, sind meine Gesten gehemmt, wie zur Schau gestellt. Gespräche folgen einem bestimmten Muster: Wer zuhört, soll den, der spricht, ansehen; wer redet, darf den Blick abwenden. Doch DI Perivale sieht mich nicht an – vielmehr beobachte ich ihn –, bis zu dem Augenblick, da ich innehalte und sein Blick sich auf mich richtet,

ja, mich förmlich aufspießt. Es ist irritierend. Als ich den Kopf neige und meine Haare zu einem Pferdeschwanz fasse und ihn drehe, damit er hält, kommt es mir unnatürlich vor, wie jemand, der so tut, als sei er entspannt. Dasselbe, wenn ich die Hände in die Ärmel meines Pullovers schiebe. Am besten versuche ich stillzusitzen. Das sagen wir unseren Gästen in der Sendung auch immer. Setzen Sie sich, falls nötig, auf Ihre Hände. Hitze kriecht an meinem Hals hoch. Als ich mit meinem Bericht fertig bin – dieselbe Geschichte, die PC Morrow sich schon notiert hat –, erkläre ich DI Perivale, dass er mir das Gefühl vermittelt, schuldig zu sein und irgendwie in der Defensive. Ich habe die Schultern hochgezogen, wie wenn man durch eine Sicherheitsschranke geht oder wenn man an der Tür zu teuren Läden am Sicherheitspersonal vorbeimuss.

»Machen Sie das oft?«

»Was?«

»Durch die Türen teurer Läden gehen?«

Ich versetze seinem Arm einen spielerischen Klaps. Es ist kein angenehmer Augenblick. Seine Haut, unter den kurzen Ärmeln seines Polohemds, ist blass und mit dunklem, spinnenartigem Haar besetzt. Er schaut auf meine Hand hinunter, auf meine karmesinroten Fingernägel. »All Shook Up«, sage ich

und ziehe sie zurück. »Von OPI. Den musste ich zur Arbeit auflegen.«

Er deutet ein Lächeln an.

»Sie trinken besser Ihren Tee«, sage ich. »Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht mehr helfen kann. Ich wünschte, ich hätte irgendjemanden gesehen, irgendetwas. Es tut mir leid, dass Sie umsonst hergekommen sind. Aber die arme Frau.«

»Für mich ist kein Weg je umsonst.«

Vielleicht gehört er zu den Männern, die sich weniger unzulänglich fühlen, wenn sie andere klein machen. Er erinnert mich an meinen Chef bei Panorama, als ich Trainee war – Colin Sinclair, mit seiner großen schwarzen Ledermontur und seiner kleinen roten Suzuki 125. »Das könnte man so sagen; ich enthalte mich jeglichen Kommentars«, äußerte er zu jeder auch nur im Entferntesten strittigen Bemerkung. Oder wenn mein Zug Verspätung hatte: »Ich glaube Ihnen, Millionen würden es nicht.« Sein Gehirn war verloren, wenn er nicht eine kleine abgewetzte Rille fand, wo er einhaken konnte, wenn er nicht eine vorgefasste Meinung fand, der er sich anschließen konnte. Bei diesem Polizist scheint es genauso zu sein. Und eine Tote da draußen ... falls sie noch da draußen ist.

»Ist sie noch da?«, frage ich. »Mitten im Common.

Oder haben Sie sie weggebracht? Ich habe keine Ahnung, was in so einer Situation passiert.« Ich tippe auf den Tisch, klopfe auf Holz. »Zum Glück.«

Er reibt sich das Gesicht. »Wir haben die Tote weggebracht. Sie ist in der Rechtsmedizin.«

»Haben Sie, ich meine, hat die Soko irgend etwas gefunden? Irgendetwas, was Ihnen verrät, was passiert ist? Glauben Sie, es war ein Raubüberfall? Oder eine Vergewaltigung? Ein zufälliger Mord? Läuft da draußen ein Wahnsinniger herum, von dem wir alle wissen sollten? Tut mir leid, dass ich diese Fragen stelle, aber es wäre schön ... es zu wissen.« Zu meiner Überraschung stelle ich fest, dass ich kurz davor bin, in Tränen auszubrechen.

»Wir müssen warten«, sagt er nicht unfreundlich. »Später wissen wir mehr. Mein Motto: NNA. Nichts voraussetzen. Niemandem glauben. Alles überprüfen. Ich melde mich wieder. Versprochen.«

»Sie wissen nicht, wer sie ist? Kein Handy ... keine Brieftasche?«

»Nein.« Er stößt einen theatralischen Seufzer aus. Vielleicht ist er doch nicht so unausstehlich. »Im Augenblick wissen wir nichts.«

Plötzlich werde ich ganz traurig. »Sie sind so etwas vermutlich gewohnt.«

»Eigentlich nicht.«

»Also, ich bin mir sicher, Sie finden ihn«, sage ich unpassenderweise.

»Und Sie können sich an sonst gar nichts erinnern?«

Eine Erinnerung überkommt mich, der Schock einer kalten Welle. »Ein seltsamer Geruch. Fast ... es klingt dumm, aber fast wie Bleiche.«

Er nickt. »Der ist mir auch aufgefallen. Die Rechtsmedizin wird es sicher bestätigen.«

»Und ihre Augen? Ich wollte fragen. Als wären sie mit Wachs überzogen?« Aus irgendeinem Grund ist meine Stimme lauter geworden, wie bei Millie, wenn sie zu viel iCarly geguckt hat.

»Das ist die Konjunktiva. Hat nichts damit zu tun, wie sie gestorben ist, mehr damit, wann. Wenn der Augeninnendruck abfällt, werden die Augäpfel weich und wirken dünner, fast wolkig oder wie mit Folie überzogen.«

»Das Licht geht aus.«

»In der Tat.«

Ich schaue auf meine Uhr. Jeden Moment wird Millie nach Hause gebracht, und ich hätte nichts dagegen, wenn er fort wäre, bevor sie kommt. Ich muss überlegen, was ich ihr sagen werde und wie. Und ich muss Philip anrufen. Es ist schrecklich, dass ich das nicht längst getan habe. Während der

letzten Phase der Krankheit meiner Mutter habe ich ihn jeden Tag angerufen. Es ist seltsam, beunruhigend, dass ich noch nicht mit ihm gesprochen habe – noch ein Zeichen, falls ich ein solches brauchte, für die Distanz zwischen uns. Ich stehe auf, nehme den Becher des DI vom Tisch und krempele die Ärmel hoch, wie um anzudeuten, dass ich jetzt abwaschen möchte. Er betrachtet meine Arme. Die Innenseite meiner Unterarme ist verkratzt und voller Abschürfungen, winzige getrocknete Blutstropfen, und mein Armband ist verschwunden, das Armband, das Philip mir zum Geburtstag geschenkt hat. Ich muss es verloren haben. Doch dafür interessiert sich der Polizist nicht. Ich reibe meine Handgelenke.

»Unterholz«, sage ich. »Als ich mich durchs Gestüpp gekämpft habe. Ist mir nicht mal aufgefallen. Gut, dass ich in der Sendung heute ein langärmeliges Kleid getragen habe, sonst hätten mir die Zuschauer Bücher über Selbstverletzungen geschickt. Das Erlebnis hat mich buchstäblich gezeichnet.«

Zum Glück scheint er das nicht zu hören. Er zieht seine Jacke an. An den Manschetten und unten am Rand, wo er festhalten muss, um den Reißverschluss zuzuziehen, ist sie speckig.

»Ich muss noch kurz eine DNA-Probe nehmen, um Sie ausschließen zu können«, sagt er, »und wissen Sie, was wirklich hilfreich wäre? Die Turnschuhe, die Sie heute Morgen getragen haben. Für die Fußabdrücke.«

»Selbstverständlich.«

Er kramt in seiner Tasche nach einer Plastiktüte und einem Wattestäbchen, und in einer plötzlichen, fast lächerlich demütigenden Sequenz öffne ich den Mund, stoße einen leichten Zitrone-Ingwer-Atem aus, und er steckt das Wattestäbchen rein, zieht es raus und schiebt es ins Röhrchen, lässt dieses in die kleine Tüte plumpsen, versiegelt sie und steckt sie wieder in die Tasche. Ich verlasse eilig die Küche und laufe nach oben. Ich poltere lauter die Stufen hinauf, als es nötig wäre. Ich lache kurz auf. Er hatte die Plastiktüte in der Tasche, einsatzbereit. Ich denke an die Jungen von früher, in meiner Teenagerzeit in Yeovil, das Kondom in der zerknitterten Folienverpackung stets startklar in der Gesäßtasche. Vor dem Spiegel der Frisierkommode im Schlafzimmer stoße ich einen stummen Schrei aus, um ein wenig Spannung abzubauen. Ich hole die Turnschuhe aus dem Schrank und laufe wieder hinunter. Als ich auf halber Treppe an Martas Zimmer vorbeikomme, dringt Musik durch die Tür, ein

wummerndes elektronisches Dröhnen, zu viel Bass für meinen Geschmack.

DI Perivale ist in dem Raum rechts von der Haustür – er ist einfach reinspaziert, als wäre er hier zu Hause. Es waren mal zwei Räume, und wir haben einen Durchbruch machen lassen, sodass ein heller, cremefarbener prächtiger Vorzeigeraum entstanden ist – Couchtische aus Glas, Sofas zum Reinsinken und bauschige Kissen –, ein Raum, den wir natürlich so gut wie nie benutzen. DI Perivale steht an einem der beiden Kamine und betrachtet die gerahmten Fotos.

Er nimmt eines in die Hand. Ich weiß von hier aus, dass es unser Hochzeitsfoto ist. Ich lache in die Kamera, und Philip hat mir einen Arm um die Taille gelegt und zieht mich an sich. Philip, mit wirrem dunklem Haar und großen Augen, lächerlich jungenhaft, trägt einen weiten Anzug aus dem Wohltätigkeitsladen. Ich trage ein knittriges weißes Kleid – aus einem haftenden Polyesterstoff, der damals absolut angesagt war; er zog sich beim Waschen zusammen, und man musste ihn mit dem Bügeleisen wieder in Form bringen. In der unbeholfenen seitlichen Pose, die man einnimmt, wenn man denkt, man müsste sich dünn machen, um aufs Bild zu passen, sehe ich aus, als würde ich

jeden Augenblick die Stufen der Old Town Hall in Chelsea runterfallen. Ich weiß noch, dass ich gedacht habe: Ich glaub's nicht, dass er mich gewählt hat! Er hat mich geheiratet! Wir haben im Pub eine Party gefeiert und den Rest des Wochenendes in unserer Wohnung verbracht, nackt, denn wir waren frisch verheiratet und frisch verliebt – wir kannten uns ganze sechs Monate – und konnten einfach nicht genug voneinander kriegen.

DI Perivale hält mir das Foto hin, und zu meiner Überraschung muss ich der Versuchung widerstehen, es ihm aus der Hand zu reißen. Ich mache eine Bemerkung darüber, wie jung wir aussehen, doch er zieht ein seltsames Gesicht, als wäre da etwas, was ich nicht begreife.

»Geht das nur mir so?«, fragt er.

»Geht was nur Ihnen so?«

Er schüttelt den Kopf, wie um einen Gedanken zu verscheuchen. »Tut mir leid. Nichts. Es ist nur ...«

Ich nehme das Foto und tue so, als würde ich es studieren, und dann stelle ich es zurück auf den Kaminsims. Es macht mich traurig, dieses Foto. Ich nehme mir Zeit und stelle es so hin, dass es symmetrisch zu einem Foto von Millie steht, auf dem sie Turnübungen macht.

»Also«, sagt er, »vermutlich hören Sie wieder von

uns.«

»Ehrlich?«, sage ich. »Ach so, Opferunterstützung.

Natürlich.«

»Opferunterstützung?«

»Als mir bei einem Ausflug nach Cineworld mal das Handy gestohlen wurde, hatten wir Besuch von einer Beamtin, die sich Sorgen um meinen Seelenzustand machte. Sie war sogar recht hartnäckig. Also bekommt man vermutlich auch Beratung angeboten, wenn man über eine Tote stolpert. Vielleicht täusche ich mich aber auch.«

»Das Opfer des Verbrechens ist in diesem speziellen Fall vermutlich nicht in der perfekten Position, persönliche Beratung zu erhalten, wie persistent auch immer.« Es ist ein Rüffel, und wahrscheinlich hat er auch recht, aber ist ihm eigentlich klar, wie schrecklich es für einen ganz normalen Menschen ist, so unvermittelt über eine Tote zu stolpern?

»Sehr viele Alliterationen in dem Satz«, sage ich.

»Verschlusslaute. Ein ›p‹ ist ein Verschlusslaut.«

Wir mustern einander, als wüsste keiner mehr so richtig, woran er bei dem anderen ist.

»Wie auch immer, ich brauche keine Beratung. Ich bin stärker, als ich aussehe«, sage ich.

Er steht noch am Kaminsims, und in diesem

Augenblick scheint er eine Entscheidung zu treffen. Draußen auf der Straße höre ich Türen zuschlagen, das fröhliche Kreischen und Quielen kleiner Mädchen. Zu spät. Ich habe ihn nicht früh genug hinauskomplimentiert.

»Ich bin nur verblüfft«, sagt er, »wie sehr Sie – oder jedenfalls die Frau auf dem Foto hier – dem Mädchen da draußen ähneln.«

Mit dem Kinn zeigt er auf das Fenster, und ich weiß, dass er nicht meine Tochter meint, die schon die Stufen hochkommt.

»Nur weil wir beide rotes Haar haben«, sage ich und werfe mein rotes Haar über die Schulter, um zu verbergen, wie sehr mich das alles aufwühlt. »Sie hat viel jünger ausgesehen als ich. Und ... und war kleiner.«

Er schließt den Reißverschluss seiner Jacke, zieht an dem speckigen Stoff am unteren Rand und schiebt die Hände in die Taschen. Als er das Zimmer durchquert, fällt mir auf, dass die Sohlen seiner Budapester Abdrücke im Flor des cremefarbenen Teppichs hinterlassen.

An der Haustür sagt er etwas Seltsames: »Und Taten unnatürlich erzeugen unnatürliche Zerrüttung.« William Shakespeare.«

»Jetzt auch noch Dichtung. Sie haben ja wirklich

viel drauf.«

»Was ich damit sagen will: Seien Sie vorsichtig. Das ist alles. Passen Sie auf.«

# **Samstag**

Philip liegt neben mir, als ich wach werde. Er ist völlig weggetreten, still und schwer liegt er da und atmet gleichmäßig. Ein Stückchen Feder auf dem Kissen nahe seinem Mund flattert, wenn er ausatmet – das einzige Zeichen, dass er lebt. Ich habe noch nie jemanden gekannt, der so tief schläft und so abrupt wach wird wie Philip. Das ist vermutlich ein Talent und eine Gabe. Es war gegen zwei Uhr, als sein Handy letzte Nacht klingelte. Er schoss kerzengerade hoch und diskutierte zehn Minuten lang über Wandelobligationen. Berechnungen quollen aus seinem Mund wie Münzen aus einem Spielautomaten, und dann trennte er die Verbindung, legte sich hin und schlief schon wieder tief und fest, bevor man »breit gestreute Rendite« sagen konnte. Er bemerkte mich kaum, ich hielt die Augen geschlossen.

Als ich ihn anrief, hatte er versprochen, sich nicht zu verspäten, nicht mit zum Abendessen ins Zuma zu gehen, doch am Ende habe ich ihn enttäuscht. Erschöpfung, die allumfassende bleierne Müdigkeit, überkam mich, an die ich mich von dem Tag, an dem meine Mutter beerdigt wurde, noch gut erinnern

kann. Ich schließ schon, als er kam, ja, ich war immer wieder eingeschlafen. Zuerst, als ich Millie etwas vorlas. Wir lesen gerade Der Kampf um die Insel. Es gefällt uns beiden gut, doch es wird darin verdammt viel gesegelt, was für eine Landratte mit der Zeit doch langweilig werden kann. Und später, als ich mich aus dem Gewirr aus rosa Kaninchen, Daunendecke und warmem kleinem Körper gelöst hatte, im Bad: Deep-Relax-Badeöl, das Clara mir nach dem Tod meiner Mutter geschenkt hat. Sie sagte, es würde genauso gut wirken wie eine Schlaftablette oder ein großes Glas Wein. (Also, davon hatte ich auch eins oder zwei.) Am Ende rollte ich mich ins Bett, ein Handtuch um die noch feuchten Beine gewickelt.

Ich wache mit denselben Kopfschmerzen auf, derselben dröhnenden Bowlingkugel von einer Migräne, mit der ich eingeschlafen bin. Nach kurzer Zeit vergrabe ich die Wange im Kissen, konzentriere mich ganz darauf, die Kugel an einer Stelle zu halten, und beobachte Philip. Er ist zwei Jahre älter als ich, aber inzwischen sieht er jünger aus – in dem Punkt ist das Leben einfach ungerecht. Schönes, volles Haar trägt das Seine dazu bei, obwohl die silbernen Haare an den Schläfen inzwischen zu viele sind, um sie zu zählen. Aus dieser Nähe kann man die

stecknadelgroßen Poren an der Nase erkennen, die winzigen Fäden in den Nasenlöchern, die der Pinzette entwischt sind. Wenn er sie auszupft, muss er niesen: ein gewaltiges Niesen, das er, wenn ich auch im Bad bin, mit einem unsichtbaren Dirigentenstab orchestriert. Er war schon immer gut darin, sich selbst zu verspotten – übertriebene Gesten, selbstironisch und liebenswert zugleich –, doch wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann habe ich ihn so was schon eine Weile nicht mehr machen sehen. Für März ist er übermäßig braun, so was hat kein Mensch verdient, anscheinend von dem 24-Stunden-Golftrip nach Turnberry. Witzig, dass eine Sonnenbräunung solche Distanz schaffen kann.

Ich habe ihn kaum gesehen seit unserer »Date Night« am Mittwoch. Die Idee habe ich aus einer Zeitschrift in der Künstlergarderobe – »verabreden Sie sich mit Ihrem Partner«, »besprechen Sie Wichtiges«. Ich weiß, dass jeder mal hektische Zeiten hat, Tage und Wochen und manchmal Monate verstreichen, bevor einem plötzlich aufgeht, dass man schon eine Weile nicht mehr richtig miteinander geredet hat. Mein Geburtstag im Juni letzten Jahres, das ist ein glücklicher Tag, an den ich mich erinnern kann. Er hat mir das Armband geschenkt – ein gedrehter zarter grauer Faden mit

Silberperlen –, das Armband, das ich jetzt verloren habe. Wie er den Kopf gesenkt hat und sein warmer Atem über die Innenseite meines Handgelenks gestrichen ist, als er es mir angelegt hat. Eine Pizza mit Millie, Lachen, eine Flasche, gütiger Himmel, sogar Sex. Doch wenn ich so darüber nachdenke, fällt mir danach kein Augenblick ein, an den ich mich erinnern kann. August ... September ... Er zog sich zurück, machte dicht. Seine Arbeit, der Markt, die Krankheit meiner Mutter, meine Abgelenktheit ... wenn ich mir ordentlich Mühe gebe, finde ich genügend Ausflüchte.

Ich hatte die »Date Night« am Mittwoch im Familienkalender notiert, in roten Großbuchstaben und unterstrichen! Wir waren bei Chez Bruce. Philip sagte einmal, es sei praktisch, ein Bistro mit Michelin-Stern um die Ecke zu haben – oh, wie habe ich da gelacht. (In meiner Kindheit, habe ich ihm erzählt, galt ein Tiefkühl-Chow-Mein als besondere Köstlichkeit.) Doch an diesem Abend war das kornische Seelachsfilet an Erbsentortellini an uns vergeudet. Und die Herbstattrompeten-Beilage und den Lardo di Colonnata hätten sie behalten und jemand anderem eine zusätzliche Portion geben können. Philip war zu sehr mit seinem BlackBerry beschäftigt, um seins zu essen, und ich spielte nur

befangen an meinem herum. Mir taten die Kellner leid, und ich wünschte mir, ich hätte ein Buch mitgebracht.

Ich hätte nicht von Brighton sprechen sollen. Er war nicht in der richtigen Stimmung. »Es ist doch bloß der Hochzeitstag«, sagte er. »Wir holen es nach, Gabs. Wir fahren ein andermal, wenn es ein bisschen ruhiger ist.« Es ist nie ruhiger. Das ist ja das Problem. Es geht nur um die Arbeit; selbst das Abschlagen an den Ufern des Firth of Clyde ist Arbeit. Wie ich jetzt so neben ihm im Bett liege, stürze ich mich in einen befriedigenden inneren Monolog: Ich werde verrückt beim Warten darauf, dass die Dinge ruhiger werden. Wenn sie mich irgendwann ins Altenheim führen, werde ich immer noch vor mich hin murmeln, es müsste erst ein bisschen ruhiger werden.

Ich habe wohl einen tief empfundenen Seufzer ausgestoßen, denn Philip schlägt die Augen auf. Einen Sekundenbruchteil begegnet er meinem Blick, und dann registriert sein Gehirn die Tatsache, dass er wach ist, und sein Blick gleitet fort. Er stützt sich auf die Ellbogen. »Gaby«, sagt er zu meinen Haaren. »Gabs, wie schrecklich. Ich kann es nicht glauben.« Er legt mir den freien Arm um die Schultern. Sein Kinn ruht auf meinem Haar, und ich vergrabe das

Gesicht an seinem Hals. Mich überkommt das hinterhältige, selbstgerechte Gefühl, das gern aufsteigt, wenn jemand, der einem nahesteht, nicht da war, als man ihn brauchte. Seine Schlafanzugjacke duftet nach Basilikum und Limone. Ich überlege, seit wann er sich in der Nacht etwas anzieht. Ein Geschenk von seinen Eltern (die ich, gütiger Himmel, immer noch nicht angerufen habe), feine Baumwolle in harmlosen dunklen Karos aus der Savile Row. Aber trotzdem – der wilde, freie Philip, den ich geheiratet habe, in einem kuscheligen, gemütlichen konventionellen Schlafanzug?

Ich schmiege mich in die weiche Falte zwischen Schlüsselbein und Hals – nicht gerade ein Kuss, aber ein vorsichtiges Zupfen mit den Lippen an seiner Haut, nicht allzu demütigend, falls es abgewiesen wird. Sein Körper ist fest unter der Jacke. Der zweite Knopf ist aufgegangen, und ich widerstehe der Versuchung, mit der Hand darunterzufahren und über seine nackte Brust zu streichen. Er löst sich und beugt sich lächelnd vor. »Einen Tee, den brauchst du jetzt, und du solltest lange im Bett liegen bleiben. Ich bringe die Zeitungen mit rauf.«

»Millie ist wahrscheinlich schon auf«, sage ich nach einem Augenblick, »und hockt vor dem Fernseher.«

»Ich geb ihr ein paar Cornflakes und komme

zurück. Du musst mir alles erzählen.«

Er drückt mir einen Kuss auf den Kopf und verlässt das Bett. So schnell wie versprochen wird er nicht zurückkommen, denn er kann ein paar Hieben auf den Boxsack nicht widerstehen, ein paar Metern auf dem Laufband. Philips Gehirn ist außergewöhnlich – er kann eine Reihe von Zahlen in Millisekunden umwandeln, kann aus einer Reihe quantitativer Variablen eine komplizierte gestreute Anlagestrategie konstruieren, ohne in Schweiß auszubrechen. Für seine Investoren, für die amerikanischen Besitzer, ist er der Hedgefonds – so viel ist mir klar. Ich habe immer schon gewusst, dass sein Gehirn anders verdrahtet ist als meins. Er ist krankhaft ruhig, akribisch aufmerksam. Ich habe noch nie erlebt, dass er überstürzte Entscheidungen fällt, nervös wird, rot sieht, doch er kann auch obsessiv sein. Pete Anderson, ein Typ, mit dem er bei Nomura zusammen gearbeitet hat, hat einmal zu mir gesagt: »Philip lebt und atmet anderer Leute Geld.« Damals war ich entsetzt – ein Leben reduziert auf Pfund und Pence, die nicht einmal ihm gehören! –, doch ich habe darüber nachgedacht, und es stimmt nicht ganz. Die Synapsen in seinem Gehirn mögen sich für die Launen des Marktes begeistern, aber sein Körper hat seine ganz eigenen Obsessionen, seine eigenen

alles verschlingenden Affären. Früher musste er dazu in der Natur herumalbern, im Meer schwimmen, und er brauchte mich, doch in letzter Zeit sind seine körperlichen Aktivitäten fokussierter und kultivierter. Im Augenblick ist er seinem maßgefertigten Fahrrad hörig, einem Parlee Z2 mit geradem Oberrohr und Wishbone-Hinterbau, und dem maßgeschneiderten Fitnessraum, der unseren halben Keller einnimmt. Der untreue Mistkerl.



»So, da wären wir, mein Schatz, eine schöne Tasse Tee und die Times.«

Ich muss wieder eingedöst sein. Philip steht in der Tür, ein Handtuch um die Hüfte geschlungen. Die Haare auf seiner Brust fächern sich auf wie eine Feder. Er reicht mir einen weißen Porzellanbecher, der nicht so heiß ist, wie er sein sollte. Er hat auf dem Weg runter in den Fitnessraum kochendes Wasser auf den Teebeutel gegossen und den Beutel auf dem Weg nach oben wieder rausgenommen. Mein Schatz. Das klingt sehr erwachsen. Wo kam es her? Wie kann eine Zärtlichkeit beißen? Wie kann Liebesgeflüster gleichgültig klingen?

»Danke«, sage ich und trinke geräuschvoll. »Hast

du Marta gesehen?«

Er rümpft die Nase, sieht für einen Augenblick aus wie ein Schuljunge. »Ich bin an ihrem Zimmer vorbeigelaufen, für alle Fälle. Ich möchte nicht das Risiko eingehen, sie nackt zu sehen. Könnte mich für den Rest des Tages zur Strecke bringen.«

»Sei nicht gemein!«

»Die Lampen im Fitnessraum sind schon wieder kaputt«, sagt er. »Kannst du den Elektriker rufen?«

»Ja, natürlich.« (Ich kümmere mich um solche Sachen im Haus. Ich bin die beste Mängellisten-Abarbeiterin aller Zeiten.)

Er hockt sich auf die Bettkante. »Du siehst müde aus. Erledigt. Nicht zu fassen, dass du danach noch zur Arbeit bist. Und deine armen Arme ...« Er dreht sie um und fährt mit den Fingern über die Kratzer.

»Unterholz. Brombeeren und so.«

»Es war bestimmt schrecklich, oder?«

»Es war ein Schock.«

Ich erzähle ihm, was passiert ist. Ich gehe es noch einmal durch. Reden hilft. Worte haben ihren eigenen Charakter, ihren eigenen Schwung. Ich merke, dass ich mich schon gar nicht mehr daran erinnern kann, wie es war, sie zu finden. Ich konzentriere mich darauf, den Ablauf der Ereignisse zu sortieren und ob das, was ich schon gesagt habe,

von der ursprünglichen Geschichte abweicht. Ich rede nicht viel über die Tote, erzähle ihm aber, dass ich beinahe das Handy fallen gelassen hätte und Mühe mit dem Wählen hatte – denn das findet er vermutlich witzig. Ich übertreibe die lustigen Sachen: PC Morrow und ihr Schinkensandwich. So was haben wir immer gemacht – den Witz in schrecklichen Dingen gesehen, das Groteske gesucht. Ich erzähle ihm, dass ich den Notruf gewählt habe und wie peinlich es mir war, dass ich sie zum »Toast Rack« dirigierte, wie ein Immobilienmakler. Er glückt, ein wenig jedenfalls, ein abwesendes abgehacktes Schlucken irgendwo hinten im Hals. Er tut es noch einmal, als ich beichte, dass ich dachte, Morrow wollte tatsächlich ein Autogramm. Aber ich hatte gedacht, er würde mehr lachen. »Gott!«, sagt er und schüttelt den Kopf. »Zum Teufel. Was für ein Albtraum.«

Er stellt ein paar Fragen. Wer war sie? Was meint die Polizei? »Ihre armen Eltern«, sagt er. »Vermutlich ist sie nicht von hier?« Ich habe von einem »Mädchen« gesprochen, nicht von einer »Frau«, und er denkt wohl an einen Teenager oder eine junge Erwachsene. Vermutlich hat er eine Ausreißerin vor Augen. Ich könnte es klarstellen, doch jetzt langweile ich ihn. Seine Gedanken sind schon mit

»unserer Gegend« befasst, mit Sicherheitsaspekten und dem Anstieg der Straftaten in letzter Zeit. Seit Weihnachten hat es vier Raubüberfälle gegeben. Der Lehrer-Eltern-Ausschuss an Millies Schule informiert uns per E-Mail über alle unerfreulichen Vorfälle: Wenn Frauen am hellen Tag Schmuck von Handgelenken und Fingern gerissen wird; wenn Seitentüren mit Brechstangen eingeschlagen werden; wenn Babysitter belästigt werden und Männer mit Kapuzenpullis in Gassen herumlungern. Jedes Mal, wenn ich eine Geschichte höre, hoffe ich heimlich, Philip nimmt sie zur Kenntnis und fügt sie im Geiste einer Liste hinzu. Ich würde gern in unserer Wochenendcottage nach Peasenhall ziehen, um Millie in die Dorfschule zu schicken, Hühner und Bienen zu halten, zu reiten und Marmelade zu kochen. Er hat mir einen »Fünfjahresplan« versprochen. Wenn er also über die Gegend redet oder Zweifel oder Ängste zum Ausdruck bringt oder Besorgnis über die Kriminalität in London, dann weiß er genau, was ich denke. Ehrlich, ist das nicht der Katalysator, den wir brauchen?

So leicht wie möglich, so leicht, als würden märchenhafte Mondstrahlen von meinen Lippen fallen, sage ich: »Peasenhall. Peasenhall hat eine sehr niedrige Tötungsrate.«

Philip lächelt zärtlich, sagt jedoch nichts. Er hat angefangen, sich anzuziehen – Baumwollhose und Hemd mit Button-down-Kragen –, und nach einem Augenblick strampele ich die Daunendecke weg und werfe die Türen meines begehbarer Kleiderschranks auf. Er wurde von einer Spezialfirma eingebaut, die sich um Stauraum für unsere Besitztümer kümmert. Unser Haus ist voller Dinge, die von Spezialfirmen gebaut wurden. Es gibt wahrscheinlich auch eine Spezialfirma, die sich um unser Sexleben kümmern würde, wenn wir sie nur fänden. Ich wage nicht, mir auszumalen, was sie für uns bauen würde.

»Das ganze Zeug«, rufe ich über die Schulter. »Ich brauche all das Zeug nicht.«

Die heimliche Fortsetzung des Gesprächs über Peasenhall, das wir nicht führen.

»Wie viele Paar Schuhe?«, fragt Philip und zieht einen dunkelgrauen Kaschmirpullover mit V-Ausschnitt über. »Und an wie vielen ist noch das Preisschild?«

»Das ist nicht meine Schuld. Die sind alle für die Arbeit.« Ich schlängele mich in dieselbe Jeans, die ich immer trage. Als Philip nichts darauf sagt, füge ich hinzu: »Wenn ich sie nicht bräuchte, würde ich sie alle rausschmeißen.«

Als wir uns kennenlernten – auf der Hochzeit von

Freunden aus dem College, die inzwischen geschieden sind –, trug ich ein Kleid, das ich mir von Clara geborgt hatte. In unserer ersten Wohnung hatten wir nicht mal einen Kleiderschrank. Wir teilten uns eine Kleiderstange von Ikea. Ich war damals nur Rechercheurin, Philip in der Ausbildung zum Buchhalter, aber ich war glücklich. An den Wochenenden lagen wir die meiste Zeit im Bett und aßen Toast. Wir sind nie shoppen gegangen. Wir haben Bücher gelesen. Geredet. Dann bekam Philip einen neuen Job und fing an, Geld zu verdienen. Das Geld wurde zu richtigem Geld und dann zu richtig viel Geld. Und dann passierte etwas, was ich nicht ganz verstehe: Für Philip wurde nicht das Geld zur Falle, zum Laster, zur Drogé, sondern das Geldverdienen.

Mit der Fernbedienung, die er sein »neues Spielzeug« nennt, öffnet er jetzt die dichte Reihe Zedernholz-Lamellenläden. Kaum Licht schleicht sich ins Zimmer. Ein neuer schmutzig grauer Morgen. Ich sehe zu, wie er sich auf die Bettkante setzt und ein Paar schlichte dunkelblaue Wildlederslipper schnürt, die er sich bei Prada gekauft hat.

Ich versuche, ein Bild von uns im Alter heraufzubeschwören, doch es gelingt mir nicht.



Den Rest des Samstags versuchen wir uns an einem normalen Familienleben. Ich zumindest. Ich lese sämtliche Zeitungen, doch Informationen oder Ideen lege ich in einem Teil meines Gehirns ab, der mit »später« etikettiert ist. Ich versuche, nicht an die Arbeit zu denken – selbst als mir in der Kulturbilage der Times auffällt, dass Stan zu Gast bei Top Gear ist. Ich kann meine Aufmerksamkeit an- und abschalten. Mein Gehirn ist wie ein Kuhmagen: Wenn ich mir richtig viel Mühe gebe, kann ich einzelne Bereiche verschließen. Es ist ein Trick aus meiner Kindheit. Am Ende konnte ich alles tun, auch wenn um mich herum das größte Chaos tobte. Selbst jetzt stelle ich mir in Augenblicken großer Spannung die Seiten eines Schulbuchs vor – Nuffields Biologie oder Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts von Longman –, die mir in die Netzhaut gebrannt sind, weil ich mich als Kind mit aller Macht darauf konzentriert habe.

Es ist bedeckt, aber es regnet nicht, und als Millie von der Ballettstunde nach Hause kommt, locken wir Philip von seinen Bildschirmen im Keller weg – diverse Tabellen, die Nachrichten vom Aktienmarkt von Bloomberg – und in seine Regenjacke. Er protestiert halbherzig. »Mils, mein Schätzchen, Samsung stürzt ab – ist dir das egal?« Doch sie schiebt ihren kleinen

Arm durch seinen und zieht ihn energisch fort, und aus irgendeinem Grund leistet er heute kaum Widerstand.

Unser Haus steht an einer Ecke, schräg gegenüber einer schmalen Allee, die zum Common führt. Millie, zwischen uns, in ihren Stulpen und gestreiften Gummistiefeln, hüpfte herum wie die Parodie einer Achtjährigen. Meine Tochter ist alles, was ich mir erträumt habe. Eine feste Kugel aus Energie und Fröhlichkeit, sie liebt die Schule und das Turnen und Ballett und Hockey und Schwimmen. Sie ist im Minichor und im Theaterklub. Sie liebt ihre Freunde, ihre Familie. Sie ist das platonische Ideal eines Kindes, das Beste von uns beiden. Philips Mutter sagt, sie macht uns alle Ehre, wir hätten »etwas richtig gemacht«, aber sie macht auch Robin alle Ehre, unserem alten Kindermädchen, die beneidenswerte Reserven an Geduld mit liebenswürdiger neuseeländischer Energie verband. Als wir die andere Straßenseite erreichen, stolpert Millie, und während manche Kinder sauer werden und den Bordstein mit mürrischen Blicken traktieren, kichert Millie. »Hoppla«, sagt sie und reißt in gespielter Verwunderung darüber, dass sie beinahe gestürzt wäre, die haselnussbraunen Augen auf. Mir schnürt es das Herz zusammen. Ich packe ihre Hand fester.

Und die Klischees stimmen: Für meine Tochter würde ich alles tun, ja, tatsächlich.

Es kommt mir seltsam vor, mich auf den Common zu wagen, irgendwie widernatürlich. Ich hätte nicht gedacht, dass alles wieder hochkommt, doch das tut es. Zuerst kein Zeichen von etwas Ungehörigem, nur wackelige Knirpse, die beim Minifußball über ihre eigenen Füße stolpern, beim Klettergerüst ein Pilateskurs auf Gymnastikmatten, Gruppen von Erwachsenen in Mänteln, die spazieren gehen, Kinder mit nackten Armen auf Fahrrädern.

Wir gehen in Richtung Spielplatz, nicht direkt über die Wiese, sondern den Weg entlang. Ich halte den Blick suchend zu Boden gerichtet, falls mein Armband mir beim Laufen vom Handgelenk gerutscht ist. Ich bringe Philip auf den neuesten Stand, wer für ihn angerufen hat. Seine besten Freunde von der Uni – genauer gesagt Rog – haben sich wegen eines Skiwochenendes gemeldet. Ich wiederhole die Daten, und er murmelt leise etwas, was ich später dechiffrieren muss, sonst wird Rog denken, ich hätte die Nachricht nicht weitergeleitet. Ich lege Millie demonstrativ die Hände über die Ohren und erinnere ihn an ihren nachgeholt Geburtstag am nächsten Tag. »Keine Anrufe«, sage ich. Ich habe einen neuen Kuchen gebacken. Seine Eltern wollen früh

da sein und uns zum Essen ausführen. Sie fahren nächste Woche weg, auf eine Kreuzfahrt in die Alte Welt. Es hat mir die ganze Woche auf der Seele gelegen, bei ihm nachzufragen, ob das okay ist – manchmal will er sonntags einfach Zeit für sich –, doch jetzt sagt er nur: »Gut«, und zuckt die Achseln, als wäre es ihm vollkommen egal.

Ich habe versucht mich abzulenken, doch wir sind in den Bereich des Common gekommen, wo der Weg eine Kurve macht, am Eingang zum Café, bei den Tennisplätzen und dem Bereich dahinter, wo die Tote lag. Die Stelle. Die Polizei geht kein Risiko ein: Sie hat das ganze Gebiet mit ihrem rot-weißen Plastikband abgesperrt; es verläuft von Baum zu Pfosten zu Geländer, flattert und dreht sich im Wind wie ein groteskes Fähnchen. Die Cafébesitzer haben angesichts eines drohenden Wochenendes ohne Einnahmen auf dieser Seite auf der Wiese einen mobilen Kaffeeverkaufsstand eingerichtet. Es ist dumm, aber ich habe angefangen zu zittern und komisch zu atmen. Mir ist klaustrophobisch zumute – ich muss gegen den Drang angehen, mich durch die Polizeiabsperrung zu kämpfen und dahin zu laufen, wo die Tote lag. Millie hat eine Freundin entdeckt und schwingt das Tor zum Spielplatz auf. Unsicher gehe ich zu Philip, doch er hat einen Anruf

entgegengenommen. Er hat den Kopf gesenkt, blickt zu Boden und scharrt mit seinem Prada-Schuh über einen Grasbüschel.

Auf dem Spielplatz sind lauter Leute, die ich kenne, Eltern aus der Schule, Nachbarn, die man hier schon mal sieht. Die meisten bemerken mich und sehen weg. Ich besitze kein besonderes Talent, Freundschaften zu schließen. Ich habe viel zu tun, bin selten zur rechten Zeit am rechten Ort, und wenn doch mal – wenn man zum Beispiel rumsteht, um die Kinder von der Schule abzuholen –, dann bin ich befangen. Aber eigentlich geht es darum, dass Philip nicht scharf darauf ist, neue Leute kennenzulernen. Er hat keine Zeit dafür, sagt er, zu plaudern, um sich kennenzulernen, keine Zeit für Dinnerpartys ... Unser Freundeskreis ist groß genug, sagt er. Mag sein, dass er recht hat, doch in Augenblicken wie diesem hat solcher Eigensinn seine Nachteile. Ich wünschte, Millie müsste noch auf der Schaukel angeschoben werden oder bräuchte Hilfe auf der Leiter zur Rutsche, denn dann hätte ich etwas zu tun, etwas, woran ich mich festhalten könnte, doch sie tobt mit einer ganzen Horde Kinder durch die Büsche. Mit acht sind Klettergerüste langweilig. Das kann ich verstehen. Wer braucht schon künstliche Spielgeräte, wenn daneben ein

echter Baum steht, an den man sich hängen kann?  
Ich hocke mich auf eine Bank, stütze die Ellbogen  
auf die Knie und setze ein möglichst munteres  
Gesicht auf.

Ich begegne einem Blick und lächle. Ich schnüre  
einem kleinen Mädchen den losen Schnürsenkel. Ein  
Kleinkind plumpst neben mir in eine Pfütze, und ich  
helfe ihm auf und stelle es wieder auf die Füße.

»Gaby!«

Puh. Das ist ja, als würde man beim Schulsport als  
Allerletzte ausgewählt. Es ist Jude Morris, die Mutter  
eines Kindes in Millies Klasse. Ich kenne sie nicht  
besonders gut, aber ich mag sie. Als wir uns vor ein  
paar Monaten zum ersten Mal begegnet sind, hat sie  
mir erzählt, sie sei früher Unternehmensanwältin  
gewesen. »Und jetzt lenke ich meine ganze Energie  
und meine Bildung in Fingerfarben und  
Spielverabredungen und den Lehrer-Eltern-  
Ausschuss. Das bin ich. Wirklich traurig.« Sie ist seit  
Ewigkeiten die Erste, die mir nicht sofort erzählt, wie  
gerührt sie war über ein Interview, das ich kürzlich  
geführt habe – wahrscheinlich deshalb, weil sie so  
klug war, sich nie eines anzusehen –, oder mir durch  
betont distanziertes Verhalten das Gefühl gibt, man  
müsste mich mal in die Schranken weisen.

Sie setzt sich neben mich. »Also«, flüstert sie halb,

»was für ein Ding. Hier! Vermutlich hast du davon gehört. Hast du die Polizeiabsperrung gesehen? Ich meine, grauenhaft. Ich bin ganz fertig.«

Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, dass jemand anders fertig sein könnte.

»Ich weiß«, sage ich lächelnd.

»Außergewöhnlich.«

Zwei andere Frauen kommen näher. Ich erinnere mich an ihre Namen – Margot, die einen sportlichen Jungen in Millies Klasse hat, und Suzanne, deren Tochter die geborene Schauspielerin ist, ich habe sie mal im Theaterklub gesehen. Sie wissen wahrscheinlich auch, wer ich bin, aber sie richten das Wort nur an Jude, nicht an mich. Wahrscheinlich kennen sie sie besser, aber ich ertappe mich dabei, dass ich mir alle Mühe gebe, mich ins Gespräch einzuklinken. Ich mag sie. Mir geht auf, dass ich möchte, dass sie meine Freundinnen werden.

Margot, eine gepflegte Deutsche mit wunderschönen Wangenknochen, erzählt Jude, sie habe gehört, ein Mann, der am Freitagnachmittag mit seinem Hund spazieren ging, habe die Tote gefunden. Sie verzichtete das Gesicht. »Ich glaube, der Hund hat sich darin gewälzt.«

»Nein!«, widerspreche ich.

»Es stimmt«, erklärt Suzanne Jude. Um den Hals

trägt sie eine Reihe bunter tibetischer Schals, die sie zurechtrückt, während sie eine Haarsträhne entwirrt.  
»Mein Hund wälzt sich in den schrecklichsten Sachen ... tote Ratten und Fuchskot. Alles Eklige, was er nur findet.«

»Iiih!«, sage ich.

Sie unterhalten sich eine Weile über Hunde und ihre Gewohnheiten und jemand anderes spricht von Prostitution. Margot schürzt die Lippen und sagt, sie habe gehört, die Leiche sei nackt gewesen.

»Oh!«, sage ich. Das Wort »Leiche« ist mir noch nicht in den Sinn gekommen. Es ist so absolut, so weggerückt von Leben und Menschsein. Totes Fleisch. Trockenheit. Endgültigkeit. Eine nackte Leiche, losgelöst von meinem Erlebnis, meinen Augenblicken mit ihr.

»Ich weiß«, sagen die beiden und beziehen mich zum ersten Mal ins Gespräch ein.

»Ich kann nicht glauben, dass sie nackt war«, sage ich. »Was meint ihr, was passiert ist? Gott, es ist fast unerträglich, nicht wahr? Und so nah.«

Margot sieht mich an. »An so etwas denkt man nicht, oder? Man meint immer, so etwas passiert woanders.«

»Vielleicht ist es ganz gut«, wirft Suzanne ein, »wenn man ab und zu mal aufgerüttelt wird. Man

wird ganz schön selbstgefällig. Wir leben nicht in der wirklichen Welt.«

»Stimmt«, pflichtete ich ihr bei. »Es ist wie ein Weckruf.«

»Da kann ich nur einstimmen«, meint Jude.

»Und ich nur zweistimmen«, sagt Margot.

Und wir lachen.

Ist es schlimm, dass ich meine Rolle bei der Entdeckung der Toten verschweige? Je mehr sie plappern, je gründlicher sie ihre Abscheu analysieren, je witziger und interessanter sie werden, desto schwieriger wird es. Ich hätte gleich etwas sagen sollen, doch jetzt ist es zu spät. Ich habe es nicht getan ... weil? Bei meinem Beruf wird das geringste bisschen falsche Publicity leicht zum Karrierekiller. Stan the Man hat einen PR-Agenten, seine eigene Medienmaschine. Ich habe so etwas immer zu vermeiden versucht, denn es kommt mir großspurig und wichtigtuerisch vor. Philip kümmert sich um die vertragliche Seite meines Jobs, und die Produktionsfirma hat eine ziemlich gute PR-Abteilung. Doch jetzt, also, jetzt sehe ich, dass so jemand sehr nützlich sein könnte. Voller Panik kommt mir in den Sinn, dass ich mich mit Alison Brett hätte in Verbindung setzen sollen, die die PR für Mornin' All macht. Ich hätte DI Perivale bitten müssen, meine

Verstrickung in die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Nachdem ich hier gesessen und zugehört und nichts gesagt habe, scheint es mir umso dringlicher. In dem Augenblick geht mir auf, dass meine Karriere mir gar nicht so wichtig ist, sondern dass es mir vor allem darum geht, was diese netten Frauen über mich denken.

Ich schaue rüber zu Philip, der verzweifelt und steif am Tor steht. Bestimmt überlegt er: Warum muss ich hier am Tor stehen? Was soll ich hier? Warum kann ich nicht vor meinen Bildschirmen sitzen und zusehen, wie Samsung abstürzt? Ich beobachte ihn einen Augenblick. Sein Blick fällt auf Millie, die hoch oben in den Ästen herumklettert, und ein Strahlen geht über sein ganzes Gesicht. In diesem Augenblick kommt Hoffnung auf. Ich stehe auf und helfe ihr runter, halte ihre Beine fest und fange ihre Gummistiefel auf, als sie klettert. Jude erinnert mich an die Wohltätigkeitsauktion beim Schulquiz im April, die ich zu leiten versprochen habe, und ich verabschiede mich von den Frauen, als wären sie wirklich meine Freundinnen, und versuche mir nicht allzu viel daraus zu machen, dass sie es nicht sind. Dann machen wir drei weiter mit unserem Familintag, als wäre alles ganz normal.

In der Abenddämmerung sehe ich draußen vor dem Fenster einen Mann. Er steht auf der anderen Straßenseite hinter einem Auto, sodass ich ihn nicht ganz erkennen kann – nur ein Stück von seinem Kopf, einen Arm, eine Veränderung in Licht und Textur, eine Bewegung hinter Glas, eine Trübung des Silbers, ein Fleck auf dem Stahl. Ich bilde es mir nicht ein. Vom Wohnzimmer aus beobachte ich ihn und warte darauf, dass er sich bewegt. Ich bin zurzeit extrem nervös, reagiere auf die kleinste Unregelmäßigkeit.

Sie haben »meinen Stalker« noch nicht erwischt – ihn so zu nennen klingt ein wenig angeberisch, aber ich weiß keinen anderen Begriff. Eigentlich ist er eher wie ein Geist, eine aktive Phantasie, das Gefühl eines Menschen. PC Evans, dem Polizisten, der mit dem Fall betraut ist, habe ich erzählt, dass ich einmal dachte, jemand sei im Haus gewesen. Ich roch ein widerwärtiges Aftershave. Ein andermal, versuchte ich zu erklären, fühlte ich mich beobachtet und beschattet. Aber es stimmt, ich habe nie wirklich eine Person gesehen, es sind nur komische Sachen passiert. Fragen nach Millie auf Twitter: »Was macht die Erkältung der Kleinen?«, Geschenke – ein Paar

Pantoffeln von Toast, eine CD mit irgendwelchen Liedern (Ben Folds: »You Don't Know Me«, Joe Jackson: »Another World«), ein Buch (Lieber G-Punkt: Klartext über Sex und Liebe) von Amazon. »Vielleicht will ja bloß jemand nett sein«, sagte der Polizist, »und Ihnen was Gutes tun.« Ich habe ihn gefragt, ob er je Angst vor dem Klappern des Briefkastens hatte. Seit ich meinen Twitter-Account gelöscht habe, sind die Geschenke seltener geworden. »Manchmal langweilen sie sich irgendwann«, hat PC Evans gesagt.

Ich stehe rechts vom Erker, hinter den Klappläden verborgen, und schaue raus. Die Körpergröße verrät mir, dass es ein Mann ist. Es könnte ein Nachbar sein, der im Haus nicht rauchen darf. Ein Makler, der auf einen Kunden wartet. Ein Anwohner, der sich ausgesperrt hat. Oder was? Wovor habe ich Angst?

Millie ruft aus der Küche. Sie ist am Verhungern. Wann gibt es Abendessen? Darf sie was naschen?

Ich kümmere mich um sie – mache ihr ein Sandwich und einen heißen Kakao. Ich suche Philip, doch ich kann ihn nicht finden. Ich bin nicht lange weg, aber als ich zum Fenster zurückkomme, ist die Gestalt verschwunden.

# Montag

Gestern fing es an. Ich wurde vom Telefon geweckt. Ein Journalist namens Jack Hayward war dran, der mich um ein Interview bitten wollte.

»Was ist Ihr Aufhänger?«, fragte ich misstrauisch, doch so höflich, wie ich es angesichts dessen, dass ich noch halb schlief, zustande brachte.

»Dieser bedauerliche Vorfall mit der toten Frau: zwei Welten, die miteinander kollidieren oder so.«

»Das ist ein sehr kompliziertes Konzept für diese frühe Morgenstunde«, sagte ich, während mein Gehirn ratterte. Es war also zu spät. Inzwischen war bekannt geworden, dass ich damit zu tun hatte. Hatte die Polizei eine Pressekonferenz abgehalten? Oder »ihre Quellen« mobilisiert? Wie auch immer, die Information war draußen. Ich konnte nichts mehr dagegen tun. »Sie wollen doch sicher bloß Schmutz über meine Ehe, meine Seitensprünge, meine Teenagerbulimie?«

Dieser Jack Hayward lachte, und es war ein nettes Lachen, ein Lachen, das im Laufe der Zeit einige Zigaretten mitgekriegt hatte, aber versuchte, den Konsum einzuschränken. »Geben Sie mir eine Chance«, sagte er kläglich.

Ich entschuldigte mich freundlich, sagte, er würde das sicher verstehen.

»Kann ich Ihnen meine Nummer geben, für den Fall, dass Sie es sich doch noch überlegen?«

»Werd ich nicht«, erwiderte ich, notierte mir aber trotzdem seine Nummer.

Ich rief Alison Brett, die Pressefrau von Mornin' All, zu Hause an. Hoffentlich hatte ich sie nicht geweckt. Wenn ja, dann war sie erstaunlich schnell auf Zack.

»Reden Sie möglichst wenig«, sagte sie. »Aber wenn irgendwelche Paparazzi auftauchen, geben Sie ihnen, was sie wollen. Dann gehen sie wieder. Posieren Sie ein wenig. Ich weiß, dass das lästig ist, aber so eine private Aufnahme kann die Einschaltquoten beflügeln. Sie wissen ja, wie so was läuft. Lässig, modisch, zugänglich. Cool, aber nicht zu cool.«

Also, Letzteres kriegte ich bestimmt hin. Im »natürlichen Look« (das heißt ein bisschen Lippenstift) und Jeans (also das, was ich sowieso anhatte) öffnete ich die Tür, um die Sonntagszeitungen hereinzuholen. Zwei Fotografen – klein, stämmig, rotgesichtig, man könnte meinen, sie kämen direkt von einer drittklassigen Castingagentur – waren schon draußen. Als sie mich sahen, drückten sie ihre Zigaretten aus. »Geben Sie

uns ein Bild, Gaby«, »Kommen Sie, Gaby« und »Lächeln Sie, Gaby, womöglich ist es die einzige Gelegenheit«.

Ich wartete kurz, die Zeitungen unter den Arm geklemmt. Danach bedankte ich mich bei den Fotografen – was sie immer überrascht – und schloss die Tür.

Das war's, dachte ich. Doch heute Morgen sind die Zeitungen voll davon. Im Auto auf dem Weg zur Arbeit erfahre ich über »TV-Gabys heimliches Grauen« und »Gabys Horrormorgen«. Die meisten Einzelheiten über meine Entdeckung sind da, zusammen mit neuen Informationen über die Frau. Nicht ihr Name, aber die Tatsache, dass sie Polin war und anscheinend »ganz in der Nähe« gewohnt hat. Eine Arbeitgeberin wird zitiert, ihre Trauer in boulevardträchtige Plattitüden gezwängt: »Sie war ein netter Mensch, und alle, die mit ihr zu tun hatten, werden sie sehr vermissen.« Kein Artikel brachte Fotos von ihr. Sie ist abwesend. Ich bin anwesend, traurig, aber beherzt, auf der Schwelle zu meinem Haus. Das ist nicht richtig.

Auf einem Foto lauert hinter mir im Flur ein Schatten. Es dauert einen Augenblick, bis ich begreife, dass es Marta ist.

Steve wirft mir im Rückspiegel einen Blick zu.

»Geht es Ihnen gut?«

»Ja.« Entschlossen lasse ich die Zeitungen zu Boden fallen und stelle die Füße drauf. »Neuigkeiten vom Frauenarzt?«

»Nichts Ernstes«, sagt er. »Polypen.«

»Ein Polyp?«

»Nein, Polypen.«

Aus irgendeinem Grund müssen wir beide lachen.



Terri spricht mich an der Tür zur Produktionsbesprechung an. Boris Johnson, der heute eigentlich in die Sendung kommen und über seinen »Thames Estuary Airport« sprechen sollte, hat sich wegen Durchfall entschuldigt. Jetzt wird etwas Ernstes gebraucht, etwas Aktuelles, um das Loch zu stopfen.

Ich lenke sie gleich in eine andere Richtung. »Was haben wir denn noch?«, frage ich und setze mich. Es ist still im Raum, angespannt, ein erwartungsvolles Knistern in der Luft.

Dawn, die Regieassistentin, zieht ihr Klemmbrett zu Rate und liest vor, woran ich mich noch von Freitag erinnere: ein Flirt-Meisterkurs von dem Moderator einer neuen Dating-show; Simon Cowell in der

Küche, wo er seine berühmten Lammspießchen zubereitet; Indias Angesagte Apps; Kate Bush, die kürzlich mit einem neuen Album von den Toten wiederauferstanden ist (»Ich bin's, Cathy. Ich bin wieder da«); drei hübsche Schauspielerinnen aus Downton Abbey, um über ... na ja, Downton Abbey zu reden.

Ich zermartere mir das Hirn. Ich habe mir am Wochenende im Geiste eine Liste gemacht, und ich gehe ein paar von meinen Ideen durch – sie sind nicht gerade brillant: die wachsende Beliebtheit von Flashmobs (ein Rockchor besetzt ein Einkaufszentrum in Basingstoke), eine Kaffee-Blindverkostung in der Hauptgeschäftsstraße (Starbucks ist angesichts düsterer Quartalszahlen auf doppelte Espressos umgestiegen).

Schweigen senkt sich herab. Niemand sieht mich an, außer Terri und Stan, der am anderen Ende des Raums die Füße auf den Tisch gelegt hat.

»Es ist halt ...«, setzt Terri an. Sie schiebt den Steg ihrer schweren schwarzen Hornbrille – modisch unmodern – die Nase hoch. »Ich habe überlegt ... also, was ist dieses Wochenende die große Story? Worüber wollen die Leute etwas erfahren?«

»Du.« Stan hat die Füße vom Tisch genommen. »Du, Schatz, bist die Story.« Er klingt nicht ganz so

selbstbewusst wie gewohnt. Überlegt er etwa noch, was für ihn dabei rauspringt? Wägt er die Vor- und Nachteile ab? Oder hat sein PR-Berater vorgeschlagen, er soll sich in eine polizeiliche Ermittlung reinziehen lassen?

»Ich habe überlegt«, wiederholt Terri, »ich würde gern was darüber machen, wie es ist, so eine schreckliche Erfahrung wie du zu machen. Du sprichst direkt in die Kamera, erzählst deine Seite der Geschichte. Wir könnten einen Psychologen hinzuziehen und ihn neben dich aufs Sofa setzen, damit er erklärt, was an Nachbeben noch zu erwarten ist. >Mein Trauma<, so was in der Art.«

Alice, unsere Rechercheurin, blickt auf. »Adam Phillips sagt, er könnte um zehn hier sein.«

»Es ist nicht >mein Trauma<, widerspreche ich. »Ich habe die Tote bloß gefunden. Es ist nicht meine Tragödie. Es geht nicht um mich.«

»Ich weiß nicht viel über die tote Frau«, fährt Terri fort. »Was war sie ... eine polnische Putzfrau, die nebenher anschaffen ging?«

Ich zucke zusammen. »Ich bin mir nicht sicher ...«, setze ich an.

»Ist ja auch egal. Ich stelle mir nur vor, also, wenn ihr so was zugestoßen ist, dann war ihr Leben doch bestimmt ganz anders als deins, sie hat sich sicher«,

sie zuckt die Achseln, als wäre sie sich durchaus bewusst, auf welch dünnes Eis sie sich mit ihren Mutmaßungen begibt, »in ganz anderen Kreisen bewegt.«

»Zwei Welten kollidieren«, sage ich, »so was in der Art.«

»Ganz genau.« Rasch reibt sie sich mit den Händen über den Kopf, vor und zurück, als würde sie da oben Teig rollen. Sie hat kurze Haare mit gebleichten Spitzen. Das macht sie oft. Es hat nichts mit Juckreiz zu tun, es ist vielmehr eine Geste der Ungeduld: Sie möchte die Dinge ins Laufen bringen, sie beschleunigen.

»Die Empörung, die du empfindest«, schlägt Dawn vor. »Du und viele andere.«

»Ich bin nicht empört«, erwidere ich.

»Vielleicht wissen wir noch zu wenig, aber es hat sie ganz schön erschüttert, die Mittelklasse-Enklaven von ...«, Terri, in Hackney geboren und aufgewachsen, versucht sich zu erinnern, wo ich lebe, »New Malden oder wo auch immer.«

»Ich glaube nicht«, sage ich und stelle mich in Gedanken schützend vor Jude, Margot und Suzanne.

»Komm schon«, drängt sie, wie jemand, der ein Kind überreden will, einen Mantel anzuziehen. »Es ist gut. Wir brauchen dich. Es ist faszinierend.«

»Das ist mir egal«, sage ich und bemühe mich, ruhig und konzentriert zu bleiben, bemühe mich, die Panik in Schach zu halten, indem ich mir Longmans Zeitachse des Zweiten Weltkriegs vor Augen führe. »Ich fühle mich nicht wohl dabei. Ich würde das Programm lieber gar nicht machen, als sie so auszunutzen.«

»Mein Horror.« Stan hat die tiefe, kratzende Stimme von Don LaFontaine aufgesetzt, dem Amerikaner, der die ganzen »In einer Welt ...«-Kinotrailer gesprochen hat. Kürzlich hatten wir Redd Pepper, das britische Pendant zu LaFontaine, in der Sendung. »Mein Leid.«

Wahrscheinlich hätte ich gar nicht darauf reagiert, doch ich kriege mit, dass er um einen Blick von India buhlt. Sie hockt mit angezogenen Knien auf ihrem Stuhl, dreht an ihren Haaren herum und hält sich möglichst raus. Er zwinkert ihr zu. Mag gut sein, dass es moralinsauer von mir ist, mag sein, dass ich es unter anderen Umständen auch lustig gefunden hätte, aber ich merke, dass etwas in mir ausrastet.

»Ich empfinde keinen Horror«, sage ich. »Ich empfinde kein Leid. Eine arme Frau ist tot.«

Ich habe die Stimme gehoben. Alle sehen betreten weg. Stan grinst blöd.

Dawn, die die ganze Zeit auf ihrem Laptop

herumgetippt hat, kommt zum Glück zu meiner Rettung. Sie schnipst zufrieden mit den Fingern und sagt, sie habe nachgesehen und wir könnten Großbritanniens dickste Frau bringen, über eine Videoschaltung aus ihrem Haus in Tyne and Wear. (Sie hat das Haus seit vier Jahren nicht mehr verlassen.)

»Als Live-Einspeisung«, wirft Stan in einer anderen Kinotrailerstimme ein. Später wird er natürlich ein Ausbund an gequältem Mitgefühl sein.

Alice schlägt vor, wir sollten Adam Phillips trotzdem holen – für psychologische Einblicke in das Thema Fettleibigkeit –, und Terri, deren Panik bezwungen ist, wirkt immerhin beschwichtigt. Für heute bin ich davongekommen, und mit ein bisschen Glück ist meine Geschichte morgen schon kalter Kaffee.

Nach dem Meeting habe ich fünf versäumte Anrufe und jede Menge SMS, darunter eine von Jude Morris. »Du stilles Wasser! Warum hast du nichts gesagt? Du musst Margot, Suzanne und mich doch für Idioten halten!« Clara hat zweimal angerufen, und Margaret, Philips Mutter, einmal. Unser heiß geliebtes Exkindermädchen, das uns leider verlassen hat, hat eine Nachricht hinterlassen: »Hi, Schatz. Himmel, was ist denn bei euch los? Kann ich euch nicht eine Minute allein lassen?«

Auf dem Weg zum Make-up rufe ich Clara an, doch sie ist wohl im Unterricht, denn ich erreiche nur die Voicemail. Also versuche ich es bei Jude. »Hasst du mich jetzt, weil ich nichts gesagt habe?«, sage ich, als sie rangeht. »Es ist kompliziert. Ich erkläre es dir.«

Sie sagt, natürlich hasse sie mich nicht. Ich sage, es tue mir leid, es tue mir leider als leid – eine Formulierung, die Millie und ihre Freundinnen die ganze Zeit benutzen –, und sie lacht. »Aber keine Lügen mehr.« Bevor ich auflege, sage ich: »Bist du immer noch meine Freundin?«, was sehr mutig ist angesichts dessen, dass unsere Freundschaft, wenn überhaupt, noch sehr jung ist.

Ich will das Telefon gerade in die Tasche stecken, da erwischt Stan mich. »Ja«, sagt er. »Gut gemacht. Richtige Entscheidung, Kumpel«, denke ich. Sein Atem ist eine widerwärtige Mischung aus Knoblauch und Pfefferminz.

»Danke, Kumpel«, sage ich.

»Aber du bist verrückt, dass du nicht ein paar Tage freinimmst, um dich zu erholen. Du musst nicht das Gefühl haben, du könntest nicht oder du würdest uns enttäuschen. Vielleicht geht es dir gegen den Strich. Ich weiß, dass du unermüdlich weitergemacht hast, als deine Mutter ... wie auch immer ... und auch nur zwei Wochen Pause gemacht

hast, als du vor Jahren deine Tochter bekommen hast.«

»Damals, vor urdenklichen Zeiten«, sage ich.

»Aber wir würden es verstehen. Ich habe noch zu Terri gesagt, India ist scharf darauf, ein bisschen Erfahrung auf dem Sofa zu sammeln. Wäre interessant zu sehen, wie die Chemie zwischen uns wäre. Ich weiß, du bist ein alter Profi, aber du würdest ihr einen Gefallen tun.«

»Das ist schrecklich nett von dir, Stan«, sage ich und spare mir das »alter Profi« für später auf. »Ich weiß es wirklich zu schätzen.«



Auf dem Heimweg rufe ich vom Auto aus Robin an. Sie will wissen, was passiert ist – Ians Mutter hat am Morgen die Mail mit hochgebracht, »und wir waren alle einigermaßen baff«. Aber ein Tag ist lang im Leben einer frischgebackenen Mutter, und die verwirrende Komplexität einer vier Monate alten inneren Uhr hat meine Erlebnisse schon von der Tagesordnung verdrängt. Robin ist gerade dabei, das Baby »unter Dach und Fach«, also ins Bett, zu bringen, bevor Ians Sippe zum Abendessen kommt.

»Manchmal«, erkläre ich ihr, »kann ich es gar nicht

glauben, dass du acht Jahre hier gelebt hast. Du klingst, als wärst du gerade in Heathrow gelandet und hättest deinen Rucksack aus der U-Bahn gezerrt.«

»Ich hatte Glück, nicht wahr, dass du mich oben auf der Rolltreppe abgefangen hast?«

»Robin, wir waren diejenigen, die Glück hatten.«

Ich kann Charlies Gequengel hören, Hicksen und Greinen, wie Babys es von sich geben, wenn sie gern schlafen würden, aber nicht wissen, wie.

»Komm schon, mach, Kleiner«, sagt Robin. Das Weinen wird beharrlicher. »Ach, komm schon. Du musst schlafen. Ich muss doch kochen.«

»Erinnerst du dich an den exzellenten Rat, den du mir immer gegeben hast: Man soll Babys ganz fest schaukeln. Es ist gegen den Instinkt, aber es funktioniert. Erst wird das Weinen rhythmisch, und irgendwann kommt der Moment, da schließen sie langsam die Augen.«

»Du solltest noch mehr Kinder kriegen«, sagt sie.

Ich singe meine Antwort beinahe. »Zu spät.«

Wir reden noch ein wenig – über das Baby und seinen unregelmäßigen Schlaf, dass Ians Mutter denkt, ein Fläschchen würde helfen. Ich sage ihr immer wieder, wie toll sie das macht und was für eine wunderbare Mutter sie ist, denn ich spüre, dass

Robin die Aufmunterung und die Ablenkung braucht, doch nach ein paar Minuten wird ihre Stimme leiser.

»Dann geht es dir gut?«, flüstert sie.

»Ja.«

Robin gähnt. »Ich glaub, ich mach auch ein Nickerchen.«

»Braves Mädchen.«



Als Steve bei mir zu Hause vorfährt, sitzt vor unserem Haus ein Mann in einem Auto. Ich überlege, die Polizei anzurufen, doch es stellt sich heraus, dass sie schon da ist.

Diesmal hat DI Perivale PC Morrow mitgebracht. Als ich in der Küchentür innehalte, setzt sie ein breites Ich-schon-wieder-Grinsen à la Wallace und Gromit auf. Marta hat sie reingelassen, obwohl sie inzwischen das Haus verlassen hat, um Millie abzuholen. Sie hat es »ihnen überlassen«, in DI Perivales Worten. Meine Putzfrau sei da, fügt PC Morrow hinzu, als hätte ich Angst um meine Sicherheit. Ich höre, dass Nora den Staubsauger in Martas Zimmer hin und her schiebt, das Gurgeln in den Rohren, als sie dem Gästebad zu Leibe rückt.

Einen Augenblick lehne ich mich an den

Türrahmen, ich weiß nicht, ob ich die Kraft habe, mich zu rühren. Meine Beine sind wacklig. Ich frage, ob es wirklich nötig ist. »Habe ich Ihre Fragen nicht alle schon beantwortet?«

PC Morrow, die auf der Bank sitzt, zieht ihre sommersprossige Nase kraus. Ihre Stirn ist faltenfrei. Sie trägt winzige goldene Herzen in den Ohren. »Ich weiß, wie lästig es ist«, sagt sie, »aber ...« DI Perivale, am Kopfende des Tisches, mustert ein Blatt Papier in seinem Schoß, und weil er nicht hinsieht, verdreht sie achselzuckend die Augen.

»Wenn Sie sich bitte ein paar Minuten setzen würden«, sagt er und schaut auf, als wäre ich gerade in sein Büro geführt worden. »Es dauert nicht lange, aber es ist wichtig.«

Ich habe ihn am Wochenende gegoogelt. Er ist Leiter der Mordkommission in Battersea und hat für seine Ermittlungen im Krieg der Indischen Restaurants in Tooting 2009 eine Belobigung erhalten.

Ich löse mich vom Türrahmen und hocke mich an den Tisch. Ich überlege, ob ich ihnen eine Tasse Tee anbieten soll, doch irgendwas an seinem Tonfall hält mich davon ab.

»Haben Sie diese Frau schon einmal gesehen?«, fragt DI Perivale. Zwischen zwei Schneidezähnen

hängt ein Fetzchen Kopfsalat, und auf seinem Adidas-Oberteil mit Reißverschluss klebt ein Bröckchen, das nach getrocknetem Ketchup aussieht. Wenn ich Rechtsmediziner wäre, würde ich sagen, er hat sich auf dem Weg hierher einen Big Mac gegönnt.

Er dreht ein Foto zu mir.

Ich weiß, dass es von ihr ist, bevor ich den Blick darauf richte. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mich vor diesem Augenblick gefürchtet.

Es wurde in einem Garten aufgenommen, an einem Klettergerüst. Zwei Kinder hängen an einer Kletterstange. Ein rotes Plastikauto für Kleinkinder steht verlassen zu ihren Füßen, und sie lehnt sich mit einem breiten Lächeln nach hinten, um die Beine des kleineren Kindes festzuhalten. Ihre Vorderzähne neigen sich ein wenig nach hinten, als wären sie eingedrückt, und ihr dunkelrotes Haar ist zu zwei Zöpfen geflochten. Sie ist dünn und hat ein schmales Gesicht und dicke falsche Wimpern, die sagen: »Ich glaube, ich bin es wert, dass ich mir die Mühe mache, auch wenn es sonst niemanden interessiert.« In einem Ohrläppchen trägt sie ungefähr sechs Ringe.

Das Foto macht mich schier unerträglich traurig.  
»Sind das ihre Kinder?«, frage ich.

»Sie kommt Ihnen kein bisschen bekannt vor?«

»Also, nur in dem Sinne ... Sie wissen schon, was Sie neulich gesagt haben, dass sie mir ein bisschen ähnlich sieht. Wer ist sie? Sind das ihre Kinder?«, frage ich noch einmal.

»Wir wissen, dass sie Ania Dudek hieß, dreißig Jahre alt war und am Fitzhugh Grove, SW 18 wohnte.« Hieß, hat er gesagt, nicht heißt. »Die Familie in Putney, bei der sie gearbeitet hat, hat sie am Samstag, als sie nicht zur Arbeit kam, als vermisst gemeldet. Das auf dem Foto sind deren Kinder. Sie hat bei ihnen als Kindermädchen gearbeitet.«

»Ania Dudek«, wiederhole ich. Kindermädchen. Wenigstens nicht ihre Kinder. Ein schöner Job bei einer netten Familie in Putney, dem sympathischen, sicheren Vorort, wo auch der Politiker Nick Clegg lebt. Also ganz und gar nicht zwei Welten, die kollidieren.

»Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Nein.« Ich schüttle den Kopf. »Nichts.«

»Waren Sie je am Fitzhugh Grove?«

»Nein. Auch wenn ich natürlich weiß, wo er ist.« Mehrere hohe Gebäude am Rand des Common, ehemals im Besitz der Kommune. »Aber ich war noch nie drin.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

Ich nicke.

»Und Ania Dudek war auch nie hier?«

»Nein.« Ich schaue zu PC Morrow, die seltsam den Mund verzieht, die Lippen einzieht, wie eine Comicfigur, deren Gesicht ausdrückt, »sie wäre lieber nicht hier, muss aber«, ein Ausdruck weiblicher Solidarität. Ich lächle sie an. »Nie.«

»Interessant.« Er zieht das Blatt hervor, das er auf dem Schoß hatte. Es ist eine Seite aus einer Zeitschrift – ein Ausschnitt – in einer dünnen Plastikhülle: eine Anzeige aus der Lady für ein Kindermädchen, das im Haus der Familie wohnt, in Wandsworth. In dem Augenblick, da ich die Anzeige sehe – die Gestalt der Worte, das Layout –, weiß ich, dass es die ist, die ich letzten Sommer aufgegeben habe, nachdem Robin gekündigt hatte.

»Irgendeine Idee, warum das mit einem Magnet am Kühlschrank der toten Frau befestigt war?«

Ich hatte letzten Winter eine Virusgrippe, und die Infektion griff aufs Innenohr über, was zu plötzlichen Gleichgewichtsstörungen führte – einseitiger Vestibularesausfall, wie der Arzt es nannte. Es war kein einfacher Schwindel, sondern eher ein heftiger Drehschwindel; der Raum kreiselte um die eigene Achse. Genau dieses Gefühl habe ich jetzt. Ich starre auf den Tisch, auf die Plastikhülle. Auf ihrer

transparenten Oberfläche spiegeln sich der Himmel und die Wolken, und ein oder zwei Augenblicke lang weiß ich nicht, ob ich sitze oder falle.

Ich bringe über die Lippen, dass ich keine Ahnung habe. DI Perivale stellt Fragen, die ich kaum höre, denn als der Schwindel nachlässt, bleibt in meinem Kopf ein Brausen zurück, ein einziges Durcheinander.

»War sie zu einem Vorstellungsgespräch hier?« Es ist das erste Mal, dass PC Morrow das Wort ergreift. Sie macht große Augen und nickt, als hätte ich die Frage schon bejaht.

»Ich wünschte, es wäre so«, sage ich schließlich, »aber sie war nicht hier.« Ich sehe mich in der Küche um. »Wenn ich den Kalender von letztem Jahr finde, kann ich Ihnen zeigen, wer hier war. Oh, ich weiß, ich habe eine Mappe mit den Lebensläufen. Ich könnte sie suchen ...«

»Erzählen Sie uns einfach, woran Sie sich erinnern«, sagt PC Morrow.

»Ich erinnere mich an alles. Es war ein schwieriger Sommer. Meine Mutter war krank, und unser altes Kindermädchen Robin wollte heiraten – was natürlich toll war, aber auch hieß, dass sie uns verlassen würde, und das war traurig. Für uns, meine ich.«

»Wenn Sie bitte darauf zurückkommen könnten.« DI Perivale tippt mit dem Finger auf die Anzeige aus

der Lady.

»Tut mir leid. Ich habe an zwei Tagen Vorstellungsgespräche geführt, mit ungefähr sechs jungen Frauen. Nein, das stimmt nicht, mit fünf Frauen und einem Mann. Zwei waren Engländerinnen, eine wollte im September auf die Uni, das war also hoffnungslos, die andere hatte keinen Führerschein. Eine ältere Armenierin wollte jeden Morgen von Croydon kommen. Der Mann war Südafrikaner: toll, wenn wir Jungen gehabt hätten. Eine nette Portugiesin, sie wäre infrage gekommen, aber sie sprach so gut wie kein Wort Englisch ... Ein paar Termine hatte ich noch gemacht, aber der Zustand meiner Mutter verschlechterte sich sehr schnell, und am dritten Tag haben wir Marta gefunden.«

Ich rede zu viel, ich versuche, ihnen so viele Informationen zu geben wie möglich. Dann ein Gedanke, eine mögliche Erklärung. »Ich meine, also, wenn das ihr Beruf ist, hat diese ... diese Ania vielleicht vorgehabt, sich zu bewerben, und hat es nicht getan.«

»Ja, das könnte sein«, sagt PC Morrow und blickt zu Perivale. »Klingt durchaus logisch.«

»Also«, fahre ich erleichtert fort, »manchmal hängt man doch Sachen an den Kühlschrank und vergisst

sie dann einfach, oder?«

»Ja.« PC Morrow zieht die Nase kraus. »An unserem Kühlschrank hängt eine Protein-Diät. Habe ich je einen Blick darauf geworfen?«

»Sie brauchen doch keine Diät«, sage ich, »und diese proteinreiche Dukan-Diät, davon bekommt man nur Mundgeruch.« Sie deutet ein Achselzucken an, als würde sie lachen, wenn sie könnte. Ich denke wieder, wie jung sie ist. Mit »unserem Kühlschrank« ist wahrscheinlich der in der Küche ihrer Mutter gemeint.

DI Perivale nimmt die Plastikhülle, legt das Foto obendrauf und arrangiert beides vor sich auf dem Tisch. Mein Blick fällt auf die Schuppen auf seinem Scheitel. Ob er verheiratet ist? Kinder hat?

»Okay. Eine Frage noch.« Er hat mich nicht angesehen, doch jetzt hebt er den Blick, und seine Augen bohren sich in meine. »Ich habe Sie das schon gefragt, aber ich frage Sie noch einmal. Haben Sie den Körper der Frau angefasst?«

»Den Körper der Frau.« Ich sehe ihn an. Ich versuche mich zu erinnern. Mein Kopf surrt immer noch. Wenn ich jetzt allein den Gedanken an sie unerträglich finde, wie kann ich sie dann angefasst haben? Haut: Daran würde ich mich erinnern.

»Nein.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Ich weiß, dass ich Ihre Haare berührt habe.«

»Haben Sie etwas weggenommen?«

»Nein.« Wieder bin ich unsicher. Ich verstehe nicht, worauf seine Fragen abzielen. Es kommt mir vor, als hätte ich etwas Wichtiges übersehen.

»Sie haben keine Kette mit Christophorus-Anhänger von Ihrem Hals genommen?«

»Nein. Warum, um alles in der Welt, sollte ich?«

Er reibt sich mit Daumen und Fingern über das Gesicht, die Augen. »Schauen Sie ... Edmond Locard. Das Locard'sche Prinzip: Jede Berührung hinterlässt eine Spur. Haben Sie davon schon einmal gehört? Also, es ist eines der ersten Dinge, die man auf der Polizeischule in Hendon lernt. Haare, Farbpartikel, Fasern, Make-up – Partikel bewegen sich, rutschen, fliegen. Jeder Staubpartikel hat seine eigene Identität. Baumwolle hat gedrehte Fasern, die an Kordel erinnern; Leinen sieht aus wie Schläuche mit spitzen Enden. Wenn man solche Partikel findet, braucht man nur noch ihren Ursprung zu lokalisieren.«

»Okay.«

»Und obwohl der Mörder ihren Hals mit Bleiche eingesprüht zu haben scheint ...«

»War das der komische Geruch?«

Er nickt und fährt fort: »... haben wir gewisse Fasern gefunden, DNA an ihrem Schlüsselbein, die ... Es wäre sehr hilfreich, wenn Sie noch einmal gründlich überlegen würden. Also, ich weiß, dass Sie traumatisiert waren, dass Sie Opferunterstützung brauchten«, er schiebt wie ein Kobold das Kinn vor, »aber wenn Sie bitte Ihre Erinnerungen noch einmal bemühen würden, würde uns das sehr bei unseren Ermittlungen helfen.«

Ich schaue auf. Nora ist mit Eimer und Wischlappen auf Zehenspitzen in die Küche gekommen. Ich habe sie nicht gehört. Sie trägt Hausschuhe bei der Arbeit, ihre Füße flüstern beim Gehen. Ich stehe vom Tisch auf, krame im Flur nach meiner Geldbörse, um ihr ihren Lohn zu geben. Kurz überlege ich, sie erst nächste Woche zu bezahlen, aber das tue ich nur ungern. Sie hat Familie auf den Philippinen und schickt den größten Teil ihres Lohns nach Hause.

Ich winke ihr an der Haustür zum Abschied, und als ich zurück in die Küche gehe, fragt DI Perivale, ob Nora in der Nähe wohnt (vielleicht will er ihre Papiere überprüfen). Ich kann es ihm beim besten Willen nicht sagen. Sie putzt seit Jahren für mich – leert die Abfalleimer, schrubbt die Toiletten –, und ich weiß nicht, wo sie wohnt. Ich setze mich. Bilde ich mir das

nur ein, oder tauschen PC Morrow und DI Perivale einen Blick?

»Um wirklich ganz sicherzugehen«, sagt PC Morrow, »abgesehen von den Haaren haben Sie Ania Dudek also nicht angefasst?«

Wenn einem ein Begriff oder ein Name nicht einfällt, ist das Dümmste, was man tun kann, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Wenn man dagegen an etwas anderes denkt, ist es plötzlich da. Vielleicht war es die Ablenkung durch Nora, die mich drauf gebracht hat. Vielleicht wäre es mir irgendwann aber auch so wieder eingefallen.

»Klar habe ich sie angefasst«, sage ich. Mein Kopf hat sich gelichtet. »Ich habe den Träger ihres BHs wieder festgemacht. Es war so ein BH, den man vorn einhaken kann, und ein Träger hing raus, er hatte sich gelöst. Also habe ich sie angefasst, denn ich habe ihn eingehakt. Ich weiß nicht, warum ich das nicht längst erzählt habe. Ich glaube, weil Sie immer nach dem ›Körper‹ gefragt haben, und den habe ich definitiv ganz bewusst nicht angefasst.« Ich schüttle den Kopf. Plötzlich erinnere ich mich, wie steif der Haken oben an ihrem BH war, wie kalt der Stoff. »Ich sehe vor mir, wie ich es tue. Ich weiß nicht, warum ich es gemacht habe, aber ich habe es getan. Unter Stress«, füge ich hinzu, »tun die Leute

die seltsamsten Dinge.«

»Aha.« DI Perivale klingt, als hätte er gerade einen kniffligen Begriff im Times-Kreuzworträtsel gefunden. Er fragt, ob ich auch vergessen habe, dass ich den Christophorus genommen habe. Ich werfe ihm einen Jetzt-aber!-Blick zu, eine Hand nach oben gedreht.

»Okay.« Er nickt. Sieht ganz so aus, als hätten wir ein Rätsel gelöst.

Ich frage, ob sie die Todesursache schon kennen, und er sagt: »Herzstillstand, ausgelöst durch den Druck auf das Nervengeflecht an der Halsschlagader. Die oberflächlich eingeschnittenen bogenförmigen Abschürfungen, das sind selbst zugefügte Prellungen, als sie kämpfte, um sich von dem Seil um den Hals zu befreien.«

Ich werde kreidebleich. »Und wer? Haben Sie da auch schon irgendwelche Spuren?«

Perivale starrt mich an.

»Hatte sie einen Freund?«, frage ich. »Gerät der normalerweise nicht als Erster ins Visier?«

»Ein Freund.« Er nickt. »Aber zu dem Zeitpunkt außer Landes, was ... ärgerlich ist.«

Ich lache halb.

»Und kein eindeutiges Tatwerkzeug«, fügt PC Morrow hinzu.

Ich möchte jetzt unbedingt, dass sie gehen. Mehr

will ich nicht hören, aber Perivale fängt an, über Fasern zu reden – Polyesterfäden, wie es scheint, die aussehen wie glatte, faltenlose Stäbe –, und dann fragt er, nur um es auszuschließen, ob er die Sachen mitnehmen kann, die ich an dem Morgen getragen habe. So schnell ich kann, hole ich die Jogginghose und das T-Shirt und die graue Laufjacke aus dem Schrank. Und dann, als ich schon denke, wir sind fertig, fragt er mich, wo ich am Abend vor dem Mord zwischen vier Uhr am Nachmittag und Mitternacht war. Ich verstehe nicht, warum er das fragt.

»Also, ich war nicht auf dem Common«, sage ich, »falls sie dort umgebracht wurde. Zu der Zeit nicht.«

»Sie wurde nicht auf dem Common getötet«, sagt PC Morrow im Plauderton. »Umgebracht wurde sie in ihrer Wohnung. Das wissen wir anhand der Leichenflecken.«

DI Perivale runzelt entnervt die Stirn. »Wenn das Herz aufhört zu schlagen«, fährt er im Dum-di-dum-Tonfall von jemandem fort, der zum x-ten Mal dieselbe Information herunterleiert, »sammelt sich das Blut an den tiefsten Stellen des Körpers, was dazu führt, dass die Haut in diesem Bereich rosa und dann rot wird. Im vorliegenden Fall deutet die Hypostase darauf hin, dass die Beine, als sie getötet

wurde, tiefer lagen als der Rest des Körpers – das passt zu den Abdrücken, die wir auf der Bettdecke in ihrer Wohnung gefunden haben. Zwei Tassen Tee standen dort, eine unberührt. Ein umgestoßenes Glas Wasser.«

»Ich war hier«, sage ich, »zu Hause. Ich habe ein Nickerchen gemacht, bin gelaufen – nur eine kleine Runde –, dann habe ich geduscht, habe das Abendessen zubereitet, meiner Tochter etwas vorgelesen, ein bisschen ferngesehen ...«

»Was haben Sie sich angesehen?«

»Ich erinnere mich nicht. Ich glaube, Mad Men.«

»Kann das jemand bestätigen?«

»Marta. Millie, zumindest für den frühen Abend.«

»Und später?«

»Ich bin früh zu Bett gegangen, allein. Mein Mann war in der Arbeit und ist danach mit Kollegen ausgegangen.« Ich bin gern behilflich, aber ich denke auch: Warum wollen die wissen, wo ich war? Ich habe die Tote gefunden. Glauben die etwa, ich hätte sie umgebracht? Panik und Angst steigen in mir auf. Laufen polizeiliche Ermittlungen so? Sinnlose Befragungen? Bürokratischer Sumpf?

Vielleicht muss er auch einfach fragen. Vielleicht ist es einfach üblich – wie einen HIV-Test zu machen, wenn man schwanger ist –, denn schon kommt er

auf ein anderes Thema zu sprechen und stellt mir ein paar Fragen nach meinem Stalker: Die Akte darüber ist »zum Vorschein gekommen«. Ich erkläre ihm, dass das Stalken, wenn man es denn so nennen kann, gegen Ende des vergangenen Sommers angefangen hat, was DI Perivale immerhin so interessant findet, dass er es notiert.

»Es kann ja Zufall sein«, sage ich, »aber ich bin mir sicher, dass ich am Samstag jemanden gesehen habe, der das Haus beobachtet hat, und als ich eben gerade reinkam, saß da draußen in einem Wagen ein Schlägertyp, der mir ein wenig verdächtig vorkam.« Ich bemühe mich um einen möglichst beiläufigen Tonfall, denn ich will nicht, dass sie denken, ich würde groß Wirbel machen.

Sie stehen auf. PC Morrow kreist mit den Schultern, um die Spannung zu lösen. (Ich hätte sie bitten sollen zu tauschen, die Bank ist nicht besonders bequem, wenn man länger darauf sitzt.)

»Der Schlägertyp da draußen?« DI Perivale zuckt die Schultern. »Das ist einer von uns.«



Ich gehe laufen. Es ist, wie wenn man sich wieder aufs Pferd setzt: Früher oder später muss man es

tun. Ich habe weder meine Asics noch meine Lieblingslaufklamotten – ich weiß nicht, wann ich sie wiederkriege –, aber ein Paar alte Dunlops und eine Trainingshose tun es auch. Ich knote mir Philips graue Kapuzenjacke um die Taille. Wahrscheinlich brauche ich sie nicht, aber sie verdeckt meinen Po.

Man kann über den Common zum Fitzhugh Grove gelangen, ein Pfad führt vom Fußballplatz zum John Archer Way – eine neue Straße, die aus dem Nichts entstand, als die moderne Wohnsiedlung gebaut wurde – und dann an einer Reihe hoher Kastanien vorbei. Doch wenn man diesen Weg nimmt, muss man durch die Polizeiabsperrung. Und selbst wenn man sie umgeht, machen die großen Kastanien mit ihren dicken, weit ausholenden Ästen den Weg zu einem wenig einladenden dunklen Korridor, und so entscheide ich mich für die Trinity Road: sechsspurig dröhnender Verkehr. Am Eingang zum Fitzhugh Grove steht ein gelbes Schild, das, von den vorbeifahrenden Lkws zum Zittern gebracht, Zeugen darum bittet, sich zu melden. Ich laufe einen Augenblick auf der Stelle und tue so, als würde ich es lesen, und dann gehe ich ein bisschen weiter, nur bis dahin, wo die Autos parken. Zwischen den Wohnblocks liegen magere Rasenflächen. Am zweiten Wohnturm sehe ich das aufblitzende

Signallicht eines Polizeifahrzeugs, das die Wand periodisch in orangefarbenes Licht taucht. Ich fühle mich angezogen, verstrickt. In letzter Minute drehe ich mich auf dem Absatz um und laufe wieder nach Hause.

Kurz vor unserem Haus löst sich zwischen mir und dem Tor eine massive Gestalt aus dem Schatten.

Ich erstickte einen Schrei.

»Oh, nicht doch«, sagt der Mann und streckt die Hand aus. »Tut mir leid. Gütiger Himmel. Tut mir wirklich leid. Habe ich Sie erschreckt? Ich Idiot. Tut mir leid.«

Ich gehe rasch an ihm vorbei. Er stellt sich mir nicht in den Weg, sondern tritt sofort zur Seite. Ich erhasche einen Hauch Pfefferminz und Tee und den künstlichen Duft eines fremden Weichspülers.

»Tut mir leid«, sage ich, als ich das Tor zwischen uns gebracht habe.

»Nein, mir tut es leid. Nach dem Schock dessen, was passiert ist, sind Ihre Nerven sicher zum Zerreißen gesperrt.«

Ich lache. »Gespannt.« Jetzt kann ich ihn richtig sehen. Er ist nicht viel größer als ich, hat lockige Haare und irrwitzige, drahtige Augenbrauen. Er hat große braune Augen, ansprechend, mit kleinen Fältchen drumherum, fragend, wie jemand, den ich

kenne ... ja, Michael Palin!

»Ja, gespannt. Gesperrt?« Er setzt eine überraschte Miene auf. »Wo kam denn das her? Egal, tut mir leid, dass ich Sie so belästige.« Er reicht mir die Hand. »Jack Hayward. Wir haben telefoniert.«

Ich nicke. »Zwei Welten, die kollidieren, oder so.«

»Genau. Ich dachte, es sei den Versuch wert, Sie persönlich anzusprechen. Es ist eine verdammt gute Geschichte. Seither habe ich noch ein bisschen was herausgefunden. Ich arbeite frei. Ich brauche eine Chance. Geben Sie mir eine Chance.« Er öffnet die Hände.

»Haben Sie mal daran gedacht, sich einen anständigen Job zu suchen?«, frage ich nicht unfreundlich.

»Ich habe es mit einem anständigen Job versucht. Wissen Sie, dass man da jeden Tag hinzustellen muss? Und dass man eine Krawatte tragen und an einem Schreibtisch sitzen muss?«

»Nicht zu fassen.«

»Leute schwärmen vom Wasserspender und wie lustig es da ist, aber waren Sie in letzter Zeit mal an einem Wasserspender? Tot. Nichts. Ein Typ aus der Buchhaltung, mehr nicht. Ich sage Ihnen, die Party ist weitergezogen.«

»Vielleicht gehen Sie einfach zu den falschen Wasserspendern.«

Ich lächle, doch ich bewege mich rückwärts zur Tür.

»Bitte«, sagt er.

»Ich bin zum Umfallen müde. Ich habe nichts zu sagen.«

»Bitte?«, hakt er nach.

Es ist unmöglich, grob zu jemandem zu sein, der Michael Palins Augen hat. Ich habe den Schlüssel rausgeholt. »Vielleicht ein andermal«, sage ich.

»Wenn es etwas ruhiger ist.«



Um acht Uhr ruft Philip an. Er kommt nicht zum Abendessen. Er hatte einen harten Tag. Vor Erschöpfung oder Stress kriegt er kaum ein Wort heraus. Wir haben seit dem Mittagessen am Sonntag kaum ein Wort miteinander gesprochen. Er war so unverschämt zu seinen Eltern, dass ich ihn kaum ansehen konnte. Während der ganzen Mahlzeit hat er entweder an seinem Handy rumgespielt, das Pub verlassen, um Anrufe zu tätigen, oder auf den Tisch gestarrt, als brächte er es nicht über sich, sich mit uns zu befassen. Ich mag Philips Eltern, aber

Margaret, seine Mutter, ist absolut konfliktscheu. Sie hat gelächelt und einfach so getan, als wäre nichts, und Neil, ein pensionierter Schulleiter aus der Zeit, als Gelehrsamkeit höher eingeschätzt wurde als Charme, fuhr mit seiner Abhandlung über die Geschichte von Pubnamen fort, während ich verzweifelt bemüht war, Philips Abwesenheit mit einem begeisterten Strom von »Oh, wirklich« und »Nein, das habe ich nicht gewusst!« wiedergutzumachen. Die absolute Katastrophe. Margaret und ich verließen als Letzte den Tisch. »Philips Betragen tut mir leid«, sagte ich. »Er hat viel um die Ohren.« Sie sah mich kurz an, und ich dachte schon, sie wollte nachhaken. Das Bedürfnis, mich ihr anzuvertrauen, ihren Arm beruhigend um die Schulter zu spüren, überwältigte mich für einen Augenblick schier. Ich wollte ihr erzählen, wovor ich wirklich Angst habe: dass Philip mir entgleitet. Doch sie lächelte nur und setzte zu einem fröhlichen abgehackten Lachen an. »So ist Philip eben«, sagte sie und wandte sich ab.

»Die Polizei war hier«, erklärt er mir jetzt. »Die haben mich aus einem Meeting geholt.«

»Die Polizei?«

»Die Tote. Es ging um sie.«

»Warum?«, frage ich. »Warum wollten sie mit dir

reden?«

Er antwortet nicht sofort. Ich habe nur ein fernes Rauschen im Ohr. Er hält die Hand über die Sprechmuschel oder hat den Hörer auf den Tisch gelegt. Ich möchte schreien, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, doch als er wieder dran ist, zwinge ich mich, ganz ruhig zu bleiben. »Hier waren sie auch«, sage ich. »Sie wissen, wer sie ist. Eine Frau namens Ania Dudek.«

»Ja, das haben sie gesagt.«

»Was wollten sie von dir?«

»Routine. Weil du sie ... gefunden hast.«

Er geht wieder weg. Glaube ich wenigstens.

»Und?«, frage ich, als er wieder dran ist.

»Ähm ... Nur Fragen, Gaby. Okay? Wo ich war. Wo du warst.«

»Bitte, sag das nicht so genervt. Es tut mir leid, dass sie dich bei der Arbeit gestört haben, aber könntest du mir ein bisschen mehr erzählen? Bitte?«

Er stößt einen tiefen Seufzer aus. Seine Stimme klingt verzerrt vor Anstrengung. »Tut mir leid. Ja. Nicht zu fassen, dass dir das widerfahren ist ... Warum dir?«

»Ich weiß«, sage ich.

»Du hast gesagt, sie wäre ein Teenager gewesen.«

»Nein, eine Frau.«

Wieder Schweigen. Spricht er tatsächlich gleichzeitig mit jemandem im Büro? »Der Polizist hat überprüft, was du ihm erzählt hast ... über den Fund der Leiche ...« Ich höre ein fernes Klicken, wie ein Kugelschreiber, der rein- und rausgedrückt wird. »Im Grunde hat er nur Zeit und Ort abgeklopft.«

»Mein Alibi, meinst du? Die überprüfen mein Alibi?«

»Gewissermaßen. Nicht dass ich dir da viel helfen kann.« Er stößt ein bitteres Lachen aus. »An dem Tag hatte ich ein Meeting nach dem anderen, danach mit den Kollegen einen trinken und anschließend ein Arbeitsessen. Die Liste meiner Alibis ist endlos. Schade, dass ich dir davon nicht ein oder zwei abgeben kann.«



Ich wünsche mir so sehr, dass er nach Hause kommt, dass ich, als er endlich kommt, so tue, als würde ich schlafen. Ich möchte, dass er mich weckt, dass er mich sanft stupst. Doch das macht er nicht. Er gleitet fast lautlos ins Bett. Und später, in den frühen Morgenstunden, als ich von selbst wach werde, ist er nicht mehr da. Seine Seite des Betts ist noch warm, zumindest ein bisschen. Ich warte eine

Weile, doch als die Laken kalt geworden sind, schleiche ich auf Zehenspitzen die vier Treppen hinunter. Im Keller bleibe ich mit nackten Füßen bei seinem Fahrrad stehen. Er hat sich die Zeit genommen, es sorgfältig auf die spezielle Halterung zu hieven.

Wenn Philip nicht schlafen kann, arbeitet er manchmal, doch heute Nacht ist er in dem Sessel vor den Bildschirmen zusammengesunken – Bloomberg und CNN werfen Hologramme auf sein leeres Gesicht. Er ist so in seine Gedanken vertieft, dass er mich nicht einmal hört.

# Dienstag

»Sex. Ihr braucht ein Wochenende für euch, und ihr braucht Sex. Die Leute geben so viel Geld für Psychotherapie und Paarberatung und kognitive Verhaltenstherapie aus, dabei, lass dir gesagt sein, gibt es in einer Ehe nichts, was durch guten Sex nicht zu klären wäre.«

»Du hast recht«, sage ich.

»Ehrlich. Du musst ihn dazu bringen, dass er sich hinsetzt und Vernunft annimmt. Habt ihr noch das Hotelzimmer?«

Ich nicke erbärmlich und sage mit piepsiger Stimme: »Frei stehende Badewanne. Verbauter Meerblick.«

»Zwing ihn. Setz sämtliche Waffen ein. Und wenn er nicht mitfährt, komme ich mit.«

Clara und ich sitzen in einem Café am Exmouth Market – diese Ecke hier im Nordosten von London ist so trendig, dass sie »handwerklich gerösteten« Kaffee servieren. Ich habe keine Ahnung, was das bedeutet. Vielleicht haben sie im Keller einen Handwerker, der die Bohnen röstet. Clara hat einen kleinen Starken mit Milch bestellt und ich einen großen Schwarzen, nur um sie zum Lachen zu

bringen. Dazu essen wir Kuchen (Yuzu-Vanille-Ingwer-Kuchen). Es ist Dienstagnachmittag – Claras halber Tag –, und ich habe vom Studio ein Taxi hierher genommen, statt nach Hause zu fahren. Ich fühle mich, als würde ich blaumachen.

Clara ist klein und schlank, ihr Gesicht voller Charakter: tiefblaue Augen, spitze Nase sowie markante Wangenknochen und eine breite, knochige Stirn, die interessante Schatten werfen. Sie ist der coolste Mensch, den ich kenne, und der am wenigsten eitle. Neben ihr bin ich einfach nur langweilig. Manchmal betrachte ich sehnsüchtig ihren Cordglockenrock oder ihre altmodische Tweedjacke oder ihre französische Anglertasche und denke: Warum stecken die mich für die Sendung nicht mal in so was? Aber ich weiß, warum. Nicht die Klamotten sind hip, Clara ist es. Sie besitzt einfach eine natürliche Hipness.

»Alles okay?« Sie mustert mich mit zur Seite geneigtem Kopf, studiert mein Gesicht. Am Telefon gestern, während ich darauf wartete, dass Philip nach Hause kommt, erschien mir unser Treffen so wichtig, so dringend. Ich habe geweint: hässliche, bittere Tränen. Jetzt fühle ich mich mies, dass ich mich wieder gefangen habe. Die schreckliche Wahrheit ist, dass extreme Gefühle schwer

aufrechtzuerhalten sind. Ich weiß noch, wie Clara mal nach einem Streit mit Pete bei mir vor der Tür stand. Sie saß in meiner Küche und schluchzte so heftig, dass sie davon Schluckauf bekam, wie ein Baby. Am Morgen weckte ich sie und kochte ihr einen Kaffee, und sie trottete zur U-Bahn und schwor, am Abend wiederzukommen, doch als ich sie Wochen später das nächste Mal sah, zog Pete gerade bei ihr ein, und alles war gut. Eine Freundschaft kann sich so unmerklich verändern, dass man es manchmal gar nicht mitkriegt, bis solche Augenblicke kommen und sie neu definieren. Sobald Pete auf der Bildfläche erschien, war mir klar, dass Clara und ich immer füreinander »da« sein würden, wenn wir einander brauchten – zum »Durchlabern«, wie wir es als Teenager genannt hatten –, aber nicht jeden Tag da, nicht wie früher.

»Was ist mit Ostern?«, fragt Clara. »Es ist dieses Jahr sehr früh. Geht ihr wieder Skifahren oder ... war das Jamaika letzten April?«

»Nein. Philip hat seine Obsession für exotische Urlaube aufgegeben, Gott sei Dank. Arbeit.« Ich denke an das Cottage in Peasenhall, das Philip von seinem ersten Bonus gekauft hat, die gemütliche Küche, die Schlafzimmer mit ihren schiefen Fußböden, ein Haus, solide und real genug, dass eine

richtige Familie in seinen Mauern leben kann, doch es steht leer und wartet auf uns, wie ein Hund, der auf der Standspur zurückgelassen wurde. »Wir könnten doch alle über Ostern in das Cottage nach Suffolk, oder? Warum fahren wir nicht alle zusammen?«

»Suffolk. Ach, ich weiß nicht ...«

»Wir könnten wandern gehen, Ausflüge ans Meer machen. Wir sollten das Haus mit Leben füllen, mit Lachen.«

Clara lächelt. Ein unverbindliches Lächeln.

Ich bemühe mich, nicht enttäuscht zu sein. Ich bin ein bisschen zu abhängig von Clara. Ich weiß das.

»Wie geht's Pete?«, frage ich ruhig.

»Ganz gut.« Sie deutet ein Achselzucken an. Pete ist Künstler. Er macht Installationen, aber hauptsächlich kocht er und produziert Riesenmengen Abwasch. Er und Philip waren mal Freunde. Wir haben viel zusammen unternommen – wir waren in Cornwall zum Surfen, sind in Surrey Fahrrad gefahren, haben uns in Soho betrunken –, doch die Dinge haben sich verändert. Unsere Leben verlaufen nicht mehr synchron. Und jetzt, also, jetzt habe ich das Gefühl, ich muss ein wenig lügen. Ich gehe über den Skitururlaub hinweg, die Reise nach Jamaika (eigentlich waren wir ja in Nevis), Dinge, die im oberen Brustkorb zu Wellen der Anspannung führen.

Kürzlich beim Abendessen beim Chinesen bei ihnen um die Ecke schoss sich Pete auf Academy Schools ein und dass sie »bloß ein Mittel sind, die staatliche Schulbildung zu privatisieren und sie örtlichen Geschäftemachern zu überlassen«. Millies schicke Privatschule, auf der Philip bestanden hat, mit ihrer braven Schuluniform, ihrem Swimmingpool, ihrer Flotte flinker blauer Busse, tanzte über unseren Köpfen wie eine Phantasiesequenz in einem Zeichentrickfilm von Walt Disney. Ich wich Claras Blick aus. Ich weiß, was die beiden denken: dass Philip und ich den Kontakt zu dem verloren haben, was wirklich zählt. Und sie haben recht, ich weiß. Ich bin schwach und leicht zu beeinflussen. Ich sollte Philip öfter Paroli bieten, aber vermutlich habe ich Angst, ihn zu verdrießen.

Draußen regnet es; ein Windstoß schlägt gegen die Fenster und lässt sie klappern. Das Café hat deckenhöhe Türen, die im Sommer weit offen stehen. Jetzt sind sie geschlossen, und die Lichter sind an – trendige Lampen, die wie nackte Glühbirnen von der Decke hängen. Jede goldene Kugel wirft einen zittrigen Schein auf einen Holztisch. Die Einrichtung ist schlicht, aber gemütlich. »Richtig daubes Wetter«, sage ich als Referenz auf unsere Oberstufen-Pflichtlektüre, Virginia Woolfs Zum

## Leuchtturm.

Wir gackern vor Lachen, und als wir uns wieder gefangen haben, fragt Clara, wie es mir inzwischen in Bezug auf meine Mutter geht.

Ich schaue aus dem Fenster. Zwei Frauen gehen vorbei, beugen sich tief unter ihre Schirme, als hätten sie vergessen, dass sie sie auch höher halten könnten, wenn sie wollten. Clara fragt nicht oft. Sie weiß, dass ich lieber nicht darüber rede. Nicht dass ich vor dem Thema zurückschrecke; ich will bloß nicht eine von denen sein, die wegen ihrer schweren Kindheit für den Rest ihres Lebens mies drauf sind. Ich trinke einen Schluck Wasser. Obwohl ich mir solche Mühe gebe, steigt der trockene Schmerz auf, die hässliche Düsternis. Ich schlucke schwer. »Gut«, sage ich so gleichgültig wie möglich. »Ich versuche, mich nicht schuldig zu fühlen. Ich weiß, dass es nicht meine Schuld war und dass ich alles getan habe, um sie am Trinken zu hindern. Ich habe mich damit abgefunden. Glaube ich jedenfalls. Ich fühle mich immer noch verantwortlich. Ich denke immer noch, ich müsste nach ihr sehen, bevor ich begreife, dass das nicht geht. In gewisser Weise bin ich auch erleichtert.«

Clara verzerrt das Gesicht: Sie zieht die Lippen nach innen – das habe ich schon mal irgendwo

gesehen. Es ist derselbe Ausdruck, den PC Morrow am Vortag aufgesetzt hat. Voller Bestürzung geht mir auf, dass sie damit nicht unbedingt Solidarität angesichts von DI Perivales endlosen Fragen ausdrücken wollte, sondern – wie hier bei Clara – verzweifeltes Mitgefühl angesichts der Situation und meiner Machtlosigkeit.

»Erinnerst du dich an das Zwetschgen-Chutney, das die Frau bei euch nebenan immer gekocht hat? Sie hat uns rübergerufen und uns Käsesandwiches gemacht. Double Gloucester und Chutney.«

Nicht die Worte zählen, sondern die Verbindungen, das Verketten der Zeit, das Verarbeiten fröhlicher Kindheitserinnerungen aus einer Zeit, die für mich nicht immer besonders fröhlich war.

Ich lächle. »Sie meinte immer, sie müsste uns aufpäppeln. Die Zwetschgen waren aus ihrem Garten. Man musste sie kochen, sie waren so bitter, dass man sie roh vom Baum gar nicht essen konnte. Und ich muss es wissen, ich bin oft genug übergeklettert und hab sie probiert.«

Ich frage nach Claras Eltern – immer noch wacker, ein wandelnder Vorwurf für alle Eltern, die das nicht mehr sind. Und wir reden über Justice und Anna – alte Freundinnen, die ich ewig nicht gesehen habe.

Monate. Womöglich sogar zwei Jahre. »Anna lässt dich grüßen«, sagt Clara nachdenklich. »Sie hat gesagt, sie hat eine Nachricht hinterlassen ...«

»Ich weiß. Ich bin schrecklich«, sage ich. »Weißt du, die wohnen so weit weg ...«

»Ja, ich weiß.«

Doch das stimmt gar nicht. So weit ist es gar nicht. Eigentlich nicht. Es ist nur, dass Philip sie nicht besonders mag, und ... also, es ist wirklich meine Schuld. Ich habe mich von Philip ganz in seine Welt ziehen lassen und meine eigenen Freundschaften vernachlässigt.

Ich wechsele das Thema und frage fröhlich nach ihren Kindern. Ich darf nicht zu neidisch klingen. Ihre Tochter, elf, hat gerade Jungs entdeckt. Ihr älterer Sohn hat alle Mühe, genug Punkte zusammenzukriegen, um seine A-Levels machen zu können. Der jüngere treibt sie mit seiner Unordnung in den Wahnsinn. Sie verzieht das Gesicht wie ein dämlicher Teenager. »Warum ist mein verdammtes T-Shirt immer noch schmutzig? Ich hab's auf dem Boden liegen lassen, verdammt, und es hat sich nicht von selbst gewaschen!« Die Schrullen ihrer Kinder zu übertreiben ist ihre Art, mir zu sagen, dass eine große Familie nicht alles ist.

Wir kommen auf die Arbeit zurück – bei ihrem

Fachbereichsleiter ist politisch irgendwas im Gange, eine Gruppe aus der zehnten Klasse macht Theater. Sie fragt, ob ich etwas von Robin gehört habe – alle lieben Robin –, und ich erzähle ihr, dass sie das alles ganz wunderbar hinkriegt und ich sie hoffentlich an Ostern sehe. »Du könntest sie auch sehen«, sage ich, »wenn ihr mitkommt.«

Clara wüsste gern, ob ich Marta schon ausgelotet habe.

Ich seufze. »Ich wünschte, es wäre so. Ehrlich. Ich möchte ihre Freundin sein. Ich denke immer wieder, sie ist ganz allein hier in einem fremden Land, sie muss doch einsam sein und ... Aber sooft ich versuche, mit ihr ins Gespräch zu kommen, läuft es schief. Ich bekomme das Gefühl, sie will nichts mit mir zu tun haben.«

»Vielleicht sind deine Erwartungen zu hoch. Robin ist schwer zu übertrumpfen.«

»Sie ist unglaublich reinlich.«

»Das ist doch eigentlich gut, oder?«

»Ja, eigentlich schon. Und Millie scheint gut mit ihr klarzukommen. Zu ihr ist sie offensichtlich anders. Und das allein zählt.«

»Außer dass du nicht gut mit jemandem unter einem Dach leben kannst, mit dem du nicht zurechtkommst. Auf Dauer geht das nicht.«

»Ich sollte mir mehr Mühe geben. Außer dass es dann nur immer schlimmer wird.«

Eine Frau in der Nähe der Theke mit sehr langen Haaren und Reißverschlüssen an den Knöcheln schaut immer wieder herüber. Sie weiß nicht, wo sie mich hinsticken soll. Es macht sie verrückt. Sie überlegt, ob ich bei ihrer Schwester im Gymnastikkurs bin. Wenn die Leute einen gleich erkennen, glotzen sie nicht so.

Clara hat nichts mitbekommen. Kaffee und Kuchen sind verputzt. Draußen wird es dunkel. Wolken ballen sich zusammen, wirbeln, senken sich herab, als wären sie zu den Waffen gerufen worden oder nach Hause. Ich hebe meine Tasche vom Fußboden auf. Es ist die schicke Tasche, die Philip mir zu Weihnachten geschenkt hat, und ich wollte sie Clara nicht unter die Nase halten für den Fall, dass sie weiß, wie viel sie kostet. Jetzt lege ich sie unter dem Tisch auf meinen Schoß, erster Vorbote, dass wir bald aufbrechen. Doch Clara hat noch etwas auf dem Herzen.

»Wie ist das?«, fragt sie. »Eine Leiche. Wie sieht so was aus?«

Ich sehe sie neugierig an. »Das hat mich noch niemand gefragt. Alle waren unglaublich feinfühlig. Alle haben gefragt, wie es war, eine Leiche zu

finden, nicht, wie sie tatsächlich ausgesehen hat. Vielleicht hat sie das eigentlich auch interessiert, und ich habe bloß auf dem Schlauch gestanden. Sie sah aus wie Fleisch, nicht wie ein Mensch, nur Fleisch. Übel zugerichtetes Fleisch in diesem Fall, voller blauer Flecken. Man sagt ja, dass die Seele den Körper verlässt, und es ist wahr. Jedenfalls glaube ich das.«

»War es gruselig?«

»Nein. Die Sterbenden sind gruselig. Weißt du, Zombies – Arme, die sich aus Gräbern recken –, aber die Toten finde ich nicht gruselig.«

»Das ist doch schon was.«

Auf der Straße verabschieden wir uns. Sie ist viel schmächtiger als ich, ihre Schultern kommen mir ganz zerbrechlich vor, als ich sie umarme. Ein alter Mann uriniert an einem Wettbüro, doch wir stehen vor einem Laden, der Schmuck in Form von hüpfenden Kaninchen und Lampenschirme mit Vögeln verkauft. Für einen kurzen Moment hat es aufgehört zu regnen – hoffentlich lange genug, um ein Taxi zu finden –, und ich fühle mich, als wäre mein »Albtraum«, wie Clara ihn genannt hat, vorbei, als könnte ich mich jetzt um meine Ehe kümmern und die Tote hinter mir lassen.



Doch er ist wieder da. Irgendwo im Hinterkopf habe ich mir schon gedacht, dass er wahrscheinlich wieder kommt, und fast bin ich sogar ein wenig erleichtert – das ist ja oft so bei Dingen, vor denen man sich fürchtet.

Ich hätte auf Clara hören sollen. Sie hat gesagt, ich soll die U-Bahn nehmen. Aber wenn man einmal vom öffentlichen Nahverkehr abgekommen ist, ist es schwer, sich wieder daran zu gewöhnen. Das Taxi brauchte Ewigkeiten. Der Taxifahrer nahm eine irrwitzige Route, den Westway hinauf und durch Earls Court hinunter. Steve, der sicher längst bei seiner Frau zu Hause in Wallington war, hätte ihn bestimmt gefragt, wozu. London funkelt verschwommen durch die Fenster. Es regnete in Böen, ja, in Wellen, Reifen zischten und spritzten, die Scheibenwischer schnarren. Mein Optimismus versickerte zusammen mit dem Regen. Der Fulham Broadway, wo ich meine erste Wohnung hatte, wirkte düster und so hässlich, wie Stadt nur sein kann – Gemüse vom Markt, das in Rinnsteinen verrottet, Pendler, die in feuchten Anzügen aus der U-Bahn hasten. Unter der Battersea Bridge der aufgewühlte Fluss, schlammfarben und pockennarbig. Kurz bevor wir zu Hause waren, auf der Trinity Road, erstreckte sich der Common öde

und grau. Während das Taxameter tickte und das Taxi an dem Engpass hinter dem Gefängnis hielt, konnte ich über die Tennisplätze schauen, wo kleine Gestalten sich unter Bäumen drängten: eine nachmittägliche Trainingsstunde, die im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser gefallen war. Dann hatten sie die Polizeiabsperrung wohl entfernt.

Er saß in seinem Wagen und stieg aus, sobald das Taxi davongefahren war. Ich kramte nach meinen Schlüsseln – warum finde ich die nie? –, und er näherte sich von hinten und sagte höflich: »Die brauchen Sie erst mal nicht, wenn das in Ordnung ist.« Ich tat, als würde ich mich erschrecken, obwohl ich das Auto gesehen hatte, sobald das Taxi vorgefahren war, und mir einen Moment genommen hatte, um das Trinkgeld auszurechnen und meine Nerven zu beruhigen.

»Ich habe mit Ihrer Haushaltshilfe gesprochen, und sie hat gesagt, Sie würden in der nächsten Stunde oder so nicht gebraucht.«

»Marta, meinen Sie.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchten wir Sie bitten, uns zum Revier zu begleiten. Es ist einfacher dort. Damit wir Ihnen noch ein paar Fragen stellen können, richtig.«

»Ich habe Ihnen alles gesagt. Mehr weiß ich

nicht.«

»Ich weiß, dass Ihnen das unnötig vorkommt. Ich weiß, dass Sie viel zu tun haben, aber Sie verstehen sicher, dass wir allen Spuren nachgehen müssen. Niemand – Sie als Allerletzte – möchte denken, dass da draußen länger als notwendig ein Mörder herumläuft.«

Er hat recht, solange sie den Mörder nicht gefasst haben, kann ich mich nicht beklagen, und er muss seine Arbeit tun. »Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Sir«, sage ich, und wir setzen uns auf die Rückbank seines Wagens. Es ist ein lädierter VW Golf, nicht gerade das, was man von einem zivilen Polizeifahrzeug erwarten würde. Und es riecht nach Lufterfrischer – am Rückspiegel baumelt eine Pappkiefer – und alten Zwiebeln. Das sind sicher die vielen Big Macs, denke ich.

Perivale setzt sich neben mich, hinter dem Steuer sitzt ein anderer Mann, der »Schlägertyp« von neulich. Er hat kurz geschnittenes Haar, das sich im Nacken in dunkle Kringel legt, und breite Schultern.

»Sitzen Sie gern hinten?«, frage ich. »Fährt er Sie herum wie ein Chauffeur?«

»Sehr witzig.«

»Dann leisten Sie mir nur Gesellschaft?«

»So was in der Art.«

»Der ganze Regen«, sage ich nach einer Weile.

»Versaut Ihnen sicher den Tatort.«

»Kann tatsächlich passieren«, erwidert Perivale.

Auf dem Polizeirevier eilen wir am Empfang vorbei einen Flur hinunter. Der Raum, den wir betreten, ist kleiner als die kleinsten Vernehmungszimmer, die man in Vera oder Scott & Bailey je sieht, und falls sie hier einen Einwegspiegel haben, ist er extrem gut getarnt. Der Raum ist auch nicht besonders gut isoliert, wie die Häuser aus den Achtzigerjahren. Der Lärm aus dem Revier dringt durch die Sperrholzwände: Lachen, Gespräche, eine Stimme, die sagt: »Es tut mir leid, aber wenn sie sich einbildet, sie kann mir gegenüber so einen Ton anschlagen, ist sie an die Falsche geraten.«

Perivale führt mich zu einem Stuhl und fragt, ob ich eine Tasse Tee möchte. Dann verschwindet er durch die Tür, lässt sie offen, und ich sehe mich ein paar Minuten um. Die Wände sind in einem gebrochenen Weiß relativ frisch gestrichen, obwohl der Anstreicher über der Fußleiste ein Stück vergessen hat, eine kalligrafische Schmierspur, wie ein ausgespartes Puzzleteil von dunklerer Farbe, darunter. Mein Gehirn rattert wie wild, als versuchte es, etwas Tröstliches zu finden, wo es einhaken kann. Ich frage mich, ob sie ganz normale Maler aus

den Gelben Seiten beschäftigen, um Polizeireviere zu streichen, oder ob sie es im Dienst selbst tun. »He, Robson, du bist mit Streichen dran.

Terrorismusbekämpfung heute Nachmittag. Magnolia matt heute Vormittag.«

»Nichts für ungut, aber ich hektike hier nicht rum wie angestochen.« Dieselbe Stimme durch die Wand.

»Es tut mir leid, aber ...« »Nichts für ungut, aber ...« So was sagen die Leute, wenn sie genau das Gegenteil meinen. Es tut ihnen nämlich gar nicht leid! Es ist beleidigend gemeint! Unsere Sprache ist von Natur aus widersprüchlich. Wie oft fangen Leute einen Satz mit »Ja. Nein ...« an. Als Philip und ich kurz nach unserer Hochzeit versuchten, im Süden von Indien eine Zugfahrkarte zu kaufen, kriegten wir nicht heraus, ob wir Sitzplätze reservieren konnten. »Ja«, wiederholte der Mann am Schalter immer wieder und schüttelte dabei den Kopf. Vielleicht ist Mehrdeutigkeit auch etwas zutiefst Menschliches, das Bedürfnis, das Gegenteil von dem zu sagen, was man eigentlich meint.

»Da wären wir. Für die Qualität kann ich nicht garantieren, aber wenigstens ist er heiß und flüssig.«

Perivale ist zurückgekommen, einen zweiten Mann im Schlepptau. Er ist groß, hat aber weniger Haare

und ist um die Taille korpulenter, als würde er die meiste Zeit hinter einem Schreibtisch oder in Sitzungszimmern verbringen. Seine Gestalt erinnert an eine Python, die eine Ziege runtergeschlungen hat – laut Dr. Janey, der Gesundheitsexpertin von Mornin' All, die gefährlichste Fettverteilung überhaupt. Er trägt einen grauen Anzug und ein hellblaues Hemd und eine schmale schwarze Krawatte; modisch ist er up to date, aber das heimtückische Fett, das sich um seine inneren Organe ansammelt, scheint ihn gar nicht zu stören. Auch Perivale trägt, wie mir eben erst aufgefallen ist, einen Anzug, unmodern, ausgebeult, schwarz, ungefüttert. Er sieht darin aus wie ein nicht besonders gepflegter Bryan Ferry.

Perivale stellt mir Detective Chief Inspector Paul Fraser vor. Er hat einen schottischen Akzent. Ich überlege laut, ob er aus Aberdeen stammt, und er wirkt überrascht und sagt, ja, das stimme. Er öffnet den Mund, um zu fragen, woher ich das weiß, doch Perivale reibt sich die Hände und sagt: »Gut, fangen wir an.« Für sich haben sie keinen Tee mitgebracht. Vielleicht würde es die falsche Botschaft aussenden. Dies ist kein geselliges Zusammentreffen. Ich zermartere mir das Gehirn, ob Inspektor Morse im Vernehmungszimmer je Tee trinkt.

Perivale schaltet ein Aufnahmegerät ein. Ich sage mir, dass es nichts anderes ist als der Augenblick beim Examen, wenn man aufgefordert wird, die Unterlagen umzudrehen. Ehe ich mich's versehe, ist es schon wieder vorbei. »Erstens, Sie stehen nicht unter Arrest. Es steht Ihnen jederzeit frei zu gehen.«

»Das ist doch gut.« Ich will mich erheben.

»Aber wenn Sie gehen wollen, müssen wir Sie festnehmen.«

Das kann nur ein Witz sein, doch leise Angst macht sich breit. Perivale verhält sich irgendwie anders. Es ist fast, als würde er es genießen, etwas zu wissen, was ich nicht weiß.

Er schlägt eine Dokumentenmappe auf und legt das Foto von Ania Dudek auf die melaminbeschichtete Tischplatte. »Nur um ganz sicherzugehen: Sie haben diese Frau noch nie gesehen?«

Ein Stich beim Anblick ihres Gesichts. Meine Augen füllen sich überraschend mit Tränen. »Nein. Das habe ich Ihnen doch gesagt.«

»Und Sie waren auch nie in ihrer Wohnung?«

Ich tue, als müsste ich mir die Augen reiben, um die Tränen wegzuwischen. »Nein.«

Vermutlich wiederholt er die Fragen wegen des

Tonbandgeräts oder des DCI. Ich schaue rüber zu Fraser, und er schenkt mir ein rasches, überraschend nettes Lächeln. Perivale bläst sich nur auf. Ich bin nur eine Zeugin.

Dann holt Perivale noch etwas aus seinem Aktendeckel. Zuerst denke ich, es ist die Anzeige aus der Lady, doch es ist breiter, das Papier dünner, gelblicher, Text und Foto ganz anders verteilt. Kniffe im Zeitungsausschnitt lassen vermuten, dass er gefaltet worden ist. Selbst auf dem Kopf erkenne ich, dass das auf dem Foto ich bin.

»Haben Sie eine Idee, warum Ania Dudek das hier in ihrem Besitz hatte – >Mein perfektes Wochenende: Fernsehmoderatorin Gaby Mortimer genießt die Zeit mit ihrer Familie<, ein Artikel, der am Sonntag, den siebzehnten September letzten Jahres im Telegraph erschienen ist?«

Im ersten Augenblick verstehe ich nicht, was er meint. Dann klopft mir das Herz bis zum Hals. Ich habe so viel über diese Frau nachgedacht. Wie seltsam, dass sie auch über mich nachgedacht hat. Ich betrachte den Schnipsel und versuche, meine Gedanken zu sortieren. Einzelne Zeilen springen mir entgegen: »Freitagabend ist Movie-Abend. Als einziges Kind einer alleinerziehenden Mutter ist die Familie essenziell für mein Wohlbefinden. Mein Mann

kommt zeitig nach Hause, und wir lassen uns etwas zu essen kommen und essen es im Bett vor dem Fernseher ...« Ich glaube, es war Juni, als ich mit dem Journalisten gesprochen habe; es lag also eine Weile in der Redaktion in den Akten. Es ist wie eine Zeitkapsel, ein Prüfstein aus einer glücklicheren Zeit. Am Rand ist eine Spalte mit Fragen und Antworten. Auf »Traumwochenende?« habe ich geantwortet: »Matschige Spaziergänge mit meiner Tochter und meinem Mann.«

Ich schaue auf, merke, wie die Farbe zurückkehrt. »Ich habe keine Ahnung, warum sie es hatte. Seltsam. Wissen Sie es?«

Fraser und Perivale starren mich an. Ich senke den Blick. Mein Gehirn fühlt sich fiebrig an. Ich überlege laut. »Vielleicht wollte sie sich als Kindermädchen bewerben, weshalb sie die Anzeige aus der Lady aufbewahrt hat, und dann hat sie es aus irgendeinem Grund doch nicht getan. Vielleicht kam ihre Bewerbung zu spät. Dann wurde sie neugierig. Ich wohne nicht weit weg von ihr. Sie hat mich womöglich erkannt. Vielleicht hat sie es ausgeschnitten, um es jemandem zu zeigen: >Das ist die Frau, die neulich ein Kindermädchen gesucht hat.< Was meinen Sie?«

Ich richte den Blick auf Perivale und hoffe auf

Antworten, doch er setzt zu einem seiner Exkurse an. Ich versuche mich zu konzentrieren. Der Zeitungsausschnitt bereitet mir Bauchschmerzen, Perivale nicht. Er erklärt mir, er habe Anias Wohnung durchsucht, und wenn er einen Tatort durchsuche, habe er »eine Marotte: Ich halte mich immer links und folge der Wand um den Raum. Wenn man den Irrgarten in Hampton Court betritt und sich an der Hecke immer links hält, gelangt man irgendwann ins Zentrum. Man löst das Problem. Es ist eine gute Technik. Leichenflecken, Speichel, kleine Partikel, mir entgeht nichts.«

Er hat mein Interesse geweckt, auch wenn ich keine Ahnung habe, worauf er hinauswill. Vermutlich will er bloß vor dem DCI ein bisschen angeben.

»Egal, ihr Handy haben wir nicht gefunden. Vermutlich war jemand der Meinung, es wäre besser, es zu entsorgen. Aber es ist erstaunlich, was ich gefunden habe. In einem Stapel Zeitschriften, zum Beispiel nicht nur das hier«, er zeigt mit dem Kinn auf »Mein perfektes Wochenende«, »sondern auch das.« Aus der Dokumentenmappe holt er einen Stapel Papier und fächert ihn auf dem Tisch aus. Seiten aus Easy Living, Metro, die G2-Beilage des Guardian, Vogue: sämtliche Interviews, die ich im letzten Jahr gegeben habe.

Für einen Augenblick verschlägt es mir den Atem. Ein scharfer Schmerz im Zwerchfell, wie akute Magenverstimmung, dann schnürt es mir vor Schreck die Kehle zu. Ich muss mich regelrecht zwingen zu atmen. Ein. Aus. Ich versuche mich ganz auf die Luft zu konzentrieren, die Lunge damit zu füllen, die den Sauerstoff in den Blutkreislauf bringt, Gasaustausch in den Lungenbläschen, Zwischenrippenmuskeln, Grundkurs Biologie, der Lebenszyklus des Frosches. Nicht bloß ein kurzer Zeitungsausschnitt. Eine Akte. Ein ganzer Aktendeckel voll Zeitungsartikel.

»Warum, glauben Sie, waren diese Artikel dort?«

Ich schlucke schwer. »Ich habe keine Ahnung.«

Wieso glaubt er, ich wüsste das? Er sollte es mir erklären. Verdammt, das ist schräg. »Ich habe nicht den geringsten Schimmer. Ich meine ...«

»Haben Sie sie ihr gegeben?«

»Nein. Warum sollte ich? Ich bin ihr nie begegnet.«

Fraser schnappt kurz nach Luft, wie ein Schniefen, aber nicht ganz, nur ein Freimachen der Nasenlöcher.

»Bitte, könnten Sie nachdenken, bevor Sie die nächste Frage beantworten.« Perivale zieht langsam mit den Fingern die Wangen runter. Es bedeutet, dass ihm etwas Ernstes auf der Seele liegt. »Lassen Sie sich Zeit. Ich möchte, dass Sie gut überlegen.«

Aus dem Aktendeckel, seiner Büchse der Pandora, holt er zwei Fotos. Auf dem einen ist ein grünes Oberteil mit Wasserfallausschnitt, auf dem anderen eine kurze, silberfarbene Strickjacke mit Dreiviertelärmeln. Es sieht aus, als wären sie auf dem Tisch einer Kantine fotografiert worden. Beide Kleidungsstücke kommen mir bekannt vor.

»Diese Sachen wurden in der Wohnung der toten jungen Frau gefunden. Erkennen Sie sie wieder? Antworten Sie nicht überstürzt.«

Ich sage nichts.

Fraser rutscht auf seinem Stuhl herum, und ein Stuhlbein quietscht über den Linoleumboden. Es scheint Perivale auf Trab zu bringen, denn er wartet nicht mehr, bis ich in Ruhe überlegt habe, sondern legt als Nächstes zwei weitere Dinge auf den Tisch und arrangiert sie nebeneinander.

»Erkennen Sie sie jetzt?«, fragt er.

Es sind Standfotos aus Mornin' All von der Webseite. Auf einem unterhalte ich mich gestikulierend und lachend mit dem Sänger Tom Jones. Ich trage ein grünes Oberteil mit Wasserfallkragen. Auf dem anderen höre ich zu, wie Stan die Mutter eines hartnäckigen Schulverweigerers befragt, und ich trage die silberne Strickjacke.

Ich kann nicht klar denken. Ich mache den Mund auf und zu in dem Versuch, das Brausen in meinen Ohren zu verscheuchen. Ich löse meinen Pullover am Hals, und ein Hauch meines Körpergeruchs steigt auf. Es ist alles zu viel. »Ich weiß nicht. Ich bin perplex. Ich verstehe das nicht.«

»Sind Sie sich sicher?«

Kann das ein Zufall sein? Oder hat sie die Sachen an mir gesehen und mich kopiert? Sie hatte eine ähnliche Figur wie ich, und beide Tops stehen Frauen mit schmalen Schultern und großen Brüsten gut. Vielleicht waren die Sachen auch in einem Sack, den ich zu einem Wohltätigkeitsladen gebracht habe. Oder hat Marta etwas damit zu tun? Kann es sein, dass sie ein paar von meinen Sachen verliehen hat? Oder sogar verkauft? Und dann fällt mir etwas ein – was sowohl die Kleider als auch die Zeitungsartikel erklären könnte –, obwohl die Vorstellung schrecklich ist. Sie gefällt mir ganz und gar nicht. »Mein Stalker«, sage ich.

Die beiden Polizisten sehen einander an. Sie kommunizieren stumm.

»Meinen Sie, sie könnte mein Stalker gewesen sein?« Mir ist schlecht.

»Warum haben Sie gelogen und gesagt, Sie hätten die Leiche nicht angefasst?« Es ist das erste

Mal, dass DCI Fraser eine Frage stellt.

»Ich habe nicht gelogen. Ich hatte es vergessen.  
Ist sie mein Stalker? Und ich habe sie gefunden?«  
Ich kriege eins und eins nicht zusammen.

»Warum haben Sie gesagt, Sie hätten das Opfer  
nicht gekannt, wo Sie es offensichtlich doch gekannt  
haben?«

Was redet er da? »Ich habe sie nicht gekannt.«

»Und Ihr Alibi«, sagt Fraser und richtet den Blick  
auf einige Notizen. »Sie haben einen Teil des Abends  
mit Ihrer Tochter und dem Kindermädchen  
verbracht, aber die restliche Zeit waren Sie allein. Ist  
das richtig?«

»Ja. Mein Mann ist erst gegen drei Uhr  
heimgekommen.«

»Unvollständiges Alibi«, bestätigt Perivale.

»Was? Spielt es denn eine Rolle, ob es  
unvollständig ist?«

Perivale stößt ein sarkastisches Lachen aus.

»Was interessiert Sie mein Alibi?« Ich stehe auf.  
Plötzlich begreife ich, worauf das hier hinausläuft. Ich  
habe Angst, aber vor allem bin ich empört. »Sie  
denken, ich hätte sie umgebracht?«

Perivale öffnet die Hände, neigt den Kopf zur  
Seite, bewegt die Lippen. Eine Geste, mit der er  
ausdrückt: »Das könnte man so sagen; ich enthalte

mich jeglichen Kommentars.«

»Selbst wenn sie mein Stalker war, ist das kein Motiv. Ich hätte sie doch nicht umgebracht.« Sind sie verrückt oder einfach nur dumm?

»Außer in Fernsehkrimis interessiert sich niemand groß für ein Motiv«, sagt Fraser. »Meiner Erfahrung nach sind wer, wo und wie weitaus wichtiger als warum.«

Perivale steht auf. »Wir sehen uns wieder. Unternehmen Sie keine größeren Reisen.«



In dem Augenblick, da ich durch die Haustür trete, laufe ich rauf in meinen begehbarer Schrank, zerre einen ordentlichen Kleiderstapel nach dem anderen auseinander und verstreue die Sachen. Als ich fertig bin, stehe ich mitten im Schlafzimmer, um mich herum ein einziges Kleiderchaos.

Marta und Millie sind in der Küche. Millie lümmelt auf dem Sofa, wo sie angeblich Hausaufgaben macht, obwohl ihre Bücher überall verstreut sind und sie keinen Stift hat. Marta putzt mit Latexhandschuhen die Spüle. Millie stürzt sich auf mich und will wissen, wo ich war und ob ich irgendwelche Kollektiva kenne, denn Marta kennt

keine. Dann setzt sie zu einer langen Geschichte darüber an, warum sie Izzie Matthews hasst. Ich werfe Marta einen Blick zu. Sie lächelt nicht. »Wir hassen niemanden«, sage ich. »Du kannst höchstens sagen, dass sie das Schlimmste aus dir herausholt.«

Sobald wir Millies Hausaufgaben erledigt haben (Werkzeug, Obst, Belegschaft) und sie ruhig mit ihrem rosa Kaninchen und ihrem Bären (Kongress der Plüschtiere) im Bett liegt, schnappe ich mir Marta auf dem Treppenabsatz und frage, ob ich kurz mit ihr reden kann.

»Ja«, sagt sie.

»Möchten Sie ein Glas Wein oder eine Tasse Tee oder so?«

»Nein.«

Sie steht auf der obersten Stufe, eine Hand an der Wand, die andere auf dem Geländer und versperrt mir den Weg, das blasse Gesicht zur Seite geneigt und völlig ausdruckslos.

Es kommt mir vor, als würde ich zu sehr die Chefin rauskehren, wenn ich sie bitten würde, mit nach unten zu kommen, also frage ich sie im Halbdunkel dort, auf halber Treppe nach oben, auf halber Treppe nach unten, ob sie das Jerseyoberteil und die silberne Strickjacke gesehen hat, ob sie sich erinnert, ob ich die beiden Teile an Weihnachten mit

nach Suffolk genommen habe. Sie schüttelt ein paarmal den Kopf. »Und mein Armband«, sage ich, »der graue Faden mit den Silberperlen ... Haben Sie das gesehen?« Wieder schüttelt sie den Kopf.

»Was ist mit Ania Dudek, der Frau, die umgebracht wurde. Sie war Polin. Ein wenig älter als Sie, aber vielleicht sind Sie ihr ja mal über den Weg gelaufen oder haben sich vielleicht in denselben Kreisen bewegt?« Schon während ich es sage, geht mir auf, wie taktlos, ja womöglich sogar kränkend das ist. Soweit ich weiß, bewegt Marta sich überhaupt nicht in irgendwelchen Kreisen. Bestürzt sehe ich sie an.

»Ich bin hier, um mein Englisch zu verbessern«, sagt Marta. »Polnische Gesellschaft interessiert mich nicht. Ist das alles?«

»Ich ... Ja.«

Sie kommt die letzten Stufen herauf und schiebt sich behutsam an mir vorbei. Dabei steigt mir ein leiser, aber deutlicher Hauch Feige in die Nase. Wie seltsam. Sie trägt dasselbe Parfüm wie ich. Sie öffnet ihre Tür einen winzigen Spalt, huscht hinein und schließt sie hinter sich. Doch vorher erhasche ich noch einen kurzen Blick auf Kleiderstapel auf dem Boden ihres Zimmers. Ich verharre noch eine Sekunde in dem Gefühl, als hätte ich sie länger als angemessen beansprucht, als hätte ich eine Grenze

überschritten.

Es läutet an der Tür, und ich falle beinahe kopfüber die Treppe runter.

Ich öffne die Tür einen Spalt, und vor mir steht ein großer Mann mit Kisten voller Plastiktüten, die knistern, als der Inhalt verrutscht. Die wöchentliche Gemüsekiste. Ich öffne die Tür weit, um ihn einzulassen. Er trägt die Einkäufe in die Küche. »Wo soll ich damit hin? Hier unten, nicht wahr?« Seit es einen Fragebogen zur Bewertung der Ausfahrer gibt, sind sie schrecklich zuvorkommend.

Es gibt ein Ersatzprodukt – Möhren statt Zucchini. Ich merke erst, dass der Mann vom Lieferdienst die Haustür nicht hinter sich zugemacht hat, als ich wieder in den Flur komme. Sie hat die ganze Zeit weit offen gestanden. Windböen, Regen, Abfall, alles Mögliche, jeder hätte hereinkommen können, während ich nicht aufgepasst habe.



Im Bett komme ich zu dem Schluss, dass sie mich nicht verdächtigen können, denn dann hätten sie mich verhaftet. Es ist ein Spiel. Perivale will mich nur in die Schranken weisen. Trotzdem, ich konnte Perivales Erregung förmlich riechen. Er war wie ein

Pferd, das sich kurz vor dem Rennen aufbäumt und die Nüstern bläht. Worauf haben sie gewartet? Was haben sie mir verheimlicht? Noch etwas anderes lässt mir keine Ruhe. Es kommt immer wieder hoch und huscht dann davon.

Mitten in der Nacht setze ich mich im Bett auf. Philip, der sich zu mir gelegt hat wie ein unsichtbarer Mann, wie ein Geist, röhrt sich nicht. Ich weiß, was mich gequält hat. Dieses Oberteil, das rosafarbene T-Shirt mit den Flügelärmeln und Knöpfen vorn runter, ein flottes Sommertop: Ich hätte es in dem Augenblick erkennen müssen, als mein Blick darauf fiel. Als ich sie tot auf dem Common gefunden habe, hat Ania Dudek mein T-Shirt getragen.

## Samstag

Brighton. Eisige Windböen fegen über das Meeresufer. Möwen, groß wie Katzen, hocken mit dem Rücken zum Meer auf der türkisfarbenen Balustrade, als spielte sich das Drama vor ihnen ab und nicht hinter ihnen. Es ist olivgrün da draußen, schaumweiß, der Himmel von einem blasseren, blaueren Grau, die Wellen steigen und fallen wie die Flügel eines Flugzeugs, und dann rollen sie herein und schlurren und saugen am Kies. Ein Hund schnüffelt vorbei. Kreischend und chaotisch flattern die grau-weißen Möwen auf, um ein Stück weiter in derselben Reihe wieder zu landen. Frisch in der Luft ist Ozon und Diesel und der Geruch von heiß gebackenen Donuts.

»Ich finde das Meer im Winter viel schöner«, sage ich. »Meinst du nicht? Die Farben und alles. Viel romantischer.«

Philip trottet mit gesenktem Kopf neben mir her. Für den Vormittag hat er sein BlackBerry ausgeschaltet. Und auch wenn er fast katatonisch schweigsam ist, bedeutet das doch immerhin, dass er sich Mühe gibt.

»Erinnerst du dich noch, wie ich bei Newsnight

war und die ganzen Parteitage machen musste? Weißt du noch, wie du blaugemacht hast und zu mir nach Blackpool gekommen bist, in dieses schäbige Hotel am Meer? Es war ganz aus Glas, nur dass sämtliche Scheiben getönt waren und an allen diese komischen, verstaubten Lamellenvorhänge waren, sodass man nirgends die Aussicht genießen konnte?«

Philip gibt einen Laut von sich, den ich als Zustimmung deute, dass dieses Ereignis tatsächlich stattgefunden hat, dass es dieses Hotel mit den Lamellenvorhängen tatsächlich gab.

»Wo sollen wir zu Mittag essen?«

»Mir egal.« Er räuspert sich. »Such du was aus.«

Ich versuche nicht zu denken, dass irgendetwas mit uns nicht stimmt. Ich versuche nicht zu denken, seine Gleichgültigkeit hat weniger mit der Wahl des Restaurants und mehr mit mir zu tun.

Ich packe das kleine Stückchen meiner Seele, das versucht zu entweichen. Wir müssen uns noch den Royal Pavilion ansehen und uns in den kuriosen Läden in den Lanes umsehen. Antiquarische Bücher und Vintage-Kleider und Designer-Küchenutensilien.

»Ich hab keinen großen Hunger«, bringe ich fröhlich heraus. »Lass uns später entscheiden.«



Mein Leben ist zur Normalität zurückgekehrt. Wenn es möglich ist zu glauben, das Entsetzen von Ania Dudek könnte je verschwinden, dann scheint es verschwunden zu sein. Philip war abwesend – oder anwesend abwesend (er hat kaum geschlafen) –, aber ich hatte drei Tage voller Routine: Arbeit, zu Hause, Millie, Abendessen, gelegentlich eine Runde laufen, um mich abzulenken. Die meiste Zeit war ein Mann in einem Auto vor dem Haus postiert, oder wenigstens so nah am Haus, wie er einen Parkplatz fand (Parken ist hier in der Gegend so was wie ein Wettkampfsport). Sein stoppelkurz rasierter Schädel lässt mich vermuten, dass es der Polizist ist, der mich am Dienstag zum Revier gefahren hat, aber ich bin mir nicht sicher. Ich weiß auch nicht, ob ich bewacht oder eher beobachtet werde, aber ich werde den Teufel tun, danach zu fragen.

Einen Großteil der Zeit habe ich es im Hinterkopf, das Gefühl, dass die Polizei mich für etwas will oder braucht, doch es gibt Augenblicke, da vergesse ich es ganz. Sooft ich mich dabei erwische, dass ich an die Sache denke, richte ich meine Gedanken auf etwas anderes.

Meine entsetzliche Feuerprobe bei Mornin' All ist auch von der Tagesordnung gestrichen, was, fürchte ich, hauptsächlich einem Massaker auf einem

Uni-Campus im Mittleren Westen der USA, der erneuten Rezession hier bei uns und dem wirtschaftlichen Chaos in Europa zu verdanken ist. Am Mittwoch hat Terri gesagt: »Okay. Direktive von oben. Wir sollen das Licht am Ende des Tunnels sein. Tanzbären, Zuckerwatte, Cupcakes – ihr wisst Bescheid.« Bei der ganzen Hektik, die es bedeutet, um die Schauspielerin aus Hollyoaks, die Dancing on Ice stürmt, zu uns zu holen, war meine Entdeckung einer Leiche rasch Schnee von gestern. Gott sei Dank.

Auch persönlich hat es keine Nachfragen von Journalisten mehr gegeben, keine Fotografen. Philips Eltern sind am Mittwoch zu ihrer Kreuzfahrt aufgebrochen, und als ich mit Margaret gesprochen habe, während sie gerade am Packen war, habe ich ihr gesagt, sie solle sich keine Sorgen machen, es sei nur der typische Medienzirkus gewesen. Wenn sie zurückkämen, habe ich gesagt, wäre alles vorbei.

»Sag uns Bescheid, wenn wir irgendetwas tun können.«

»Selbstverständlich. Und jetzt genießt eure Reise.«

Am Donnerstag hat Jude Morris angerufen, angeblich, um über den Fundraising-Abend in der Schule zu reden. Sie hatte vergessen zu fragen, ob

ich für das Quiz vor der Auktion »an einem Tisch sitzen« oder ob ich mich mit ihr und einigen anderen vom Lehrer-Eltern-Ausschuss vor meinem Auftritt im Hintergrund halten möchte. Ich erklärte ihr, niemand habe mich eingeladen, »an einem Tisch zu sitzen«, und der Lehrer-Eltern-Ausschuss klinge gut.

Besonders wenn sie dabei sei.

Dann fragte sie: »Alles in Ordnung?«

»Ja. Gut. Ruhiger. Danke.«

»Es ist nur, dass Rachel Curtis, als sie am Dienstag den Hund ausführte, gesehen hat, wie du aus einem Polizeiauto gestiegen bist.« »Polizeiauto« sprach sie aus, als ginge es um etwas so Außergewöhnliches wie eine aufgemotzte extralange bonbonrosa Stretchlimousine.

»Oh«, sagte ich. »Verflixt! Ja. Das war ein Ding.«

»Was ist denn los?«

Ich hätte es ihr erzählen sollen. Ich hatte versprochen, nicht zu lügen. Und wenn ich sie zu meiner neuen Freundin wollte, dann wäre das die Gelegenheit gewesen. Doch der Gedanke, es könnten noch irgendwelche Informationen nach außen dringen, die Produktionsfirma würde irgendetwas mitkriegen, es würde zu mehr aufgeblasen werden, als es war ...

»Es ist alles ganz schön stressig«, sagte ich vage.

»Bestimmt ... wenn ich irgendetwas tun kann.«

»Ich erzähle dir alles bei einer Flasche Wein, wenn die Lage sich ein wenig beruhigt hat.« Kam ich damit vorerst durch?

»Natürlich. Du Arme. Wir telefonieren mal wieder.«



Das Mittagessen besteht aus Kürbis-Ingwer-Suppe mit selbst gebackenem Roggen-Sauerteig-Brot, wir sitzen in einem gemütlichen Naturkostladen in der North Laine. Unser Tisch, honigfarben lackiertes Kiefernholz, ist klebrig. Salz- und Pfefferstreuer – einer schwarz, einer weiß – sind Hälften eines nackten Körpers, die, wenn man sie zusammenschiebt, ein Ganzes ergeben.

»Ist das erotisch?«, frage ich Philip.

Er rümpft die Nase. Seine Augen sind rot gerändert. Die Heuschnupfensaison ist im Anmarsch.  
»Ein bisschen hermaphroditisch.«

Ich liebe ihn immer noch, trotz allem. Ich denke das auf losgelöste Art, wie aus großer Höhe. Tief in meinem Bauch ballt sich etwas ganz fest zusammen. Es war das Naserümpfen und das »-ig« am Ende von hermaphroditisch, ein kleiner Spleen, die das ausgelöst haben. Heißt es nicht, in einer guten

Beziehung würden die Partner miteinander verschmelzen, eins werden? Was hat Platon gesagt? »Liebe ist die Sehnsucht nach Ganzheit.« Es hat Zeiten gegeben, Jahre, da habe ich nicht mehr bemerkt, dass ich ihn liebte. Wenn doch erwiderte Liebe so intensiv empfunden werden könnte wie Liebe, die nicht erwidert wird, wie glückselig hätte ich mich geschätzt. Jetzt da er sich zurückgezogen hat, kann ich ihn deutlicher sehen, werde mit einem süßen Schmerz an alles erinnert – sein Gesicht, seine Haut, seine Seele –, worin ich mich ursprünglich verliebt habe. Es ist die Hölle, dass es mein sein sollte und es nicht ist.

Gestern Abend habe ich die Unterwäsche von Myla getragen, die Boudoir Lingerie, die er mir letztes Jahr im Juni zum Geburtstag gekauft hat. Ich würde sagen, sie hat seither kaum das Tageslicht erblickt, doch im Dunkeln ist sie auch kaum getragen worden. Ich wünschte, ich hätte sie nicht angezogen. Ein Marlene-Halbschalen-BH mit passendem Tanga macht die Demütigungen nur umso größer, wenn die Sache schiefläuft. Wir waren beide todmüde, zumindest habe ich ihm das gesagt. Er wandte sich ab. Einen Augenblick lang dachte ich, er würde weinen. Er schief bald, oder tat zumindest so. Ich lag da, voller Sehnsucht. Ich fühlte mich ganz schön tragisch in

meinem Verlangen, wie Sylvia Plath. Eine Berührungen, und ich wäre gestorben. Sein nackter Körper – ich hatte seinen Schlafanzug nicht eingepackt – erregte mich. Nachtschwärmer lärmten betrunken unter unserem Fenster. Leise, ohne sich zu rühren, schlief er weiter. Es war warm im Zimmer.

»Also, die Osterferien«, sage ich munter und schiebe Salz- und Pfefferkadaver wieder zusammen. »Ich habe Clara und Pete so halb eingeladen, mit uns nach Suffolk zu kommen.«

Er hebt fragend eine Augenbraue. »Was?«

Er hört mir nicht einmal zu. »Clara und ihre Familie ... eingeladen ... über Ostern nach Suffolk?«

»Oh, ehrlich?« Sein Tonfall ist nicht gerade ermutigend.

Ich sehe das Flackern in seinen Augen, wie die Zahlen der NASDAQ. Er könnte sich daran erinnern, was für eine stressige Woche ich hatte, wie viel Mitgefühl er mit mir hat. Vielleicht hat er immer noch ein schlechtes Gewissen wegen gestern Abend. Oder es ist ihm peinlich.

»Philip ...«

»Nein. Ja. Nein. Das klingt doch, als könnte es eine gute Idee sein.« Er hat das Interesse verloren. Ich erinnere mich an einen Kampf um eine Tüte Maltesers, als wir das erste Mal in Brighton waren.

Wir versuchten, sie uns gegenseitig in den Mund zu werfen, und Philip brüllte vor Lachen. Es macht mich ganz fertig, dass er in der Wärme dieser Erinnerung jetzt umso kälter erscheint.

»Toll. Ich frag mal nach, ob Robin und Ian und Baby Charlie zum Osteressen zu uns stoßen können, obwohl Ian dann womöglich mit dem Ablammen zu tun hat. Vielleicht eine Ostereiersuche im Garten, wenn Claras Kinder dafür nicht schon zu groß sind.«

Philip tut immer mehr Salz in seine Suppe. Er lässt den weißen Hermaphrodit allein auf dem Tisch stehen. Ich schiebe ihn zurück. Am Boden des Pfefferstreuers ist ein Abplatzer. Sie passen nicht richtig zusammen. Sie werden nie richtig zusammenpassen. Die Cafébesitzerin – die Frau hinter dem Tresen mit den blonden Dreadlocks – sollte sie wegwerfen und ein neues Paar kaufen.

Plötzlich weiß ich mit großer Gewissheit, dass er mich verlassen wird. Es ist aus. Es ist zu spät. Ich kann nichts dagegen tun.

Er seufzt, und dabei zittert sein ganzer Körper. »Schatz«, sagt er. »Ich muss dieses Wochenende schon wieder weg. Singapur. Mit ein bisschen Glück nur ein paar Tage. Keine Woche, oder vielleicht ... eine Woche. Ein Meeting nach dem anderen, wichtige Meetings. Kommst du zurecht, allein im

Haus?«

Mein Gesicht fühlt sich an, als gehörte es jemand anderem. »Ich bin nicht allein. Ich habe Millie. Und Marta.«

»Du achtest aber darauf, abends richtig abzuschließen und die Kette vorzulegen, ja?« Er weiß, dass ich das immer vergesse.

Ich beiße mir innen auf die Wange. »Wir kommen zurecht. Absolut sicher.« Er hasst Nörgler, »Quengeler«. Seine letzte Sekretärin, eine fürchterlich tüchtige junge Frau mit Harvard-Abschluss, hat er gefeuert, weil sie ständig über die Klimaanlage im Büro maulte.

Er schiebt seinen Suppenteller weg. »Spiel das nicht herunter. Da draußen läuft ein Irrer herum.«

»Ich weiß. Gott, Philip, das musst du mir nicht sagen.«

Etwas geschieht zwischen uns. In seinem Gesicht ist verzweifelte Verletzlichkeit. Mit einem Anflug von Verve sagt er: »Schade, dass du arbeiten musst, sonst könntest du mitkommen, wie in alten Zeiten.«

Die alten Zeiten. Die Frau mit den blonden Dreadlocks räumt unsere Teller ab. Sie fragt, ob uns die Suppe geschmeckt hat, und Philip, der das meiste unter (oder in) seinem Brot versteckt hat, antwortet, sie sei köstlich gewesen. Man kann damit

durchkommen, wenn man nur so tut.

Mein Magen beruhigt sich. Das Gefühl kehrt in mein Gesicht zurück. Er verlässt mich nicht, noch nicht. Ich kriege ein Gespür für die Möglichkeiten, als würden die Dinge langsam angekurbelt, neu anfangen. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten versuche ich mir, während ich mit Philip in Brighton in einem Café sitze, ein ganz normales Leben vorzustellen.

# Mittwoch

Kurz nach der Morgendämmerung kommen sie mich holen. Es ist, als hätten sie darauf gewartet, dass Philips Taxi die Straße rauffährt und mit stotterndem Motor um die Ecke ruckelt, bevor sie klopfen.

Ich bin halb angezogen. Mit der Strumpfhose in der Hand bin ich an die Tür gegangen. Das Licht hier draußen ist heute rosa, als wäre die Sonne einmal früh aufgegangen und überlegte, sich hervorzuwagen. »Ich dachte, es wäre mein Mann«, sage ich. »Ich dachte, er hätte seinen Pass vergessen.«

»Gaby Mortimer?«

»J...ja?«

Irgendetwas stimmt nicht. Perivale, der doch genau weiß, dass ich Gaby Mortimer bin, sieht mich an. Er betrachtet die Glyzinie, das knorrige Holz, die hoffnungsfroh lindgrünen neuen Wedel, als suchte er daran nach Knospen.

»Ich nehme Sie fest«, sagt er, »unter dem Verdacht, Ania Dudek in der Nacht zum sechzehnten März umgebracht zu haben. Sie müssen nichts sagen, aber es kann Ihrer Verteidigung schaden, wenn Sie, danach gefragt, etwas verschweigen,

worauf Sie sich später vor Gericht berufen wollen.«

Ist das der korrekte Satz? Er klingt falsch, entstellt zu einem lächerlichen Muster. Zufällige, hässliche Worte. Oder ist es das Rauschen, das Blut in meinem Kopf? Neuronen, Synapsen, elektrische Impulse, die durch mein Nervensystem zischen. Ich will etwas sagen – »Was? Machen Sie sich nicht lächerlich!« –, doch Zähne und Zunge füllen meinen Mund bis in den letzten Winkel aus, und ich bringe kein Wort heraus. Die Knie geben unter mir nach. Meine Glieder verflüssigen sich und lösen sich ganz auf. Mein Körper, Haut, Muskeln, Knochen, scheint jemand anderem zu gehören. Im Zentrum meines Sehfelds erkenne ich immer noch Perivale, doch der Rest der Welt ist schwarz geworden.

PC Morrow schiebt sich an ihm vorbei, fasst mich am Arm und führt mich ins Haus. Sie redet leise auf mich ein, als wäre ich eine verwirrte alte Dame, die glaubt, ihr Pflegeheim wäre ein Hotel. Bin ich eine verwirrte alte Dame, die glaubt, ihr Altenheim wäre ein Hotel? Sie stützt mich weiterhin und führt mich die Treppe hoch. »Hier. Wir gehen. Die Treppe rauf«, sagt sie. »Zuerst kümmern wir uns darum, dass Sie sich richtig anziehen, und dann fahren wir aufs Revier und trinken dort eine schöne Tasse Tee.« Oder hat sie Krankenhaus gesagt? Oder

Tagespflegeheim? Ich weiß nicht, was sie gesagt hat. Es ist wie Migräne, nur ohne die Kopfschmerzen, man kann sich nicht mehr darauf verlassen, was real ist und was nicht.

Ich setze mich auf die Bettkante, hundertzehn Jahre alt, und sie versucht, mir die Strumpfhose anzuziehen, kämpft damit, richtig Halt zu finden. Plötzlich lichtet sich das Schwarz. »Ich kann das allein«, sage ich und stoße sie beinahe weg. »Tut mir leid. O Gott, tut mir schrecklich leid. Habe ich Ihnen wehgetan? Es tut mir leid. Das ist der Schock. Ich meine, warum um alles in der Welt? Was ist passiert? Warum? Das ist doch absurd. Verrückt.«

Ich habe die Strumpfhose angezogen und gehe jetzt im Zimmer auf und ab. Jetzt, da der erste Schock überwunden ist, bin ich außer mir. Am Fenster bleibe ich stehen und blicke durch die offenen Lamellen hinunter zu Perivale und dem kahlköpfigen Mann aus dem Golf. Das Polizeiauto parkt mit kreisendem Licht und laufendem Motor mitten auf der Straße, die fluoreszierenden Streifen pulsieren. Die wecken mir noch die ganze Straße auf. Wenn Rachel Curtis heute Morgen mit ihrem Hund hier Gassi geht, hat sie wirklich was zu erzählen.

»Ich weiß«, sagt PC Morrow und zieht die freundliche, sommersprossige Nase kraus. »Das klärt

sich sicher alles auf, und zum Mittagessen sind Sie längst wieder zu Hause.«

»Ich muss arbeiten«, schreie ich fast. »Ich esse nicht zu Mittag.«

»Gott, ich schon. Ich brauche meine regelmäßigen Mahlzeiten, und das fängt mit einem guten Frühstück an. Heute hatte ich Haferbrei mit Milch und Zuckersirup, der hat weniger Kalorien, als man denkt. Nur ein Punkt bei Weight Watchers. Ich versuche, zwischendurch nicht zu naschen.« Sie reibt ihren mehr als flachen Bauch, der in der Uniformhose mit dem unmodern hohen Bund steckt.

»Das Problem ist der Automat in der Kantine. Ein KitKat hier, ein Bounty da ... vielleicht eine kleine Packung Kekse ...«

Ich starre sie an, mir fehlen die Worte.

Nach ein paar Sekunden, in denen ich nicht weiß, ob ich nicht gleich losschreie, sage ich: »Ich finde, Sie haben eine tolle Figur.«

Perivale hat die Haustür weit aufgelassen. Warum? Passt er auf, dass ich nicht durch die Hintertür abhaue? Vielleicht ist es ihm auch egal, und dass man normalerweise die Haustür schließt, fällt nicht in seinen Aufgabenbereich. Der ungewohnte Lärm – das vibrierende Brummen des Polizeiautos, das ansteigende Knurren der ersten Flugzeuge von

Heathrow – hat Millie geweckt. Als ich aus meinem Zimmer komme, sitzt sie auf der Treppe und umklammert ihr rosafarbenes Kaninchen. »Was ist los?«, fragt sie.

Ich nehme das verschlafene Gesicht meiner Tochter in die Hände und küsse es behutsam ab. PC Morrow geht an uns vorbei. »Nichts, Mils. Nichts, worüber du dir Sorgen machen musst«, sage ich. »Ich klopfe bei Marta und bitte sie aufzustehen. Ich muss zur Arbeit. Nur zur Arbeit.«

»Ehrlich? Ist Daddy schon weg?«

»Ehrlich. Ich sag Marta, sie soll dir Frühstück machen.«

»Wir müssen«, sagt PC Morrow.

»Ich hab dich lieb, Millie«, rufe ich und versuche, nicht verzweifelt zu klingen.



»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein«, sage ich zu dem Mann aus dem Golf, als er die Hand an meinen Kopf legt. Ich drehe mich darunter weg, und er senkt sie wieder und schiebt mich auf die Rückbank des Wagens. Ich zittere, aber ich registriere noch, dass es auch irgendwie witzig ist, etwas, was ich Philip erzählen könnte. »Nicht zu fassen, dass Sie das

gemacht haben! Die Hand auf meinen Kopf zu legen!  
Lernen Sie das in Hendon? Ich dachte, das machen  
die nur in Fernsehkrimis.« Anscheinend nicht.  
Anscheinend tun sie das auch im richtigen Leben.

PC Morrow und Perivale sitzen vorn, Perivale  
diesmal hinterm Steuer. »Ich bin in vier Stunden auf  
Sendung«, sage ich. »Ich komme freiwillig mit, weil  
ich meine Tochter nicht noch mehr beunruhigen  
wollte. Ich bin eine gute, hilfsbereite Bürgerin. Sie  
haben da etwas falsch verstanden, eine andere  
Erklärung gibt es nicht. Ich habe nichts getan. Das  
ist doch Wahnsinn. Und, also, Sie haben meine  
Tochter geweckt, und sie muss zur Schule. O Gott,  
was wäre passiert, wenn ich niemanden hätte, der  
sich um sie kümmert?«

»Dann wären Vorkehrungen getroffen worden«,  
sagt der Kahlgeschorene, der ein bisschen zu dicht  
neben mir sitzt.

»In einer Stunde steht mein Fahrer vor der Tür.«  
Ich krame nach meinem Handy. »Ich rufe ihn kurz an  
und sage ihm, er soll mich am Polizeirevier abholen.  
Wir können das doch schnell klären, oder? Es muss  
ein Missverständnis sein. Sie brauchen mich doch  
sicher nicht lange? Also, kann ich meinen Mann  
anrufen? Er besteigt gerade ein Flugzeug.«

Der Kahlgeschorene nimmt mir das Telefon aus der

Hand und steckt es ein.

Morrow dreht sich auf ihrem Sitz um. »Wir klären das alles für Sie. Keine Sorge. Sie müssen gar nichts tun. Wir kümmern uns um alles.«

Das habe ich schon einmal gehört. Es ist das Mantra des Reiseberaters, von dem Philip so begeistert ist und der sich auf »handverlesenen, maßgeschneiderten Luxus« spezialisiert hat.

Witzig, dass dieselbe Kombination von Silben in einem anderen Kontext so abschreckend klingen kann.



Es ist eine Zelle. Wer denkt je, er würde mal eine Zelle von innen zu sehen bekommen? Ich habe eine Bank zum Draufsitzen. Eine Bank. Ganz weit oben an der Wand ein winziges Fenster. Ein winziges blaues Zelt. Außer dass es weiß ist. Der Himmel ist weiß. Irgendwo wird gebohrt. Kein Kübel. Anscheinend kann ich an die Tür klopfen, wenn ich muss. Ich bin so angespannt, dass ich mir gar nicht vorstellen kann, je wieder zu müssen. Ich habe nichts bei mir. Kein Telefon. Keinen Stift. Kein Buch. Man würde denken, es gäbe Graffiti, »Dan war hier« oder »Fuck off«. Nicht mal so was zu lesen. Nichts zu tun, außer

vier nackte Wände anzustarren und mir darüber Gedanken zu machen, was mit mir geschieht.

Ich frage mich laut, ob die Polizei verrückt geworden ist. Ich bin Alice im Kaninchenloch. Ich versuche mir fröhlichere Vorgänger vorzustellen, doch es gelingt mir nicht. In der letzten Stunde hat man mich auf meine Rechte hingewiesen und mich fotografiert: klick – von vorn, klick – zur Seite drehen. Ich versuchte währenddessen nicht an die Nachdrucke zu denken. Das Foto wird für alle Ewigkeiten in sämtlichen Artikeln über mich zu sehen sein, ähnlich wie Hugh Grants Foto nach seinem Techtelmechtel mit einer Prostituierten in L. A.

Ich habe überlegt, wie ich das Ganze für Philip in eine witzige Erzählung verpacken kann. Ich habe mir überlegt, ihm zu erzählen, dass ich immer wieder den Kopf gedreht und über die Schulter gelächelt habe, weil doch jeder Profi weiß, dass das ein besonders schmeichelhaftes Profil ergibt. Das habe ich natürlich nicht getan. Ich habe so verdrießlich und versteinert dreingeschaut, wie mir zumute war. Für kein Geld der Welt hätte ich ein Lächeln zustandegebracht. Kein Verbrecherfoto, ein Schnappschuss meiner Seele.

Sie haben mir Fingerabdrücke abgenommen – und ich habe aus Versehen einen Daumenabdruck auf

den Saum meines Rocks geschmiert. Einer von uns geht nie wieder raus, dachte ich bei mir. Da, ein Witz! Den konnte ich Philip erzählen. PC Morrow fragte mich, ob ich ein Exemplar der »Verfahrensrichtlinien« haben wolle.

»Niemand will eins«, sagte sie. »Doch, einmal hatte ich es mit einem Typ zu tun, blau wie ein Schwein, unaufhörlich am Stänkern, dumm wie Bohnenstroh, wenn Sie meine Ausdrucksweise entschuldigen. ›Sicher Sir‹, habe ich zu dem gesagt. ›Soll ich Ihnen mit den schwierigen Wörtern helfen?‹« Sie kicherte.

Ich habe gesagt, ich bräuchte nichts, danke.

Ich habe auch anwaltlichen Beistand abgelehnt. Philip hat seine eigene Kanzlei, genauso nobel wie sein Reiseberater: ein schicker Anwalt im dritten Stock für Testamente, einer im sechsten Stock für Eigentumsübertragungen und im achten Stock vermutlich noch einer, gleichermaßen schick, für den Fall einer Anklage wegen Mordes. Nur das Beste für das erfolgreiche Paar. Aber ich will keinen schicken Anwalt. Es käme einem Schuldeingeständnis gleich. Ich will nicht einmal den Pflichtverteidiger sehen. Ich brauche keinen.

»Aber der Pflichtverteidiger kostet nichts!«, hat PC Morrow gesagt, als ginge es um eine neue

Joghurtsorte, die man im Einkaufszentrum in die Hand gedrückt bekommt.

Ich schließe die Augen. Die Zelle ist zu klein, also gehe ich im Geiste auf und ab. Auf und ab. Auf und ab. Es tröstet mich nicht. Ich bin wieder im Vernehmungszimmer; die Zeitungsausschnitte sind umgedreht worden, aber ich habe sie mir nicht angesehen. Als Millie zur Welt kam, hatte ich immer wieder einen Albtraum: Ich war mitten in Bombay, Gedränge, Menschen, Verkehr, Lärm, und Philip wollte mich überreden, in einen vollgestopften, hoch beladenen Bus zu springen, wie sie dort überall herumfahren, aber ich konnte nicht, weil ich eine Katze auf dem Arm hatte, eine Streunerin, die ich als Kind in unserem Schuppen gefüttert habe, und sie kämpfte, um freizukommen, und ich wusste, wenn ich sie fallen ließe, würde ich sie verlieren. Sie würde von der wimmelnden Stadt verschluckt werden. Ich würde sie nie mehr wiederfinden.

Wegen der Katze war es ein dummer Traum – Philip warf mir »feline Sentimentalität« vor –, und doch habe ich jetzt genau dasselbe schwindlige Gefühl, am Rande von etwas Schrecklichem und Unausweichlichem zu stehen, einem unmittelbar bevorstehenden Verlust. Ich habe keine Kontrolle mehr über die Situation. Alles, was ich besitze –

Geld, Haus, Job, Verbindungen –, all das bedeutet mir nichts.

Beruhigende Gedanken, beruhigende Gedanken.

Einen Anruf hat man mir erlaubt. Zuerst habe ich es bei Philip probiert, aber da war gleich die Voicemail dran. Es gab mal eine Zeit, da hat er mich angerufen, vom Bahnhof, aus dem Zug, vom Flughafen, da hatte er über Wochen schreckliches Heimweh, wenn er verreisen musste. Heute nicht mehr. Für solche Gefühle ist in seinem Leben kein Platz mehr.

Heute Morgen hat er sich nicht einmal von mir verabschiedet. Als er nach unten ging, dachte ich, er würde noch einmal hochkommen. Ich hatte mir ein paar liebevolle Worte darüber zurechtgelegt, dass der Abstand uns sicher guttun würde. Ich wollte ihn fest in die Arme nehmen, falls es das letzte Mal war, dass ich ihn sah. Er weiß, dass ich so sentimental bin. Früher hat er mich immer geweckt und mir zum Abschied einen richtigen Kuss gegeben. Doch heute Morgen ist er nicht noch einmal hoch ins Schlafzimmer gekommen. Ich hörte nur noch das Taxi draußen auf der Straße und das Zuschlagen der Haustür.

Also habe ich ihm keine Nachricht hinterlassen. Wozu auch? Wenn er schon durch die

Sicherheitsschranke war, hätten sie ihn wahrscheinlich nicht mehr rausgelassen, und das wäre unglaublich stressig gewesen. Und selbst wenn, vielleicht wäre es am Ende noch überflüssig gewesen. Er hätte seine Reise abgebrochen, hätte die ganzen Unannehmlichkeiten und den Ärger auf sich genommen, und ich war womöglich draußen, bevor er hier war. Womöglich aß ich schon zu Mittag.

Ich legte auf.

»Wollen Sie keine Nachricht hinterlassen?«, fragte PC Morrow.

»Dafür wollte ich meinen einen Anruf nicht verbrauchen«, sagte ich und lächelte sie an.

»Sie sind 'ne harte Nuss«, sagte sie. »Also gut. Versuchen Sie es bei jemand anderem.«

Zu Hause hob Marta nach dem ersten Klingeln ab. Millie war angezogen und aß gerade Cheerios. Ja, sie hatte sich beruhigt. »»Dummes Mädchen!«, habe ich zu ihr gesagt. ›Deine Mama ist nachher wieder da. Sie ist doch so oft weg.««

Ich hatte nicht die Kraft, Anstoß zu nehmen, also lachte ich nur und erklärte ihr, ich wüsste nicht, wie lange die Polizei mich brauche – sie hätten nur ein paar Fragen, mehr nicht –, aber konnte sie »die Stellung halten«, bis ich wieder da war? Dies verzögerte die Sache ein wenig, denn

Redewendungen waren, genau wie Kollektiva, in ihrem Sprachkurs in Tooting noch nicht dran gewesen.

PC Morrow nahm mir ziemlich abrupt das Telefon aus der Hand, als hätte ich ihre Freundlichkeit ausgenutzt. Sie sagte, wenn ich wollte, würde sie meine Arbeitsstelle informieren, dass ...

»Komme ich heute zu spät?«

»... Sie nicht kommen.«

An diesem Punkt befanden wir uns hinter dem Empfangstresen des Reviers, und sie saß auf einer Art Barhocker, sodass sie mich ein Stück überragte, obwohl ich stand.

»Danke«, sagte ich. Ich dachte an Terris Panik und Stans Schadenfreude und Alison Brett, die nette, tüchtige Frau von der PR-Abteilung und was sie zu alldem sagen würde. Ich stützte die Ellbogen auf den Empfangstresen, schlug die Handflächen an die Stirn und verharrete einen Augenblick so.

»O Gott. Werden die richtig sauer sein?«, fragte PC Morrow. »Ich habe keine Ahnung, was in so einem Fall passiert. Wird Stan the Man ganz allein auf dem Sofa hocken? Der arme Stan ... Oh!« Sie schob andeutungsweise das Kinn zu einer Schulter. »Wenn ich ganz lieb frage, darf ich mich vielleicht stattdessen neben ihn hocken.«

»Sie nicht auch noch«, sagte ich.

»Und was ist mit Ihrem Mann? Soll ich es weiter unter seiner Nummer probieren und ihm Bescheid sagen?«

Ich wurde ganz still. Ich dachte daran, dass Philip zur Beerdigung meiner Mutter zu spät gekommen war, dass er versprochen hatte, zu Millies Geburtstag zu Hause zu sein, und es vergessen hatte. Seine Distanz, das Gefühl, dass er kurz vor einer Entscheidung stand. Ich dachte daran, dass er gesagt hatte, diese Meetings seien sehr wichtig, wie angespannt er gewesen war, dass er, falls unsere Ehe überhaupt noch eine Chance hatte, Zeit für sich braucht. Ich dachte daran, dass er am Morgen gegangen war, ohne sich zu verabschieden.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Ich rufe ihn später an, wenn ich zu Hause bin.«



Eine Stunde in einer Zelle ist eine Million Jahre draußen. Ich weiß nicht, warum man mich warten lässt. Was würde Inspektor Lewis sagen? »Lassen wir sie ruhig ein wenig schmoren.« Was bedeutet eigentlich »jemanden schmoren lassen«? Soll ich mir hier die Beine in den Bauch stehen? Wollen sie, dass

ich mich langweile? Oder dass ich mich beruhige? Oder wollen sie, dass ich überschwänglich werde, wie ein Pferd? Die Stellung halten. Jemanden schmoren lassen. Sich die Beine in den Bauch stehen. Ein ganzer Morgen voller Redewendungen.

Was wollen sie von mir? Die Zeit vergeht endlos langsam. Ich spüre die Bewegung jedes einzelnen Atoms. Partikel verschieben sich.

Ich esse nichts, selbst als der Kahlgeschorene mir eine absolut kreisrunde Scheibe Kochschinken mit einer vollkommen kreisrunden Kugel Kartoffelpüree darauf bringt.

Ein junger, ängstlicher Polizist, noch grün hinter den Ohren ruft mich, als es so weit ist. Als ich lächle und ihn nach seinem Namen frage, wird er rot wie ein Mädchen – zwei rosa Flecken hoch auf den Wangen. Ich trage kein Make-up. Meine Haare sind nicht gemacht. Wahrscheinlich erkennt er mich nicht mal. Wen interessiert schon, was er seiner Freundin oder seinen Eltern über mich erzählt, wenn er nach Hause kommt? Ich muss hier keine Rolle spielen. Aber ich muss lächeln. Ich weiß nicht, was ich sonst machen soll. Teils tue ich es auch, um nicht zu weinen.

Perivale steht auf, als ich ins Zimmer komme – dasselbe langweilige Vernehmungszimmer wie zuvor

– und es zusammenschrumpfen lasse. Ich tue, als würde ich mich umsehen. »Gefällt mir, was Sie hier gemacht haben«, sage ich. »Haben Sie mal über einen Durchbruch nachgedacht?«

Ein blöder Witz. Was ist los mit mir?

»Nehmen Sie bitte Platz.«

Der Kahlgeschorene kommt herein. Es ist 13.47 Uhr. Das weiß ich, weil Perivale sich vorbeugt, wobei ihm die Haare in die Stirn fallen, und es ins Aufnahmegerät sagt. Ich erfahre auch, dass der Kahlgeschorene in Wirklichkeit DC de Felice heißt. Seine Eltern sind womöglich Italiener, doch er muss hier aufgewachsen sein, denn er spricht mit Südlondoner Akzent. Er hat verschleierte grüne Augen und ein dreieckiges Gesicht, wie Pixar es seinen Superhelden gibt – eine lächerlich breite Stirn, von der sich das Gesicht zu einem spitzen Kinn verjüngt. Ich wette, seine Mutter findet seine Haare schrecklich.

Perivale ist den einleitenden Mumpitz noch einmal durchgegangen, den ich schon einmal gehört habe, sowie sämtliche Instruktionen darüber, dass ich das Recht habe zu schweigen. Ich nenne meinen Namen und meine Anschrift und sage, nein, ich war definitiv noch nie in Ania Dudeks Wohnung, nein, ich habe die Schwelle nie überschritten, nein, ich bin ihr noch

nie zuvor begegnet, und nein, ich hatte keine Ahnung, wer sie ist.

Allmählich entspanne ich mich ein wenig. Ich denke sogar: Hatten wir doch alles schon, da beugt Perivale sich mit einem Eifer, dass das Aufnahmegerät umkippt, über den Tisch und sagt: »Sie war schwanger, als sie erdrosselt wurde. Haben Sie das gewusst? In der elften Woche.«

Die Welt hört auf, sich zu drehen. Die Ränder des Raums verschwimmen. Ich halte mich an der Tischkante fest, um nicht vornüberzukippen.

»Es tut mir leid«, sage ich. »Es tut mir schrecklich leid.« Mir ist schlecht. Das Ganze wird immer schlimmer. Unendlich viel schlimmer, als ein Mensch sich je vorstellen könnte. Zwei Tote. Unschuld. Leben. Tod. Ein Doppelmord? Ich weiß nicht. Was für eine schmerzliche Vergeudung.

Perivales Züge werden wieder deutlicher. Seine Nase hat mittendrin eine Delle. Seine Haut ist fleckig. Seine Hände zittern leicht. Er ist genauso aufgewühlt wie ich.

»Ich hätte also nichts dagegen, wenn Sie nicht ganz so respektlos wären.«

»Es tut mir schrecklich leid«, sage ich noch einmal. Etwas anderes fällt mir nicht ein. Die ganzen Sorgen um mich und was hier passiert, und jetzt wieder sie.

Ich möchte mich ihr nicht verbunden fühlen, möchte kein Mitgefühl mit ihr haben. Da merke ich, dass es die ganze Zeit leichter war, wenn ich den Gedanken an sie ganz ausgeblendet habe.

»Wussten Sie, dass sie schwanger war?«

»Nein. Bisher hat niemand etwas erwähnt.«

Ich sehe Perivale an. Ich wünschte, ich könnte seine Miene deuten. Ich kriege ihn nicht zu fassen. Schwanger. Ein Mann. Der Freund, der nicht im Land war, als sie starb. Ist er wieder da? Trauert er irgendwo? Oder hat er womöglich etwas damit zu tun? Ich wünschte, ich müsste nicht darüber nachdenken. Ich wünschte, ich hätte nie etwas von Ania Dudek gehört.

»Und Sie haben wirklich nie einen Fuß in ihre Wohnung gesetzt?«

Ich widerstehe der Versuchung zu schreien.

»Nein.«

Perivale und de Felice haben einen Blick gewechselt. Merkt Perivale, dass er sich wiederholt? Sollte er das Reden nicht besser de Felice überlassen? Guter Polizist, böser Polizist? Vergiss es. Er rückt die Unterlagen vor sich zurecht.

»Also, ich bin neugierig. Sie haben kürzlich den Garten neu gestalten und bepflanzen lassen?«

»Ja.« Ich habe keine Ahnung, worauf er hinauswill,

aber wenigstens haben wir ihrer verdammten Wohnung den Rücken gekehrt.

»Könnten Sie uns ein wenig mehr darüber erzählen?«

»Okay.« Ich lasse ihm seinen Willen. Vielleicht hilft es uns beiden. »Vor oder hinter dem Haus?«

»Vor dem Haus, bitte.«

»Ähm, ja. Also, wir haben im Keller größere Fenster einbauen lassen – hat Ewigkeiten gedauert, und um dort unten mehr Tageslicht zu kriegen, haben die Bauarbeiter den Garten ziemlich auf den Kopf gestellt, also haben wir eine Spezialfirma namens Muddy Wellies kommen lassen, die uns Roger Peedles, der Gartenexperte unter meinen Kollegen, empfohlen hat. Die haben sich darum gekümmert. Ich habe ihnen gesagt, was ich haben wollte ...«

»Olivenbäume?«

»Ja, und eine Glyzinie, die hoffentlich«, ich drücke die Daumen in der Luft, eine Art traurliche Geste, die ich in Mornin' All dauernd benutze, »bald blüht. Die können stor sein, wenn sie verpflanzt werden.« Jetzt bin ich auf sicherem Grund. Ich habe mein Fernsehgesicht aufgesetzt. Ich bin weit weg von ermordeten Frauen. Ich habe die Situation unter Kontrolle. Ich richte meine Erklärungen an de Felice,

der versucht so zu tun, als würde es ihn wirklich interessieren. »Und eine Reihe hübscher grüner Alchemilla mollis, dazwischen rotblättrige Heuchera und links und rechts der Haustür zwei große Töpfe mit Lavendel.«

»Okay. Ja.« Perivale hat die richtigen Notizen gefunden. Er schaut auf. »Wissen Sie, wo die Gartenbaufirma die Pflanzen herhat?«

»Nein.«

»Also, dann lassen Sie es mich Ihnen erklären. Der Olivenbaum und die Glyzinie wurden beide bei Evergreen gekauft, einer Pflanzenschule in Banstead. Die bauen ihre Pflanzen nicht vor Ort an, sondern beziehen sie von spezialisierten Züchtern. Sehr oft aus ... Italien. Die Olivenbäume werden in Schiefersplitt gezogen, der von einem matten Orange ist und obendrein ziemlich selten. Und die Glyzinie, also das ist was. Sie kommt aus der Toskana, genauer gesagt, aus dem Tal von Pistoria, wo der Boden ganz anders ist, schwer, schluffig, beige farben.«

Es gefällt mir nicht, keinen Schimmer zu haben, worauf er hinauswill.

»Und in Ania Dudeks Wohnung«, fährt er fort, ein Leuchten in den Augen, das beinahe etwas von Aufregung hat, »haben wir auf dem Fußboden direkt

hinter der Wohnungstür verschwindend kleine halbmondförmige Erdbröckchen gefunden. Jetzt wird's interessant: Unsere Labore, also, die sind clever, die haben sich diese Erde unter dem Mikroskop angesehen, und sie ist fast gestreift – mattes Orange mit Beige gemischt. Wer hätte gedacht, dass ein paar Erdbröckchen uns so viel erzählen können? Und als ich neulich bei Ihnen war, ich glaube, da hatte ich ein wenig Erde unter den Schuhsohlen. Und wissen Sie was?«

»Was?« Ich habe keine Ahnung und sehe erst, als ich unter dem Tisch nachschau, dass er wieder die Budapester trägt.

»Es ist exakt dieselbe Erde.«

»Ehrlich?«

»Ja. Ganz zu schweigen von den winzigen Bruchstücken vulkanischen Bimsgesteins, die sie der Kübelpflanzenerde untermischen.«

»Wie zum Beispiel bei meinem Lavendel.«

»Wie zum Beispiel bei Ihrem Lavendel. Also wissen wir jetzt dank des Wunders der Wissenschaft, dass diese Bröckchen, die wir in Ania Dudeks Wohnung gefunden haben, aus dem Garten vor Ihrem Haus stammen. Und noch etwas.« Er drückt die Schultern zusammen, wie ein Vater, der seinem Kind sagt, es darf ein Eis haben. »Was glauben Sie, wie diese

Bröckchen in die Wohnung gekommen sind?«

»An den Sohlen von jemandes Budapestern?«

»Fast, aber nicht ganz. Asics, Gaby Mortimer. Diese Erdbröckchen passen exakt in die Furchen unter Laufschuhen wie die, die Sie uns gegeben haben. Asics.«

»Aber jeder trägt Asics«, heule ich.

»Also frage ich Sie noch einmal, und zwar zum letzten Mal: Waren Sie je in Ania Dudeks Wohnung am Fitzhugh Grove, London SW 18?«

Es wäre leicht, Ja zu sagen. Er möchte es unbedingt. Er brennt darauf. Er sehnt sich danach. Die ganze Arbeit mit der Erde. Vielleicht würden sie mich nach Hause gehen lassen, wenn ich Ja sagte. Ist das Folter? Sie haben mich noch nicht mal dem Waterboarding unterzogen, und trotzdem bin ich schon bereit, zu sagen, was sie hören wollen. Wer weiß, wie diese verdammten Erdbrocken da hingekommen sind? Ich bin kurz davor, alles zu gestehen.

»Nein«, sage ich müde, fast entschuldigend.

Doch ich liege falsch. Perivale wirkt nicht enttäuscht. Er hat sich gar nicht danach gesehnt, dass ich Ja sage. Er triumphiert vielmehr. »Und wie«, sagt er und zieht ein Zettelchen aus seiner Akte und knallt es auf den Tisch, »erklären Sie dann das?«

Das Zettelchen hat sich zusammengerollt wie einer von diesen dunkelroten Wahrsagerfischen, die man in Glückskeksen findet. Ich versuche mich zu erinnern, was es bedeutet, wenn sie sich einrollen. Millie wüsste es. Schüchternheit? Leidenschaft? Oder vielleicht auch nur VOLLKOMMEN VERWIRRT.

»Darf ich es anfassen?«, frage ich.

Er macht »Tz, tz«, streicht es mit einer Hand glatt und drückt eine widerspenstige Ecke runter, damit ich es lesen kann. Ein Kassenzettel von Tesco:

Pizza Margherita	4,50
Isla Negra	9,49
<b>Summe</b>	<b>13,99</b>

Vielen Dank für Ihren Einkauf

»Können Sie erkennen, was das ist?«

»Ja. Eine Quittung für eine Pizza und ... ähm, eine Flasche Wein.«

Er lächelt mich nur an, und dann verzieht sich sein fast ein wenig geckenhaftes Gesicht zu einem

Grinsen. Er hasst mich, geht mir plötzlich durch den Kopf, darum geht es hier. Er hasst mich tatsächlich.

»Ja. Korrekt. Gefunden im Nachttisch von Ania Dudek, zusammen mit ein bisschen Kleingeld. Und womit wurden diese Pizza und diese Flasche Wein bezahlt?«

Ich sehe mir die untere Hälfte des Belegs an. »Mit Mastercard.« Die letzten Ziffern. Ich starre darauf und versuche zu begreifen, was ich da sehe.

»Erinnern Sie sich, was Sie am Mittwoch, den achten Februar dieses Jahres gemacht haben?«

»Es tut mir leid ... nein. Dazu müsste ich zuerst ... Nein.«

»Vielleicht könnten Sie ja nachsehen. Verstehen Sie? Die Kreditkarte, mit der die Pizza und der Wein bezahlt wurden, läuft auf Ihren Namen. Ist das angesichts der Tatsache, dass Sie nie in Ania Dudeks Wohnung waren, nicht ein seltsamer, ganz eigentümlicher Zufall? Die Sachen wurden mit Ihrer Kreditkarte bezahlt. Sie begreifen also, nicht wahr, warum sich eins und eins allmählich addiert? Wir haben die Anzeige aus der Lady, die Zeitungsinterviews mit Ihnen, die Kleider, die Erde von Ihren Schuhen und jetzt auch noch eine Quittung für Sachen, die Sie persönlich gekauft haben müssen.« Er schaukelt nach hinten und

betrachtet mich wie aus großer Höhe. »Was haben Sie dazu zu sagen?«

Ich weiß, dass ich immer noch auf einem Stuhl sitze, denn mit den Händen umklammere ich die Stuhllehne, doch ich könnte auch schweben: Der Rest meines Körpers flimmert und zerläuft, als würde ich durch Wasser auf ihn hinabschauen.

»Haben Sie etwas zu sagen?«, wiederholt Perivale.  
»Ich will einen Anwalt.«

# Donnerstag

Rechtecke aus Licht. Die Scheiben sind dick wie Flaschenböden, kaum überhaupt Glas zu nennen. Hindurch dringt nur Weiß.

Sand in den Augen, so fühlt es sich jedenfalls an. Asche, ein schwefeliger Geschmack im Rachen. Der Hals so steif, dass es knackt, wenn ich den Kopf drehe.

Ich schäle mich von der Matratze – meine Haut klebt an dem Plastik, es ist, als würde man Tesafilm abziehen. Von der Wolldecke steigt Schweißgeruch auf. Sie hat sich unter meinen Achseln verdreht. Ich bin die, die stinkt.

Draußen ist es ruhig geworden, bis auf leises Gemurmel. Betet da jemand? Die ganze Nacht nichts als Geschrei und Gebrüll. Eine raue Stimme von weiter unten auf dem Flur, die völlig schief »Roxanne« sang. Eine andere, höhere, die schrie: »Erschieß mich. Du hasst mich doch, oder? Na los, schieß mir zwischen die Augen.«

Jetzt ist es friedlich. Sie schlafen. Oder jemand hat ihnen zwischen die Augen geschossen.

Ich muss pinkeln. Kaltes, blankes Aluminium. Kein Papier, um die Brille abzuwischen. Eine andere Zelle

als gestern. Ich bin »befördert« worden.

Der Teller mit der erstarnten Lasagne von gestern Abend einen Schritt neben der Tür.

Ich hocke mich auf den Rand der Bank. Ich trage noch dieselben Sachen wie gestern. In einer Polizeizelle bekommt man keinen Schlafanzug. Wer hätte das gedacht? Meine Zähne sind pelzig. Ich habe den diensthabenden Beamten gefragt, ob ich eine Zahnbürste haben könnte, und er sagte, wenn es dringend sei, könne ich nach einem Arzt verlangen, eine medizinische Untersuchung stehe mir zu. Aber keine Zahnbürste. Man würde doch denken, das wäre ein Verstoß gegen europäisches Recht. Ist Zahnhygiene kein Menschenrecht? Es müsste ja nicht unbedingt so etwas Ausgefallenes wie eine Oral-B Pulsar 40 sein. Eine einfache zusammenklappbare, wie man sie im Flugzeug bekommt, würde es auch tun. Oder wenigstens ein Kaugummi, wie man ihn auf Autobahnraststätten neben dem Kondomautomat ziehen kann ...

Ich vermisste meine Tochter.

Ich wünschte, ich wäre zu Philip durchgekommen. Ich wünschte, ich hätte es ihm gesagt und er wäre auf dem Heimweg.

Angst und Panik brodeln wieder hoch, verdichten sich, laufen über. Ich begreife das nicht. Ich

verstehe es einfach nicht. Ins Rollen gebracht wurde diese Folge von Ereignissen von einem Tröpfeln, ein Tröpfeln diverser seltsamer Kleinigkeiten, so viel ist mir klar. Doch sie waren erklärbar, eine Verschachtelung von Zufällen. Wir sahen uns ähnlich, Ania und ich. Was ergibt sich daraus? Nichts. Ich versuche, es aus Perivales Blickwinkel zu betrachten. Die Anzeige, die Zeitungsausschnitte, die Kleider ... Vielleicht war sie mein Stalker. Vielleicht auch nicht. Die Welt ist voller seltsamer Dinge. Wir hatten einmal einen Kater in der Sendung – Mr Paws –, der verschwand, nachdem die Besitzer umgezogen waren, und es gelang ihm, den Weg zu seinem alten Zuhause zu finden, gut hundertfünfzig Kilometer von Norwich nach Luton, eine wirklich unglaubliche Reise. Oder diese Zwillinge, die bei der Geburt getrennt wurden und die beide Frauen namens Linda heirateten, beide ihre Söhne Guy und ihre Hunde Badger tauften. Ich meine, das ist doch einfach unglaublich, oder? Terri dachte, die Geschichte wäre getürkt, doch als ich neben ihnen auf dem Sofa saß, spürte ich ihre Verwunderung, die sie zu Tränen rührte. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Aber die Erdbrocken ... der Kassenzettel? Wie sind die in die Wohnung gekommen? Was haben sie mit

mir zu tun? Das ist der schlimmste Albtraum, das ist eine Anhäufung von Beweisen.

Als Caroline Fletcher, die Pflichtverteidigerin, gestern Abend kam, schrieb sie alles auf, machte eine Liste und schaute dann mit einer Miene zu mir auf, die zu sagen schien: »Und?«

Ich zeigte stumm auf die Manschetten meiner Bluse, wie um zu sagen: Ich hab nichts im Ärmel.

Ich hatte – habe – keine Erklärung für all das. Warum sollte in der Wohnung der Toten ein Kassenbeleg mit meiner Kreditkartennummer liegen? Sie steckt in meiner Geldbörse, obwohl ich die auch schon mal an der Haustür liegen lasse, wenn ich den Pizzaboten oder so bezahlt habe. Es gibt nur eine Erklärung: Jemand anders hat sie benutzt.

Caroline Fletcher mit ihrem stufigen, grau melierten Bubikopf und ihrem schwarzen Hosenanzug ist ein anständiger Mensch. Ich bin überzeugt, dass sie ein gutes Herz hat. Sie hat mir gestanden, dass sie noch nie eine Folge von Mornin' All gesehen hat. »Zu viel zu tun. Die Familie, obwohl die Jüngste Gott sei Dank demnächst das Haus verlässt, um zu studieren. Arbeit. Der ewige Kampf.« Sie scheint mir auch recht clever zu sein. Es wurden, wie sie mir erklärt hat, schon etliche Fehler gemacht. »Wir holen Sie hier raus, machen Sie sich da mal keine Sorgen.«

Nachdem sie mit Perivale gesprochen und er sie »umfassend ins Bild gesetzt« hatte, kam sie zurück und war nicht mehr ganz so überzeugt. »Lächerlich. Perivale sagt, es bestünde Fluchtgefahr, Sie wären eine wohlhabende Person mit dem nötigen Kleingeld, um sich aus dem Staub zu machen, wenn Ihnen der Sinn danach stünde.«

»Was heißt das?«

Sie kniff die Lippen zu einem grimmigen Strich zusammen. »Dass er sich gegen eine Kautionsverwahrung wird.«

»Aber ...« Ich brachte kaum ein Wort heraus. »Die können mich doch nicht hierbehalten.«

»Sie können.«

»Aber mein kleines Mädchen«, jammerte ich.

»Es ist absurd.«

Einige der Fehler, fuhr sie zu erklären fort, während sie mich beobachtete, um zu sehen, ob ich mich zusammenriss, hatte ich mir selbst zuzuschreiben. Ich hätte mich niemals einverstanden erklären dürfen, ohne Gegenwart eines Anwalts befragt zu werden. Die ganzen beiläufigen kleinen Gespräche, in die ich mich hatte hineinziehen lassen: Sie zählten alle. Ich war »emotional nicht auf der Höhe«. Ihrer Meinung nach war er scharf darauf, mich zu überführen. »Er ist besessen von dieser

›Lüge‹, Sie hätten die Leiche nicht angefasst. Das passiert dauernd.«

»Was, dass Leute Leichen anfassen?«

»Nein. Dass die Leute etwas vergessen oder übertreiben – eine kleine Dramatisierung hier, ein kleiner Schwindel da, eine Übertreibung dort. Das ist menschlich. Verwirrung, Befangenheit, der Wunsch zu reden. Viel zu selten beruft sich jemand in so einer Situation auf sein Zeugnisverweigerungsrecht. Im Vernehmungszimmer werden mehr Fälle gewonnen oder verloren als im Gerichtssaal. Und Sie haben unter Schock gestanden. Sie hätten ... Was haben Sie noch mal gesagt, wer Ihre Anwälte sind?«

»Withergreen & Spooner.«

»Sie hätten Withergreens anrufen und herbestellen sollen.« Mit ihrem »Withergreens« ließ sie mich wissen, dass sie ein alter Fuchs war. Wenn ich sie behielt, musste ich nicht fürchten, mich auf eine Ebene mit dem gemeinen Volk zu begeben. Mit diesen feinen Pinseln konnte sie es allemal aufnehmen.

»Ich habe nichts zu verbergen.«

»Unerheblich«, erwiderte sie.

Was sie da sagte, war absolut niederdrückend. Unerheblich. Es spielte so gut wie keine Rolle, ob ich es getan hatte oder nicht. Ich steckte bis zum Hals

drin. Ich war in etwas hineingeraten, was parallel zu meinem ganz normalen Leben verlief und seinen ganz eigenen Weisungen folgte. Man wurstelt sich so durch, man bildet sich ein, das eigene Leben gehöre einem, es besäße seine eigenständige Identität, man denkt, die Polizei und das Gesetz seien Teil der Gemeinschaft, eine Zierde, die da ist, wenn man sie braucht, wie Krankenhäuser und Zebrastreifen und Läden, die tiefgekühlte Fertigmenüs verkaufen. Doch das sind sie nicht. Sie warten, sie lauern die ganze Zeit darauf, dass so etwas wie das hier passiert, um einen aufs Glatteis zu führen und einen zu schnappen und einem zu zeigen, dass das Leben, von dem man dachte, es unterliege der eigenen Kontrolle, eigentlich die Zierde war. Dass das eigene Leben gar nichts ist.

Eine einzige Entdeckung hat all das in Bewegung gesetzt. Wenn ich nicht laufen gegangen wäre, wenn ich die Tote nicht gefunden hätte, wäre ich dann hier? Wieder setzt Lärm ein, ein tiefes Stöhnen, ein schmerzerfülltes Brüllen. Und nach ein paar Momenten begreife ich, dass es aus meiner Kehle kommt.



Das Frühstück besteht aus einem Sandwich mit Speck und Ei – in einer verschweißten dreieckigen Schachtel – und einer Tüte Krabbencocktail-Chips. Ich esse tatsächlich beides. Auf dem Tablett steht Tee in einem Pappbecher, der runde Teebeutel an der Seite mit einem baumelnden Stückchen Metall befestigt – ein Teebeutel, wie man sie am Getränkewagen im Zug bekommt. Er schmeckt streng, aber so schmeckt mein Mund auch.

Der Polizist, der die Tür zu meiner Zelle mit dem Ellbogen aufdrückt und es rückwärts reinbringt, ist der junge Bursche vom Vortag. Er hat blasse Haut, die an frische Erdbeeren mit Sahne erinnert; man kann sich gar nicht vorstellen, dass er sich schon rasiert.

»Oh, toll! Frühstück im Bett!«, sage ich. »Sie verwöhnen mich.«

Er wird rot. »Tut mir leid. Viel ist es nicht.«

Die Mühe, die ich mir gebe, ein fröhliches Gesicht zu machen, wo ich mich am liebsten zusammenrollen würde wie ein Fötus, erinnert mich an den Morgen im Krankenhaus nach Millies Geburt, wo ich die Gratulanten anlächelte und mich bei ihnen für ihre Muffins, Teddybären und Blumen bedankte, während ich doch die ganze Zeit schreckliche Schmerzen von den Stichen hatte und mir Sorgen

machte, ob ich je wieder pinkeln konnte.

Ich sage etwas darüber zu dem netten Constable.

Er wirkt nervös – zu viele gynäkologische Einzelheiten. Ich bin nicht überzeugt, dass er überhaupt die Tür zuschließt. Wenn mir der Sinn danach stünde, könnte ich vielleicht sogar weglauen.

Caroline Fletcher kommt später als angekündigt. Als sie endlich da ist, werde ich in ein anderes Vernehmungszimmer zu ihr gebracht – ein anderes als am Vortag, nicht ganz so frisch gestrichen.

Sie trägt denselben schwarzen Hosenanzug mit einer neuen Bluse. Die gestern war von einem kräftigen Staubrosa und aus Seide oder Polyester, die hier ist aus Baumwollstoff mit dünnen blau-weißen Streifen. Dieselben Schuhe, schwarze Slipper, aber keine Strumpfhose oder Kniestrümpfe. Ihre Haare sind nicht ganz so ordentlich, ein wenig fettig, der Scheitel sitzt schief. Wenn man die Nacht im Gefängnis verbracht hat, wenn man nicht weiß, ob man je wieder rauskommt, dann sagen einem diese winzigen Details alles. Die Baumwollbluse und die nackten Füße deuten an, dass sich der Luftdruck verändert hat; das Barometer ist gestiegen – heute ist es wärmer da draußen, sogar sonnig. Vielleicht kommt der Frühling durch. Und Fletchers

unordentliche Haare, die Unpünktlichkeit? Sie hatte einen hektischen Vormittag. Ich weiß nicht. Was? Rasche Runde durch den Supermarkt? Ein anderer Job, ein anderer Mandant in Not? Die Welt dreht sich ohne mich weiter. Sie merkt gar nicht, dass eine fehlt.

Es ist Tag zwei. Heute war ich wieder nicht in der Arbeit. Gestern konnte ich es kaum glauben. Ich sah zu, wie die Minuten verstrichen. Ich dachte immer wieder: Jetzt flirtet Stan mit dem ganzen Flashmob, der ja eigentlich meine Idee war. Jetzt ist Zeit für Indias Angesagte Apps ... Donnerstag, also folgt Im Garten mit Roger Peedles ... Und wer ist heute in der Küche? ... Keine Ahnung. Als es endlich halb eins wird, weine ich beinahe vor Erleichterung.

Heute, schon zehn vor elf, mitten in Gok Wans Frühlingstrends, und ich habe so gut wie gar nicht daran gedacht.

Sie trägt auch eine Brille. Ich glaube, gestern hatte sie keine an. Himmel, hatte sie nicht mal Zeit, die Kontaktlinsen einzusetzen?

»Also, es gibt keine Zeugen. Das habe ich von Perivale persönlich. Er macht keine Sperenzchen mehr. Ich finde es schrecklich, wenn die Polizei ihre Informationen nur zögerlich preisgibt. Das ist doch nichts als Taktik, verdammt. Geben die großen

Zampanos, bloß um sich aufzuspielen.«

Ich merke, dass ich sie mag. Das Fluchen ist mir sympathisch.

»Und die Videoüberwachung hat auch nichts ergeben. Nada. Niente. Am Fitzhugh Grove sind keine Überwachungskameras, und die bei Tesco in der Balham High Road laufen vierundzwanzig Stunden in der Schleife, die sind also längst überspielt. Ich wette, darüber ist er ganz schön sauer.«

»So viel also dazu, sich immer an der linken Wand entlangzutasten und so zu tun, als wäre man in Hampton Court.«

»Hat er das gesagt?«

Ich nicke.

»Dämlicher Kerl. Ja. Nein. Aber Sie müssen ihm ein Alibi für den achten Februar liefern: Wenn sich herausstellt, dass Sie den ganzen Tag in Honolulu waren, sind wir aus dem Schneider.«

»Ich glaube nicht, dass ich in Honolulu war.«

»Und er hat kein Tatwerkzeug. Sie haben Ania Dudeks Wohnung auf den Kopf gestellt. Sie haben den ganzen Common durchkämmt. Gestern haben sie Ihr Haus unter die Lupe genommen. Wissen Sie was? Auch da haben sie kein Tatwerkzeug gefunden.«

»Sie machen Witze.«

»Nein. Über so etwas würde ich niemals Witze machen. Er hatte einen Durchsuchungsbeschluss. Ihre Putzfrau war zufällig da. Sie war nicht glücklich, dass sie die Schuhe anbehalten haben. Im Großen und Ganzen suchen sie nach einem Stück Schnur. Wie auch immer, er hat nichts gefunden. Kein Tatwerkzeug. Und auch nicht den Christophorus-Anhänger, von dem er so besessen ist. Und ...«, sie richtet ihren festen Blick auf mich, »... sie haben kein Geständnis. Darauf ist er aus: ein Geständnis. Darauf ist er angewiesen.«

»Tja, er wird keins kriegen.«

Sie sieht mich immer noch unverwandt an.

»Ausgezeichnet. Also, Gaby – wenn ich Sie Gaby nennen darf? –, seine ganzen Beweise sind nur Indizienbeweise. Hinzu kommt, dass Sie für den Zeitpunkt des Mordes kein vollständiges Alibi haben. Das ist richtig, nicht wahr? Ich weiß, dass es schwierig ist wegen der Zeitspanne. Die Polizei ist sich nicht sicher, wann genau sie getötet wurde. Die Heizung in der Wohnung war voll aufgedreht, das erschwert die Sache. Aber niemand war die ganze Zeit mit Ihnen zusammen?«

»Meine Tochter und das Kindermädchen waren im Bett. Ich bin irgendwann laufen gegangen. Und

mein Mann ist erst in den frühen Morgenstunden nach Hause gekommen.«

»Ja.« Sie zieht ihre Notizen zu Rate. »Perivale hat mit Ihrem Kindermädchen gesprochen: Sie meint, Sie wären den ganzen Abend zu Hause gewesen, ist sich aber nicht sicher. Ihr Mann hat bestätigt, dass er nicht zu Hause war. Er war in der Arbeit und anschließend bei einem Abendessen. Sein Alibi, falls es gebraucht wird, ist sehr solide, eine ganze Latte von Kollegen, Kunden und Kellnern. Er sagt, Sie hätten geschlafen, als er nach Hause kam. Fällt Ihnen irgendetwas ein, was erklären könnte ...? Um ehrlich zu sein, es ist der Kassenzettel. Alles andere ... also, ein Anwalt bräuchte höchstens zwei Sekunden, um den Quatsch mit der italienischen Erde vom Tisch zu wischen. Klingt raffiniert, aber direkt gegenüber ist ein Gartenzentrum. Ich wette, da gibt's jede Menge toskanischen Lehm. Ihre Theorie, dass sie vielleicht Ihr Stalker war, ist ebenfalls interessant. Aber der Beleg aus dem Supermarkt? Dieser Beleg. Ich will Sie nicht anlügen: Der bereitet mir Sorgen.«

Ich erkläre ihr, dass ich viel darüber nachgedacht habe, ja, dass ich die halbe Nacht darüber gegrübelt habe. »Es gibt zwei Personen, die meine Kreditkarte genommen haben könnten. Mein Mann, aber der ist

so früh nie zu Hause. Der Gedanke, dass er am späten Nachmittag bei Tesco eingekauft hat, ist einfach absurd.« Ich lache auf. »Die andere ist unser polnisches Kindermädchen. Es wäre eine simple Erklärung. Ich sage nicht, dass sie sie umgebracht hat, nur dass sie sie gekannt haben könnte. Es würde alles zusammenpassen. Sie sagt, sie hat sie nicht gekannt, aber wenn sie lügt, würde das alles erklären. Die Kleider: Marta könnte sie ihr gegeben haben. Die Zeitungsartikel: Also, ich denke so etwas nicht gern, aber wenn Ania ihre Freundin war, wenn die beiden sich vielleicht für meinen Job interessiert haben ... wie auch immer. Oder sie haben die Artikel gesammelt, um sie jemand anders zu zeigen.«

Caroline Fletcher nickt. »Fahren Sie fort.«

»Und was die Quittung angeht: Sie könnte meine Kreditkarte genommen haben. Manchmal lasse ich sie offen irgendwo liegen. Wenn ich telefoniert habe und sie gebraucht habe ...«

»Und die PIN?«

»2503, mein Hochzeitstag.«

»Ich habe Sie nicht nach der Nummer gefragt.« Sie schlägt sich übertrieben komisch die Hände auf die Ohren. »Kann sie sie gewusst haben?«

»Kann sein, dass sie mal mitgekriegt hat, wie ich sie eingetippt habe ... bei Pizza Express oder so. Sie

war ein paarmal dabei, wenn ich sie benutzt habe. Wenn sie in Bezug auf all das lügt, dann hat sie vielleicht etwas zu verbergen.«

Caroline Fletcher hat mich aufmerksam beobachtet. Ihre Brille sitzt auf der Nasenspitze, und sie schaut darüber. Also eine Lesebrille, keine Kontaktlinsen. Jetzt schlägt sie ihr Notizbuch zu und nickt. Sie sagt, ich soll die Sache ihr überlassen und mir keine Sorgen machen. »Die oberste Priorität ist, Sie hier rauszukriegen. Sie können Sie nicht länger als sechsunddreißig Stunden festhalten, ohne Sie anzuklagen. Sie haben nur bis ein Uhr.« Sie sieht auf ihre Uhr. »Nicht mal mehr eine Stunde.«



Ich gehe also wieder hin und her, aber diesmal nicht nur im Kopf. Auf und ab in der jämmerlich kleinen Zelle – einer neuen übrigens. Auf und ab. Ich tue, als wäre ich in einem Step-Aerobic-Kurs. Ich benutze die Bank. Mir dudelt ein dämmliches Lied im Kopf herum: »Build me up, Buttercup ...« Es ist eine der Nummern, die sie während der Aerobicstunden an den Wochenenden im Harbour Club spielen. Warum, um alles in der Welt, bin ich Mitglied im Harbour Club? Die zickige Frau am Empfang, die Mütter in ihren

hautengen Lycras, die grauenhaft verzogenen Alpha-Sprösslinge im Pool und die Nikkei-Index-Väter, die einander auf den Allwetterplätzen in der Halle windelweich schlagen ... Philip wollte es unbedingt, aber warum habe ich mitgezogen?

Ich habe mich ganz von seiner Welt aufsaugen lassen.

PC Morrow schließt auf, steckt den Kopf zu der schweren Tür herein wie jemand, der nachsieht, ob das Baby wach ist. »Kommen Sie«, sagt sie.

Ich will gar nicht wissen, was los ist. Ich will nicht fragen. Die paar Minuten, die es dauert, den Flur hinunterzugehen und ein paar Stufen hinauf in den Raum, wo Caroline Fletcher und Perivale warten, kann ich so tun, als würde alles gut werden, als würde Steve mit laufendem Motor draußen auf der Straße warten und in einer Minute wäre ich fort, würde diesen Horror, diesen Albtraum hinter mir lassen und davonbrausen wie Jackie Kennedy in Dallas in ihrer Wagenkolonne. Die Alternative ist zu finster, um darüber nachzudenken.

»Ihre Tasche ... überprüfen Sie sie. Ich würde denen hier drin nicht über den Weg trauen.«

Die Tasche, die Philip mir geschenkt hat, steht auf dem Tisch. Es dauert ein paar Sekunden, bis ihre Worte zu mir durchdringen. Meine Hände zittern so

sehr, dass ich kaum den Reißverschluss aufkriege. Ich habe keine Ahnung, was darin ist. Ich bin mit den Nerven am Ende. Ich krame herum, doch es springen keine elektrischen Impulse über. Ich schiebe die Ärmel hoch, um ein Gefühl zurückzukriegen, doch mein Gehirn zündet nicht. Ich könnte mein Handy ertasten, meine Geldbörse, meinen Organizer, ein paar Tampons, es könnte aber auch eine Komresse sein, wie sie bei Wundverbänden benutzt wird.

»Alles da«, sage ich, denn es ist einfacher, als etwas anderes zu sagen.

»Gut.« Caroline Fletcher steht auf. »Perivale?« Er ist mürrisch. Fast mechanisch leiert er herunter: »Sie sind gegen Kaution entlassen, vorbehaltlich weiterer Ermittlungen. Verlassen Sie nicht die Stadt. Sie können gehen.«

Die Erleichterung ist für einen Augenblick fast genauso unerträglich wie die Furcht. Ich gebe einen Laut von mir, der irgendwo zwischen Keuchen und Schluchzen liegt.

Doch Perivale kann es einfach nicht sein lassen. Er kann es nicht auf sich beruhen lassen. Er muss das letzte Wort haben.

»Die Kratzer sind, wie ich sehe, verheilt.«

Oh, ich lerne gerade jeden Tag etwas Neues. Ich brauche den 219er. PC Morrow ist, was Busrouten angeht, eine wandelnde Enzyklopädie. Ich könnte den 319er nehmen und umsteigen oder zum Beispiel den 432b, aber der macht »tausend Umwege«. Der 219er bedeutet einen Spaziergang, aber »es ist ja ein schöner, sonniger Tag. Das macht den Kopf frei.« Caroline Fletcher hätte mich gefahren, aber ihr Auto ist in der Werkstatt, die Stoßdämpfer müssen überprüft werden. Und dann der Bus, der kostet heutzutage so viel wie eine Monatsmiete. Und sie geben nicht gern raus. Ich musste in meiner Handtasche herumkramen, während der Bus sich schlängernd in Bewegung setzte, um die richtigen Münzen zusammenzukramen. Alle anderen schienen eine Oyster-Card zu haben. In meinem neuen Leben, wenn ich ein neues Kapitel aufschlage, bekomme ich auch eine Oyster.

Wenn man aus dem Kino kommt und nicht damit rechnet, dass es draußen noch hell ist, ist es, als hätte die Welt sich einmal um sich selbst gedreht, ohne dass man es mitbekommen hat. Für diese wenigen ersten Momente, wenn man die Stufen runtergeht oder die Rolltreppe verlässt, ist der Tag

eine Überraschung – selbst wenn man ihn nur durch die Scheiben des Southside Shopping Centre betrachtet. Also, dieses ungläubige Staunen, genau so fühlt sich meine Freiheit an. Clapham Junction ist ein riesengroßes pulsierendes Knäuel an Aktivität. Die tief stehende Sonne spiegelt sich funkeln in den Schaufenstern. Markisen schaukeln lustig wie eine Wimpelkette. Büschel rosaarbener Kirschblüten hängen über Gartenmauern. Auf der anderen Seite des Common, wo das Licht schon diesiger wird, zeigen die Bäume hellgrüne Spitzen gegen den FC-Chelsea-blauen Himmel.

In den Tiefen meiner Tasche habe ich ein Haargummi von Millie gefunden und meine Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Meine Lippen sind trocken und rissig, ich lecke sie andauernd, was es nur schlimmer macht. Meine Augen, eingefallen und aufgedunsen, tun weh, wenn ich von links nach rechts schaue. Es ist viel los, unzählige Menschen mit Einkaufstüten, ein Junge in Schuluniform neben mir isst Brathähnchen aus einer Pappschachtel, aber niemand sieht mich an. Keine leichten Rippenstöße oder Blicke von der Seite. Eine Nacht in einer Polizeizelle: das Geheimnis der Anonymität. Ich sollte Kate Winslet Bescheid sagen.

Ich sehne mich danach, Millie zu sehen und mit

Philip zu reden. Ich sollte warten, bis ich zu Hause bin, aber das kann ich nicht. Angesichts der Ungeheuerlichkeit dessen, was mir gerade widerfahren ist, sind meine Sorgen um unsere Ehe wie weggefegt. Ich muss seine Stimme hören, selbst wenn ich im Augenblick nicht offen sprechen kann. Ich sitze in einem Bus! Das kann ich ihm sagen. Und sobald die Schule zu Ende ist, rufe ich Clara an. Ich krame in meiner Tasche herum. Kein Lämpchen blitzt auf; vielleicht ist der Akku leer. Ich durchsuche die Taschen, taste das Futter ab. Nacheinander nehme ich die schwereren Sachen raus, und dann habe ich Gewissheit: Das Handy ist nicht da.

Mein erster Gedanke ist, dass ich zum Polizeirevier zurückmuss – ich stehe schon halb auf, um aus dem Bus auszusteigen –, doch mein zweiter Gedanke ist, dass ich das nicht fertigbringe. Es ist genau das Gegenteil von dem, was ich tun möchte. Ich will so weit wie möglich fort von Perivale. Ich muss vom Festnetzanschluss anrufen, sobald ich zu Hause bin. Vielleicht können sie es mir mit der Post schicken.

Es hat meiner Erleichterung einen kleinen Dämpfer versetzt, aber nur kurz. Unmittelbar hinter dem Ende meiner Straße ist eine Haltestelle, dort steige ich aus. Die Magnolie in dem Garten an der Ecke scheint über Nacht erblüht zu sein, es sei denn, es ist mir

vorher nicht aufgefallen: ein Spektakel draller magentafarbener Blütenkelche, angeberische Blüten, wie es sie mitten im Sommer geben müsste, fast unanständig protzig. Ich bleibe stehen, um die Nase in eine Blüte zu stecken. Honig und Zitrone mit einem leichten Hauch von Arznei: Hustensaft! All die Jahre wohne ich schon hier und habe noch nie daran geschnuppert. Normalerweise gehe ich nicht mal hier hoch.

Dann biege ich um die Ecke. Einen Sekundenbruchteil habe ich Zeit, mich umzudrehen und wegzulaufen, doch der Bruchteil vervielfacht sich, zerburst in eine Million Zähler, eine Trillion Nenner, und dann ist es zu spät.

Eine Frau in einem beigefarbenen Trenchcoat entdeckt mich als Erste. Sie ist wohl ein Stück die Straße raufgegangen, um eine zu rauchen. Als sie auf mich zuläuft, sehe ich, dass sie die brennende Kippe in einem Bogen über den Kopf mitten auf die Straße wirft. »Gaby! Gaby! Wie war es im Gefängnis, Gaby? Gaby!«

Innerhalb von Sekunden steht sie vor mir. Ihre Haut ist gelblich grau, voller senkrechter Falten, von der Nase zu den Mundwinkeln, von den Mundwinkeln zum Kinn – wie eine Bauchrednerpuppe. Die übrige Meute folgt ihr auf dem Fuß. Kameras surren.

Jemand versucht, ein Mikrofon mit Windschutz über die Köpfe zu schieben. Es ist zu spät, um zu lächeln, mich umzuwenden und über die Schulter zu schauen. Hier herrscht der frontale, völlig übermüdete Miese-Frisur-Horror.

Noch mehr Rufe. Männerstimmen, die so tun, als würden sie mich kennen. »Gaby. Gaby. Hierher, Gaby. Irgendwelche Kommentare, Gabs?« Ich schließe die Augen. »Der Stierlauf« in Spanien, den ich vor Jahren für Panorama gefilmt habe. Das Dröhnen der Hufe – als stünde man unter einer Brücke, über die ein Zug rattert –, die Halsmuskeln der Tiere, die fliegenden Schweißtropfen. Menschen, die drängeln und schubsen. Absperrgitter.

Wenn ich mich mittendurch schiebe, gelange ich vielleicht auf den leeren Bürgersteig hinter ihnen, doch der Pulk bewegt sich mit mir, wie Ameisen, die einen Krümel transportieren. Bis auf die Frau in dem Trenchcoat sind es nur Männer in Schwarz – schwarze Jacken, schwarze Daunenjacken, eine mit Pelz verbrämte Kapuze. Ein Rattenkönig. Verknotete Schwänze. Einige versuchen, um die parkenden Autos herum an mich heranzukommen, hinter ihnen durch, über sie drüber. Ein Mikro kratzt über Metall. Eine Tasche schlägt an einen Kofferraum.

Ich sollte lächeln, ein Lächeln andeuten, wenn auch ein trauriges, gedemütigt durch meine Tortur, erleichtert, sie überstanden zu haben, doch meine Gesichtsmuskeln sind wie erstarrt. Ich versuche nur durchzukommen, um ins Haus zu gelangen. Wie weit noch? Knapp fünfzig Meter. Wenn ich das schaffe, ohne zusammenzubrechen ... Ich darf nicht einknicken oder weinen. Was ist hier vonnöten? Würde, Anmut. Schwermüttig, aber tapfer. Komm schon. Ordnung. Kontrolle. Der Lebenszyklus des Frosches. Die Ursachen des Zweiten Weltkriegs. Bis hierhin bin ich schon gekommen. Wo ist meine Würde? Wo ist meine Anmut?

In meiner Kehle bildet sich ein beträchtlicher Klumpen. Das Schlucken fällt mir schwer. Ich habe meinen Mund nicht mehr unter Kontrolle. Meine Lippen zittern und verziehen sich. Ich möchte sie anbrüllen, sie sollen mich gefälligst vorbeilassen, aber ich muss ruhig bleiben. Ich muss still bleiben.

Sie sind wie eine Mauer. Ich komme nicht hindurch. Die ganzen Gesichter direkt vor mir. Niemand ist auf meiner Seite. Panik steigt auf. Ich bin wieder in der Zelle. Nuklei. Zytoplasma. Äußere Kiemen. Lunge. Vor meinem inneren Auge blitzen Bilder auf: Millie, Philip, Clara, Robin, die Menschen, die ich liebe. Das Haus – das Tor, die Haustür – ist

nur noch wenige Meter weg. Stan, der dämlich grinst. Perivale. Ich komme nicht durch. Ich kann mich nicht rühren. Ich drehe und winde mich. Ein Schaf auf Robins Bauernhof, das ins Räudebad getunkt werden soll. Eine Hexe, die ins Hexenbad getunkt werden soll.

»Gaby, Gaby, sind Sie frei? Gaby?«

Sie steigt auf, die Kraft, von ganz tief innen drin. Sie steigt auf, verändert die Farbe, wird rot und durchströmt zuckend meine Adern. »Aus dem Weg!«, höre ich mich mit einer hässlichen Stimme schreien, die nicht die meine ist. Ich schiebe mich durch sie hindurch. Mein Fuß trifft auf ein Schienbein. »Lassen Sie mich in Ruhe, alle miteinander. Gehen Sie weg.«



Drinnen lehne ich mich an die Tür, schließe die Augen und warte. Es ist so kalt, die Kälte ist wie ein Geruch, sie lässt einen mitten in der Bewegung innehalten. Ein verlassenes Haus, unbewohnt. Wie lange war ich weg? Ein Jahr? Einen Monat? Nein, genau sechsunddreißig Stunden und die (überraschend gemächliche) Busfahrt nach Hause. Ich schlage die Augen auf, ich kann sie nicht länger

geschlossen halten. Der Lärm draußen hat sich gelegt. Ein Bild von Millie hängt schief an der Wand. Auf der untersten Treppenstufe ein schwacher Fußabdruck.

Ich finde mich in der Küche wieder – vermutlich reiner Instinkt, das Zentrum des Hauses. Der Boden hier drin ist schmuddelig, nicht richtig dreckig, aber ein wenig verschmutzt, als wäre Robin mit ihrem Hund zu Besuch gewesen. Vielleicht hat die Polizei einen Hund mitgebracht. Schachteln mit Frühstücksflocken stehen seltsam unordentlich auf der Arbeitsplatte, die Frosties-Schachtel ist oben offen. Wie von kräftigen Fingern aufgefummelt. Haben sie etwa die Frosties durchsucht? In der Hoffnung, darin in einer kleinen Plastiktüte das Tatwerkzeug zu finden, wie ein Plastikspielzeug? Vielleicht hatte auch jemand Hunger. Ich stelle mir vor, wie Perivale in die Küche huscht und sich rasch eine Handvoll nimmt.

Ich suche nach seinen Spuren. Keine schmutzigen Fingerabdrücke. Er hat sich entweder die Hände gewaschen oder Handschuhe getragen. Im Wohnzimmer sind die Sofakissen anders arrangiert – als nach oben zeigende Dreiecke und nicht als Rechtecke. Eines der silber gerahmten Fotos auf dem Klavier – eine Aufnahme von uns dreien – fehlt.

Die Tastenklappe ist zu. Ein schiefer Ton in einem Raum voller schiefer Töne.

Geh bloß nicht zu nah ans Fenster. Zu spät. Rufe. Aufruhr. Immer noch da draußen. Ein Krähenschwarm. Ein Pulk Aasgeier. Millies Kollektiva. Ich schließe mit Philips Fernbedienung die Läden. Meine Hände zittern immer noch, blaue Adern ziehen sich meine Arme hinunter. Im Spiegel über dem Kamin nehme ich eine Bewegung wahr. Mein eigenes bleiches Gesicht. Ich beiße ein ums andere Mal die Zähne zusammen. Meine Halsmuskeln treten hervor wie Seile.

Oben in Martas Zimmer steht ihr Fernseher auf dem Boden statt auf dem Regal, und die Rollos sind offen – die nackten Fenster starren mich an. Die geheimnisvollen Stapel sind verschwunden, obwohl ich bezweifle, dass die Polizei sie weggeräumt hat. Eine Tür weiter wurde Beechwood Hall, Heim von Millies Sylvanian-Tierfiguren, beiseitegeschoben, wie diese Häuser in Amerika, die manchmal im Ganzen umziehen. Sämtliche Möbel sind umgekippt. Ihr Bücherregal wurde verräumt, die Bücher von Michael Morpurgo, die Fünf Freunde, die Rainbow Magic Fairies stehen alle durcheinander. Der Kampf um die Insel, das neben ihrem Bett liegt, wurde mit solcher Kraft geschüttelt, dass die Bindung kaputtgegangen

und der hieroglyphische Umschlag der Erstausgabe zerrissen ist.

Mein Schlafzimmer – unser Schlafzimmer – wirkt auf den ersten Blick unberührt, doch in der Toilette im Bad schwimmt eine Kippe, und aus irgendeinem Grund hat Martas Zahnbürste den Weg hier hoch gefunden. Das Wasser in dem Glas auf meinem Nachttisch hat eine gesprengelte Oberfläche, wie ein altes Stück Tesafilm, eine Haut aus Fasern und Staub. Den Bettbezug mit dem eingewebten schmalen Fischgrätmuster lege ich immer so, dass die Streifen senkrecht verlaufen, doch jetzt liegen sie waagerecht, und als ich das oberste Kissen hochhebe, ist in dem unteren eine Kuhle, als hätte jemand darauf geschlafen.

Ich öffne den begehbaren Schrank. Philips Seite ist so gut wie unberührt, seine Stapel immer noch ordentlich. Doch durch meine Sachen ist jemand durchgegangen. Blusen krumpeln sich zwischen Hosen, Röcke hängen zwischen Jeans. Ein Kleid – zerknittert am Boden, zusammengedrückt wie eine Socke. Seide und Satin, Wolle, Twill und Baumwolle, sie haben alles betatscht. Selbst meine Unterwäsche. Das Fach, in dem die Slips ordentlich aufeinanderliegen sollten (ein Stapel für jeden Tag und ein Stapel für ... na ja, nie), ist jetzt ein einziges

Durcheinander. Meine Slips ein einziges munteres Chaos.

Peinlichkeit, Mitgefühl für denjenigen, der das alles durchsuchen musste, Gereiztheit. Daran arbeite ich, als ich die Treppe wieder hinuntergehe, so wie Philip, wenn Musik aus der Nachbarschaft ihn wach hält und nach einer Weile nicht der Lärm das Problem ist, sondern seine schier kriminalistische Erforschung ihrer Rücksichtslosigkeit. Wie können sie es wagen? Wer gibt ihnen das Recht? Millies Spielzeug. Ihre Bücher. Es ist widerlich. Im Garten haben sie die Christrosen zertrampelt, und zwei der frischen Tulpen liegen auf dem Rasen, abgebrochen. Wie können Sie es wagen? Wie, zum Teufel, können Sie es wagen?

Ich setze mich an den Küchentisch. Ich möchte Millie sehen. Das ist das Einzige, was zählt. Ich denke angestrengt nach. Es ist Donnerstag. Da hat sie nach der Schule Hockeytraining, aber ich würde sie gern in die Arme nehmen. Ich taste in meiner Tasche nach dem Handy, aber das habe ich natürlich nicht, und Martas Nummer ist darauf gespeichert. Panik beginnt in den Zehenspitzen und steigt auf. Wo ist Marta?

Ich lege den Kopf auf die Tischplatte, spüre das kühle Holz an der Wange. Ich bin so müde, dass ich nicht richtig denken kann. Ist das Schock?

Erschöpfung? Entsetzen darüber, wie ich mich da draußen benommen habe? Die Tulpen. Die Frosties. Meine durchwühlte Unterwäsche. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte gedacht, ich hätte alles unter Kontrolle, aber andauernd passiert irgendetwas. Die Fäden meines Lebens werden gezogen. Gliedmaßen zucken hierhin und dahin. Die Verbindungen, die Merkwürdigkeiten – vielleicht sind sie alle nebensächlich, aber verdammt seltsam sind sie trotzdem. Ich brauche Antworten, aber ich weiß nicht, wo ich danach suchen soll. Ich weiß nicht, wie ich da wieder hinausfinden soll. Ich bin machtlos, Gefangene in meinem eigenen Haus, und ich weiß nicht, was ich machen soll.

Philip. Auf dem Polizeirevier kamen mir nur die schlechten Sachen in den Sinn, doch jetzt steigen auch andere Erinnerungen auf: die ewige Warterei in der Notaufnahme, als ich mir mal die Fingerspitze abgeschnitten hatte, da hat Philip versucht, mich mit Ein-Wort-Charakterisierungen seiner Kollegen von meinen Schmerzen abzulenken. Als mein Zug einmal in Leeds liegen blieb, kam er mich holen. Bei einer Hochzeit hat er mich überredet zu tanzen, in Wales hat er mich einen Hügel hinaufgezogen. Heutzutage reden die Leute dauernd von »Alphamännchen«, aber genau so einer ist Philip. Darin habe ich mich

verliebt. Philips Stärke, seine Tüchtigkeit. Er ist ein Mann, der die Kontrolle übernimmt.

Seine Mobilnummer ist die einzige, für die ich mein Handy nicht brauche, ich kenne sie auswendig. Es dauert eine Weile, bis die Satelliten sich ausgerichtet haben und die Verbindung steht, doch als ich schließlich den langen, tiefen Wählton aus dem Ausland höre, weine ich schon im Voraus vor Erleichterung.

Es geht niemand ran.

Der Zeitunterschied. In Singapur ist es acht Stunden früher, nach Mitternacht. Er ist gestern den ganzen Tag gereist, ist spät in der Nacht angekommen, als dort Morgen war, und sofort in die Meetings gesaust. Wahrscheinlich ist er vor mindestens zwei Stunden völlig erschöpft zu Bett gegangen. Ich hinterlasse auf seiner Voicemail eine kurze Nachricht und bitte ihn, mich zurückzurufen. Das reicht. Es wäre egoistisch, es weiter zu versuchen, das Hotel anzurufen ... Wenn ich mein Handy hätte, könnte ich ihm eine SMS schicken, aber das habe ich nicht. Ich rede morgen mit ihm. Er braucht seinen Schlaf.

Nach diesem Entschluss, der Freundlichkeit, die darin liegt, geht es mir schon ein wenig besser. Wenigstens bin ich zu Hause. Ich setze mich auf. Ich

denke an Dinge, die ich in der Vergangenheit bewältigt habe. Allein stehe ich das hier womöglich nicht durch, aber ich kann einen Anfang machen. Ich kann mich organisieren. Ein Schritt nach dem anderen.

Philip wird sagen, ich sei tapfer gewesen. Und selbst in meiner Phantasie fühlt sich das an wie Liebe.



Mit ganz praktischen Dingen fange ich an. Ich weiß, wann ich mein Handy ausgehändigt habe: im Auto auf dem Weg zum Polizeirevier. Ich habe es de Felice gegeben. Wahrscheinlich steckt es noch in seiner Tasche. Alles, was ich brauche, ist die Nummer des Telefons am Empfangstresen, wo PC Morrow gehockt hat – ich habe Philip und Marta von dort angerufen –, doch es stellt sich heraus, dass diese Nummer nicht zu kriegen ist, die ist geheim, die drückt jemand ganz fest an seine Brust. Ich wähle eine dreistellige Nummer und werde mit der Zentrale verbunden, wo mein Anruf aufgezeichnet wird und ein hilfsbereiter Mensch mir versichert, er werde mich verbinden. Doch ich werde nur zu einer automatischen Ansage durchgestellt, und bevor ich

verrückt werde, lege ich auf.

Caroline Fletcher ist schon nach Hause gegangen.

Um Terri zu erwischen, wähle ich die Hauptnummer des Studios, wo ich eine weit größere Auswahl habe, als ich für möglich gehalten hätte, und noch sehr viele Tasten drücken muss. Dann spreche ich mit dem Empfang unten – wo ich meinen Namen buchstabieren muss (die Dame kann nur neu sein) –, und dann spreche ich kurz mit Hal, dem Aufnahmeleiter, und danach muss ich quälend lange warten.

»Gott sei Dank«, sage ich, als ich Terris Stimme höre. »Ich bin's.«

»Gaby!«

Ich richte mich kerzengerade auf. Ich sehe mein Spiegelbild im Fenster, die Form meines Gesichts, wenn auch nicht meine Züge. Das Herz dröhnt mir in den Ohren. »Es tut mir schrecklich leid, Terri. Ich hätte dich in den letzten zwei Tagen niemals so im Stich gelassen, wenn ich noch die geringste Kontrolle über die Sache hätte.«

»Du bist überall im Internet!«

»Sie haben dich doch angerufen, um dir Bescheid zu sagen, oder? PC Morrow hat es mir versprochen. War es okay? Es tut mir schrecklich leid, dass ich dich da mit reingezogen habe. Es sind seltsame Dinge vor

sich gegangen, aber jetzt ist es so gut wie geklärt.  
Vermutlich sollte ich mit Alison von der PR-Abteilung sprechen. Sie dreht bestimmt durch.«

»Ich weiß, dass sie sehr viele Anfragen bekommt.  
Die Polizei hat gestern angerufen, um uns zu informieren ... Aber, ja. Nein. Uns geht's gut.«

»Gut. Das freut mich. Musste Stan es allein machen?« (Bitte, lass es ihn allein gemacht haben.)

»Also. In Wirklichkeit ...«

»Hat India es versucht?« Es ist leichter, wenn ich es selbst ausspreche.

»Es hat einige Überredung erfordert, aber am Ende haben wir sie aufs Sofa gekriegt.«

»Das ist gut«, sage ich und denke: Mist. »War sie gut?«

»Sie hat sich ganz gut geschlagen ... Aber wie geht es dir? Was ist los?«

Sie hat sich ganz gut geschlagen ... Was heißt das?  
Das muss ich später sezieren. »Es war schon ein bisschen grauenvoll«, sage ich, »aber man tut, was man tun muss. Wenn es überall im Internet ist ... das erklärt wohl das Empfangskomitee von Reportern vor meinem Haus.«

»Dann bist du immerhin zu Hause. Das ist gut.«

Ich lächle immer noch; meine Gesichtsmuskeln schmerzen schon vor Anstrengung, aber das

Gespräch kommt mir recht gezwungen vor. Sie klingt fast, als wäre ich im Krankenhaus gewesen oder in der Klapse.

»Ich finde die ganze Sache recht irritierend«, sage ich. »Ein Sturm im Wasserglas. Ich weiß nicht, was die Polizei sich dabei gedacht hat, mich festzunehmen, aber ich habe versucht, ihnen so behilflich zu sein wie möglich, und was der armen Frau zugestoßen ist, ist einfach schrecklich, aber es gibt doch eine Grenze dafür, wie weit sie mich da reinziehen können: Ich habe ein Leben, einen Job. Andere Menschen – du zum Beispiel! – verlassen sich auf mich, also ...«

»Gaby ...«

»Na, wie auch immer, ich kann morgen wieder zur Arbeit kommen. Wenn das okay ist. Also, na ja, lass India behutsam ... sag Steve, er soll morgen um die gewohnte Zeit hier sein.« Ich drücke, ohne groß nachzudenken, den Daumen.

»Gaby ...« Sie unterbricht sich. »Ist das auch bestimmt nicht zu früh?«

»Arbeit ist genau das, was ich brauche! Ich weiß, dass ich in letzter Zeit ein wenig abgelenkt war.« Meine Stimme bricht, und ich räuspere mich und setze neu an. »Ist für die morgige Sendung schon etwas Gutes geplant?«

»Mach erst einmal ein oder zwei Tage frei. Das nimmt dir keiner übel.«

»Ich bin bereit. Du kennst mich, Terri, ich bin ein alter Profi.« Ich schließe die Augen. »Bitte.«

»Schauen wir mal, wie die Lage morgen früh aussieht. Ruf mich gleich als Erstes an.«

»Okay.« Ich drücke den Handballen an die Stirn.

»Kein Ding!«

Sie legt auf, bevor ich sie bitten kann, mich zur PR-Abteilung durchzustellen. Das war ein seltsames Gespräch, aber vielleicht war das auch nicht anders zu erwarten. Ich mache mir morgen Gedanken darum und kümmere mich um Terri und Alison, wenn ich dort bin.

Danach habe ich den überwältigenden Wunsch, eine freundliche Stimme zu hören. Ich wünschte, ich wüsste Claras Handynummer auswendig oder hätte sie irgendwo aufgeschrieben. Schrecklich, so von der Technik abhängig zu sein. Philip spricht dauernd von Datensicherung. Er hat recht. Ich versuche es bei ihr zu Hause, doch da geht niemand ran. Sie schaut sich vielleicht ein Fußballspiel der Jungen an oder hat eine Konferenz nach der Schule oder ... sie kann überall sein. Ich könnte ein paar andere Freundinnen anrufen – Justice und Anna –, aber ich habe sie so lange nicht gesehen, dass ich sie in so einer Situation

nicht einfach aus heiterem Himmel anrufen kann. In so einem Augenblick fehlt mir die Familie. Hätte ich doch eine Schwester oder einen Bruder. Philips Eltern würden helfen, sie würden sofort herkommen, aber sie sind unerreichbar, irgendwo unterwegs auf ihrer Kreuzfahrt in der Alten Welt. Robin kann ich nicht anrufen. Sie hat ein Neugeborenes. Sie hat genug um die Ohren. Und Jude? Also, dazu kenne ich sie einfach nicht gut genug.

Ich schaue auf meine Uhr. Es ist halb sechs, und Marta ist nicht hier und Millie auch nicht, und ich habe keinen blassen Schimmer, wo sie sind. Ich bin allein. Ich kann das Haus nicht verlassen. Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen, und ich habe kein Handy. Mein ganzes Elend kondensiert zu dieser einen Tatsache. »Ich habe kein Handy«, jaule ich, so wie Andromache in der Produktion der Troerinnen, die wir im National Theatre gesehen haben, voller Qualen heulte, als ihr kleiner Sohn ihr aus den Armen gerissen wird, um von den mordenden athenischen Streitkräften niedergemetzelt zu werden. »Kein Handy«, schluchze ich wieder. Ich weiß, dass das lächerlich ist, aber wenigstens bin ich allein. Ich lege das Gesicht in die Hände und spüre, wie die Tränen nass durch meine Finger rinnen. Zum ersten Mal, seit

die ganze Sache angefangen hat, weine ich.

Im Augenwinkel nehme ich eine Bewegung wahr.  
Ich schaue auf. In der Küchentür steht Marta.

»Ich habe mein Handy verloren«, sage ich kläglich.

»Ja«, sagt sie, »ich habe Sie gehört.«

»Philip ist nicht hier.« Ich schluchze immer noch, ich kann gar nicht mehr aufhören. »Und ich hab nicht gewusst, wo Millie ist.« Die Schluchzer kommen heraus wie Hickser. »Oder Sie.«

Sie sieht mich neugierig an. »Millie ist bei ihrer Freundin vom Hockey. Izzie Matthews.«

Ich habe kein Taschentuch, aber ich schnäuze mir die Nase zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ist das nicht die, die sie nicht leiden kann?«

»Heute nicht«, antwortet Marta ausdruckslos. Ich bin mir nicht sicher, ob sie es als Witz gemeint hat, aber ich lache trotzdem unter Tränen.

Ich schnappe mir eine Küchenrolle, um mir die Nase zu putzen, und versuche mich zusammenzureißen. »Müssen wir sie abholen?«

Das »wir« ist rein rhetorisch. Ich könnte das Haus unmöglich verlassen, um mir prügelnd einen Weg durch diese Männer zu bahnen, und wenn am anderen Ende der Preis für das Interview des Jahres der Royal Television Society auf mich warten würde.

»Ihre Mutter, Mrs Matthews, sagt, sie könnte auch

dort schlafen. Normalerweise darf Izzy während der Woche keinen Übernachtungsbesuch haben, aber sie versteht, dass die Umstände schwierig sind. Und morgen beginnen die Osterferien.«

»Ostern!« Das hatte ich völlig vergessen. Der Gedanke hatte sich verflüchtigt, war davongeflattert wie ein von einem Hund aufgescheuchter Vogel.

»Also ...«, sagt Marta. Sie schaut über ihre Schulter.

Möchte sie flüchten, bevor ich sie in ein Gespräch über die Bars in der Nähe verwickle? Nein. Sie geht behutsam durch die Küche, als könnte der Schmutz auf den Fliesen voller Keime sein. Sie trägt eine blaue Bluse mit Paisleymuster, ziemlich durchlässig, und eine Jeans, die mich an meine erinnert. Als sie näher kommt, rieche ich wieder Feige. Ist das mein Parfüm oder nur ein sehr ähnliches? Sie setzt sich und erklärt mir in ihrem gebrochenen Englisch, was alles passiert ist, während ich in Haft war. Ich habe ihr einmal gesagt, dass ich gern auf dem Laufenden gehalten würde über Millies »tägliche Aktivitäten«, und ihre Erzählung ist von einer pflichtbewussten Genauigkeit. Die Polizei hat das Haus durchsucht, aber da war Millie noch in der Schule, also hat sie es nicht mitbekommen, doch heute Morgen haben die Ersten schon zeitig an die Tür geklopft, und sobald sie Millie

zur Schule gebracht hatte – früh, weil sie zum Laufklub musste –, hat Marta die Liste der Eltern rausgekramt und Mrs Matthews angerufen, die meinte, sie werde sich sehr gern um Millie kümmern. »Ich hoffe, das war okay«, fügt sie hinzu. »Ich habe ihre Zahnbürste mit zum Hockeytraining genommen und ihr ihre Tasche gegeben. Es schien mir das Beste zu sein, da ich ja hier«, es ist fast ein Lächeln, ich sollte es einfangen und in einen Käfig stecken, »die Stellung halten musste.«

Einen Augenblick lang sage ich nichts. Ich vermisste Millie. Ich sehne mich nach ihr. Ich hätte sie gern bei mir. Aber vielleicht ist es eine gute Idee, dass sie bei ihrer Freundin übernachtet. Es gibt mir Zeit, mich zusammenzureißen. Ich kann mir die kostbare »Elternliste« holen und Mrs Matthews anrufen, um mich bei ihr zu bedanken und mit Millie zu sprechen und ihr Gute Nacht zu sagen. Inzwischen kann ich das Beste hieraus machen, einem ungestörten Augenblick mit Marta.

»Vielen Dank«, sage ich und füge dann hinzu:  
»Und geht es Ihnen gut?«

»Ja.«

»Es war sicher schrecklich im Haus nach allem, und es würde mir auch nichts ausmachen, aber haben Sie vielleicht in meinem Bett geschlafen?«

»Nein.«

»Oh. Aber ... Ach, egal.«

»Ich habe mit der Polizei gesprochen«, sagt sie.

»Sie sind hergekommen und haben Fragen gestellt.«

»Was wollten sie?«, frage ich.

»Sie hatten viele Fragen. Sie wollten alles über Sie wissen ...«

»Über mich?«

»Die Nacht, als die Frau ermordet wurde. Sie wollten wissen, ob Sie da das Haus verlassen haben.«

»Was haben Sie gesagt? Haben Sie ihnen gesagt, dass ich hier war?«

»Ich weiß nicht. Ich sagte, ich glaube, Sie waren hier.«

»Okay. Haben sie Sie auch nach Ania Dudek gefragt?«

»Ja.« Ungehalten zieht sie an ihrem Kragen, als hätte er sich im Nacken verdreht. »Genau wie Sie. Die haben immer und immer wieder gefragt.« Sie runzelt die Stirn. »Wissen Sie, warum?«

»Ich glaube, die denken, dass Sie sie gekannt haben, weil sich in diesem Mordfall ein paar Merkwürdigkeiten ergeben haben ... Deswegen wollten sie mich auch sprechen. Wenn eine von uns je in ihrer Wohnung war oder ihr Sachen zum

Anziehen gegeben hätte oder mit ihr eine Pizza gegessen hätte, wäre alles geklärt.«

Martas Blick huscht fort.

»Sie war also nicht Ihre Freundin?«

Sie schüttelt den Kopf und kaut an der Nagelhaut eines Fingers.

»Sind Sie sich da ganz sicher? Sie hatten nie Kontakt mit ihr? Ich dachte, Sie wären womöglich Freundinnen gewesen und hätten sich gestritten.«

»Vielleicht ist sie in meine Kirche gegangen ... Ich weiß nicht.«

»Die in der Balham High Road. Nicht weit von Tesco?«

Sie zuckt die Achseln. »Viele, viele Polen gehen in meine Kirche.« Sie sagt es mit einer gewissen Verachtung, als wäre sie selbst keine Polin.

»Vielleicht bin ich ihr ein- oder zweimal begegnet. Ich weiß nicht.«

»Haben Sie das der Polizei erzählt?«

Sie nickt wieder. Einen Augenblick lang habe ich das Gefühl, sie will noch etwas hinzufügen, doch sie scheint es sich anders zu überlegen. Sie sieht mich an, fast als würde sie warten.

Ich beschließe, das Risiko einzugehen. »Haben Sie sich je meine Kreditkarte ausgeborgt, Marta? Es würde mir nichts ausmachen. Ich möchte es nur

wissen, denn es würde vieles erklären.«

»Ich benutze keine Kreditkarte. Ich besitze keine.«

»Auch nicht die aus meiner Geldbörse? Vielleicht habe ich sie auch auf der Ablage bei der Haustür liegen lassen? Ich weiß, dass ich manchmal vergesse, sie wieder einzustecken.«

»Nein.« Sie senkt den Blick und konzentriert sich auf ein paar Krümel auf dem Tisch, schiebt sie in einer Ecke zusammen und fegt sie in ihre Hand.

Ich seufze tief, schürze dabei die Lippen und spüre den Lufthauch an den Händen. »Es tut mir leid. Ich versuche nur, dem Ganzen auf den Grund zu kommen, Antworten zu finden. Sehen Sie, jemand hat meine Kreditkarte benutzt, und wenn Sie es waren ... also, das wäre nicht schlimm. Ich wäre erleichtert.«

Plötzlich schrecke ich auf, denn sie lässt eine wahre Tirade vom Stapel. Sie schert sich nicht mehr um die Krümel, sondern redet wie ein Wasserfall: über Identitätsbetrug und über eine Freundin aus ihrem Sprachkurs, die in Colliers Wood lebt, und dass in einem Laden jemand einen Abdruck von der Kreditkarte dieser Person in Colliers Wood gemacht hat und damit Rechnungen bezahlt, Flüge nach Lagos gebucht und – sie spricht mit wachsendem

Schock und Empörung – bei B & Q einen »sehr, sehr teuren« Kärcher-Hochdruckreiniger gekauft hat.

»Himmek«, sage ich. »Könnte durchaus möglich sein.« Und es stimmt. Es wäre durchaus möglich. Ich bin nur abgelenkt durch ihre kleine Rede. Ihr Englisch ist besser, als ich dachte. Es ist kein bisschen gebrochen. Es ist fest zusammengeklebt, wie eine schlecht geflickte Vase; man kann die Klebstofftropfen an den Rissen erkennen.

»Ja.« Sie steht auf und wirft die Krümel aus der Hand in den Mülleimer. Dann öffnet sie den hohen Schrank, um den Wischer herauszuholen, füllt einen Eimer und macht sich daran, in langen, regelmäßigen Wischbewegungen den Boden zu putzen. »Also, passen Sie gut auf«, sagt sie.

Ich hebe die Füße, als sie mit dem Wischer näher kommt. »Huch«, sage ich, als nass schimmernde Streifen meinen Stuhl zur Gänze einkreisen. »Jetzt haben Sie mich in der Falle.«

Sie lächelt nicht. Ich beobachte sie und ziehe die Mundwinkel weiterhin hoch, obwohl es anstrengend ist und wehtut, um zu zeigen, dass ich nur Spaß mache, doch ihre Miene bleibt verschlossen. Ihr Gesicht ist bewusst ausdruckslos und von einer leichten Röte überzogen, wie bei jemandem, der weiß, dass er beobachtet wird. Ich frage mich

wieder, ob sie lügt, ob sie etwas zu verbergen hat oder ob es nur der kulturelle Unterschied zwischen uns ist, der es mir so erscheinen lässt. Nicht jeder lächelt im Umgang mit anderen die meiste Zeit, nicht jeder überlässt seinem Gesicht die halbe Arbeit. Schuldgefühle und Zweifel überkommen mich. Eine Lügnerin? Eine Diebin? Eine plausible Verdächtige? Ehrlich? Als es kürzlich im dichten Verkehr auf der South Circular Road nur mühsam voranging, schimpfte Steve über einen deutschen Fußballspieler: »Zu systematisch, zu effizient, nicht wie wir, kein Herz.« Ich erwiderte nur: »Sie kennen mich, Steve, Fußball ist mein Ding«, aber jetzt denke ich darüber nach. Ist das hier wirklich so anders? Die bösen Vorahnungen, die mich beschleichen, beruhen die auf Einsicht oder auf Fremdenfeindlichkeit?



Bevor wir zu Bett gehen, putzen wir das Haus. Verbündete, die sich nicht recht wohl miteinander fühlen. Marta saugt die Treppe, und ich gehe durch sämtliche Zimmer und räume alles wieder an Ort und Stelle. Wir reden nicht viel – hier und da mal ein Wort: »Können Sie mir das Putzmittel reichen?« Eine gemeinsame Aktivität. Davon reden

Erziehungsberater doch unablässig. Die Supernanny Jo Frost auf dem Sofa, wunderbar unempfänglich für Stans Charme. Marta schließt sämtliche Läden, sperrt Blicke und Kameraobjektive aus. Sie überprüft auch den Keller, wovor ich mich gedrückt habe, weil das Licht kaputt ist. Daran sind die ganzen Samstagabendthriller aus den Siebzigerjahren Schuld – geh nicht in den Keller. Ein Keller bleibt ein Keller, auch wenn er zu Wohnräumen umgebaut und mit Hightech-Fitnessgeräten ausgestattet wurde.

Marta ziert sich nicht. Mit schweren Schritten stapft sie die Treppe hinunter. Ich höre, wie sie in Philips Büro herumgeht – leise Geräusche, das Zischen des Möbelsprays, das Platschen des Wischers.

Während sie unten ist, rufe ich Mrs Matthews an, Izzies Mutter, die es fertigbringt, Besorgnis über meine Situation zum Ausdruck zu bringen, ohne ihre Fassungslosigkeit darüber, dass sie in die Sache mit hineingezogen wurde, ganz zu verbergen, aber ich bin ihr viel zu dankbar, um mich daran zu stören. Sie ruft Millie ans Telefon, und allein ihre Schritte zu hören, ihre Atemzüge, bevor sie etwas sagt, bringen mein Herz zum Singen. Sie ist ganz sie selbst, als wäre der gestrige Morgen nie passiert – mitteilsam, munter, fröhlich. Beim Rechtschreibtest hat sie

einundzwanzig von fünfzig Punkten bekommen, aber »das ist gut, Mum, Sophia hat fünfzehn!«. Izzie hat ein Bett auf Stelzen. »Aber nicht mit einem anderen Bett drunter, mit einem Schreibtisch!«

Sie fragt, ob ihr Dad schon zurück ist, und als ich sage: »Nein, Schatz, noch nicht«, erwidert sie mit goldiger Nachsicht: »Fleißiger alter Dad.«

Ich sage ihr, dass ich sie lieb habe, und sie gibt etwas von sich, was halb nach »Tz, tz« klingt und halb nach einem Stöhnen. Selbst ihre Verächtlichkeit ist tröstlich, Balsam für die Seele.

Ich beziehe mein Bett frisch. Die Laken sind kühl und glatt und duften nach Wäsche, doch ich vermisste die alten. Ich finde ein Hemd von Philip im Schrank und wickele es um mein Kissen. Ich atme seinen Duft ein. Ich weiß, dass ich das nicht tun sollte.

Er wird bald wach sein – dreiundzwanzig Uhr unserer Zeit ist dort früher Morgen –, und sobald er wach ist, wird er mich anrufen.

Ich gehe zu Bett und warte.

# **Freitag**

In der Nacht regnet es. Ich bekomme mit, dass er gegen das Fenster schlägt, dass die Tropfen Muster bilden, die den Schornstein hinunter auf die falschen Kohlen im offenen Kamin im Schlafzimmer jagen. Das Fenster ist einen Spalt geöffnet, und ein Wind fegt herein, streicht über die Bettdecke und kriecht mir über die Haut. Wenn ich die Augen schließe, habe ich sofort Ania Dudeks Gesicht vor mir – die milchige Membran über den Pupillen, ihre herausgequollene Zunge, die Rillen und blassbläulichen Schnitte am Hals. Im Halbschlaf klammern sich ihre Hände an mich. Ich ertappe mich dabei, dass ich mich kratze, als juckte unter meiner Haut etwas – Krabbeltiere, ein Haufen Spinnen.

Ich lasse die Fensterläden zu und ziehe mich in dem Licht, das an den Rändern eindringt, an, ein schimmerndes Rechteck. In der Küche frühstücke ich – eine Schale Müsli –, stehe auf, schaue raus. Philip hat nicht angerufen. Vielleicht hat er meine Nachricht erst nach dem Frühstück abgehört und wollte mich nicht wecken. Er ruft sicher bald an. Ich weiß es.

Die Weißbuchen und die höheren Bäume in den

Gärten, die unserem gegenüberliegen, blockieren die Erdgeschossfenster der Häuser dahinter, doch vom ersten Stock kann man in meine Küche sehen. Einmal habe ich einen Mann am oberen Fenster gesehen, halb nackt, keine Einzelheiten, nur verschwommene Haut, monochrom, hell vor dunklem Hintergrund. Unsere Küchenwand ist ganz aus Glas. Was hat der Architekt noch gesagt? »Den Garten in die Küche einladen.« Also, der Garten kann mich mal. Ich brauche Rollos.

Ich bin zu früh für Steve, und so setze ich mich auf die unterste Treppenstufe und warte angespannt auf das Klappern des Tors, auf seine Schritte. Die Zeitungen sind auf der Fußmatte gelandet, halb zusammengerollt, halb geöffnet, wie gerollter Blätterteig, der auftaut, und starren mich vorwurfsvoll an. Ich wünschte, ich könnte sie ganz tief in den Mülleimer stopfen oder sie verstecken, wie Millie es mit dem Struwwelpeter gemacht hat, dieser grauenvollen Sammlung abschreckender Beispiele, die ich einmal hinter der Badewanne gefunden habe. Doch ich muss sie lesen. Das aktuelle Zeitgeschehen, oder der Ballast und das Treibgut, die ihm folgen, sind mein Job. Ich werde sie im Auto überfliegen, mit Steve als moralischer Unterstützung. Ich werde sie und die

abschreckenden Beispiele, die sie enthalten – »Die grässliche Frau, die eine Leiche fand« –, dem geschäftigen Tag einverleiben.

Arbeit. Die Arbeit wird mir guttun. Auf der Arbeit werde ich mich besser fühlen. Aber Steve ist zu spät dran, jede zusätzliche Minute eine Qual. Fünf Minuten zu spät ... zehn ... fünfzehn ... Wo bleibt er bloß? Dann eine leichte Irritation, ein Gedanke, der aufblüht wie ein blauer Fleck. Terri hat gesagt, ich soll sie anrufen.

Sie hat mir am Vortag ihre Handynummer gegeben, und ich wähle sie von unserem Festnetzanschluss. Sie ist beim ersten Läuten dran. »Terri«, sage ich schnell, »ich ruf nur an, um zu sagen, dass es mir gut geht. Ich bin gleich bei euch. Warte nur darauf, dass Steve vorfährt.«

»Gaby«, sagt sie in einem Tonfall, der mir gar nicht gefällt, zu freundlich, zu überrascht, »Gaby, ehrlich, wie ich in meiner SMS geschrieben habe, nimm dir heute frei. Nimm dir ein paar Tage frei.«

»Nicht nötig. Wenn ich ganz ehrlich bin, ich muss zurückkommen. Ich bin bereit. Oh, und schick keine SMS mehr, ich habe mein Handy verloren.«

Ihre Stimme wird leiser, als wäre das Telefon runtergerutscht oder sie hätte sich abgewandt. »Ich finde, du solltest ein paar Tage zu Hause bleiben.«

»Ehrlich, mir geht's total gut. Ich habe die Zeitungen noch nicht gelesen, aber das mache ich im Auto. Ich sprudle über vor Ideen, das verspreche ich dir.«

»Und was ist mit der Polizei?«

»Ich bin auf Kaution draußen!«

Sie antwortet nicht. Klappern im Hintergrund, Kameras, die hin und her geschoben, Türen, die geschlossen werden. Ein langes, unbehagliches Schweigen, in dem meine Hand sich so fest um das Treppengeländer klammert, dass ich es knarren höre und spüre, wie sich der Pfosten darunter bewegt. Ich denke an India mit ihrem strahlenden, weißen Lächeln. Etwas in mir bricht auf. Schließlich sagt Terri: »Es tut mir leid, Gaby. Die Oberbosse finden es nicht gut, wenn du herkommst, nicht nur im Augenblick, nicht, solange die Ermittlungen in diesem Mordfall noch laufen.«

Mein Mund ist trocken. »Wenn ihr wollt, dass ich die Story bin«, bringe ich heraus – »Die dumme Frau, die dachte, sie wäre in Sicherheit« –, »dann bin ich die Story.«

»Gaby, ich ...« Sie bringt es nicht über die Lippen. Es ist ihr zu peinlich. Das Schweigen zwischen uns dehnt sich aus. Ich stelle mir vor, wie sie an einem Tisch hockt und aus dem Fenster auf die geriffelte

Wasseroberfläche der Themse blickt.

Ich denke an den Augenblick vor diesem Anruf. Wie konnte ich mir einbilden, ich könnte zur Arbeit zurückkehren, ich könnte weitermachen, als wäre alles ganz normal? »Es spielt keine Rolle, dass ich unschuldig bin. Es ist die falsche Art von Publicity. Die Sendung geht vor«, sage ich. Feststellungen, keine Fragen.

Die Erleichterung ist ihr deutlich anzuhören. »Ruh dich ein paar Tage aus, kläre die Sache mit der Polizei, sprich mit Alison Brett, mach Schadensbegrenzung. Ich halte dich auf dem Laufenden.«



»TV-Gaby verliert die Nerven«, »Gaby Mortimer in polizeiliche Ermittlungen verwickelt«, »Mornin' All: Moderatorin in U-Haft«. Am schlimmsten: »Gaby schlägt um sich«. Auf dem Foto habe ich die Zähne entblößt wie ein Kampfhund, wie so ein Rottweiler, der Kinder zerfleischt. Eine Nahaufnahme zeigt das Schienbein, mit dem mein »brutaler Fuß« in Kontakt gekommen ist: ein blauer Fleck, groß wie eine Zwetschge, und eine hässliche Beule. Der fragliche Reporter »hat sich in ärztliche Behandlung

begeben«. Gütiger Himmel.

Ich gehe wieder ins Bett. Ich weiß nicht, was ich sonst machen soll. Mein Leben, das mir so solide, so undurchdringlich erschien, zerrinnt mir zwischen den Fingern. Ich habe ein Gefühl, als würde ich fallen, ohne dass ich mich irgendwo festhalten kann. Diese Mordermittlungen haben alles in Mitleidenschaft gezogen. Sie haben mich nackt ausgezogen. Wer bin ich? Wer sind meine Freunde? Ich dachte, ich wäre ein netter, freundlicher Mensch, eine Frau, die von anderen gemocht wird. Darin habe ich mich sicher gefühlt. Und es ist mir wichtig. Das merke ich jetzt. Mir liegt etwas daran, was die Leute denken. Ehrlich. Ich bin großzügig zu den Menschen, mit denen ich es zu tun habe, den Leuten am Empfang, den Regieassistenten und den Stylisten. Bei Stan beiße ich mir auf die Lippen. Er kann mir nicht das Wasser reichen; in hundert Jahren nicht. Ich bin verdammt charmant. Die Mühe, die ich mir gegeben habe, um mein sicheres Auftreten zu bewahren, meine fröhliche, unerschütterliche Ruhe, das Lächeln für die Fotografen, meine Höflichkeit – und doch haben ein paar schrille Sekunden draußen vor dem Haus genügt, um eine Persönlichkeit, eine Fassade, zu zerstören. Ich werde nie wieder »die nette Gaby Mortimer« sein. Selbst wenn sie die arme Ania Dudek

längst vergessen haben, wenn sie dem kollektiven Gedächtnis längst entfallen ist, werde ich die Fernsehmoderatorin sein, die einen Fotografen getreten hat, die ihm diesen blauen Fleck verpasst hat.

Ich versuche zu schlafen. Vergeblich.

Um zehn Uhr rufe ich Alison Brett in der PR-Abteilung an. Ihre Sekretärin geht ran und sagt, sie sei in einer Besprechung.

Ich drehe mich im Bett um, liege auf meinen Händen, vergrabe das Gesicht in Philips Hemd. In Singapur ist es sechs Uhr am Nachmittag, das Ende des Arbeitstages. Philip hat meine Nachricht vor mindestens acht Stunden erhalten. Warum hat er nicht angerufen? Ich weiß, dass ich nicht gesagt habe, was passiert ist, aber das hat er doch sicher von jemand anderem gehört – eine SMS von einem Freund, ein kurzer Bericht auf Sky News? Bestimmt. Und dann ruft er nicht an? Klar, er könnte noch Meetings haben, absorbiert von einer Welt der Zahlen, abgeschnitten vom Klatsch der Daily Mail, und mich später anrufen wollen. Ich hätte meine Nachricht nicht so cool formulieren sollen, doch so mag er mich: cool, selbstsicher, erfolgreich. Seine berühmte Frau. Wäre es so falsch, das zu durchbrechen?

Ich denke darüber nach, wie die Dinge zwischen uns stehen – die Distanz, die abgerissene Verbindung, die dunkle Kluft mit den schartigen Rändern. Ich krame in meinen Erinnerungen – der Tag, an dem er mich nach der Arbeit überraschen kam. Ich sah ihn in seinem Businessanzug am Empfang stehen, bevor er mich sah, leicht vorgebeugt, ein Fisch auf dem Trockenen, einen Anflug von Verwirrung im Gesicht. Oder als ihn einmal ein anderer Radfahrer am Waterloo-Bahnhof vom Fahrrad gestoßen hat. Da kam er nach Hause gehumpelt, stand in der Tür, rief nach mir, den Ellbogen seltsam verdreht, mit blutendem Knie. Mein Herz schmerzt. Die Distanz zwischen uns kommt mir gar nicht so groß vor.

Ich greife nach dem Telefon, bevor ich es mir anders überlegen kann. Doch er geht nicht ran. Ich sollte auflegen, doch das tue ich nicht, und ich tue alles, was ich mir eigentlich verboten habe. Ich hinterlasse eine verworrene Nachricht und flehe ihn mit tränenerstickter Stimme voller Bedürftigkeit und Panik und Selbstmitleid (lauter Dinge, die er nicht ausstehen kann) an, mich anzurufen.

Erst als ich aufgelegt habe, begreife ich zu spät, dass es bei den traulichen Erinnerungen, die mir Mut gegeben haben, um seine Verletzlichkeit ging, nicht

um meine.



Clara ruft an.

Ich könnte Schiffbruch erlitten haben und auf einem Floß im Ozean hüpfen, die Haut voller Blasen, eine Möwe zum Mittagessen, Clara würde mich trotzdem finden.

»Gaby.« Mehr muss sie gar nicht sagen. Ihr Tonfall verrät mir, dass sie die Zeitungen gesehen hat, dass sie weiß, dass es mir nicht gut geht, dass sie hier ist, meine Freundin, um mir beizustehen.

»Hallo.« Meine Stimme klingt kratzig vom wenig reden.

»Ich habe dir gestern eine SMS geschrieben. Ken, der Physiklehrer, hat mir erzählt, du wärst nicht in Mornin' All gewesen, und ich dachte, du wärst krank, aber als du nicht geantwortet hast, habe ich gedacht, Philip und du wärt vielleicht verreist oder ... Ich war im Unterricht. Ich hatte ja keine Ahnung, Gaby, bis ich eben gerade im Lehrerzimmer die Zeitungen aufgeschlagen habe.«

»Ich hab mein Handy verloren ...«, jammere ich.

»Ich hab dich zu Hause angerufen ...«

»Es tut mir leid, Gaby. Wir waren mit den Kindern

im Kino. Wenn ich gewusst hätte ...«

»Ist nicht schlimm.«

»Doch. Ich mag mir gar nicht ausmalen, was du durchgemacht hast. Geht es dir gut?«

»Mir geht's gut.« Es kommt hoch und künstlich raus.

»Was machst du?«

»Ich räume auf.«

»Ehrlich?«

Ich schlucke schwer. »Räume bloß die Geschirrspülmaschine aus.«

»Okay, gut. Hausarbeit ist eine viel bessere Ablenkung als gemeinhin angenommen. Neulich hat die Katze ein Wollknäuel um ein Stuhlbein gewickelt ...« Sie plappert noch ein Weilchen über die Freuden, Wolle zu entwirren, und dass es zwei Stunden gedauert hat und dass es die »glücklichsten zwei Stunden« ihres ganzen Erwerbslebens waren. Sie gibt mir Zeit. Sie kennt mich einfach sehr gut. Wenn ich, als wir klein waren, manchmal einfach bei ihr zu Hause auftauchte, wusste sie immer instinkтив, wann ich reden musste und wann Ablenkung angesagt war.

Ich lege die Hand über die Sprechmuschel und putze mir die Nase mit einem Papiertaschentuch, das sich unter meinem Kissen verkrochen hat.

»Ken sagt, dein Ersatz, die junge Frau, die sonst die Beiträge auf Twitter macht, ist nicht halb so gut.«

Ich räuspere mich. »Ehrlich?«

»Kein Vergleich.«

»Ist er ein Fan?«, frage ich, ein leiser Anflug von Eitelkeit, um ihr zu zeigen, dass es mir gut geht.

»Alle sind Fans«, sagt sie kaum vernehmlich. »Das weißt du doch. Also, Gabs, was ist passiert? Was ist los?«

»Wie lange hast du Zeit?«

Sie nimmt die Frage wörtlich, damit zeigt sie mir, dass es ihr ernst ist. »Fünfzehn Minuten.«

Ich erzähle ihr alles – jedenfalls fast. Ich berichte ihr von der Verhaftung und der Vernehmung und wie klein die Zelle war. Ich erwähne weder die Kreditkarte noch die italienischen Erdbröckchen. Auch was Perivales Befragung angeht, gehe ich nicht ins Detail. Als ich mich diesem Punkt näherte, verkrampft sich alles in mir. Ich merke, dass er mir das Gefühl gibt, als Mensch völlig bedeutungslos zu sein, als könnte er mich zu allem formen, was er wollte, und dass er es genau darauf abgesehen hat.

»Hatte die Zelle eine Toilette?«, fragt Clara, als ich schweige.

»Eine davon schon.«

»Bist du draufgegangen?«

»Ich musste pinkeln. Konnte es nicht einhalten.

Etwas anderes hatte ich nicht.«

»Toilettenpapier?«

»Nein. Ich musste mich ein bisschen schütteln.«

»Das ist unmenschlich! Kein Toilettenpapier in der Polizeizelle in Battersea, das ist schockierend! Du solltest ein Exposé schreiben.«

»Ich glaube, es ist schon ein anderes Exposé in Vorbereitung.«

»Sind die Klatschreporter noch vor deinem Haus? Auf einem Foto sind mir die Olivenbäume ins Auge gefallen, sie sehen gut aus.«

»Ja.«

Sie meint, jetzt da die Polizei »ihre Fehler eindeutig eingesehen hat«, sollte ich mit einem von der Journaille reden und ihm ein Exklusivinterview geben, damit die anderen verschwinden, wie wenn die Leute aus dem Big-Brother-Haus kommen.

»MeineGeschichteMeineTortur«, sagt sie und zieht es zu einem Wort zusammen. »Los, mach's. Bring's hinter dich. Und wenn du schon dabei bist, dann erwähn auch gleich das fehlende Toilettenpapier. Mach Lobbyarbeit. Sorg dafür, dass im Parlament Fragen gestellt werden.«

»Ich könnte bekannt werden als die Frau, die den

inhaftierten Massen dreilagiges Toilettenpapier zurückgegeben hat.«

»Oder sogar vierlagiges«, wirft sie ein. »Oder dieses Papier, das mit Aloe vera getränkt ist. Oder die extraweiche Sorte. Oder, verdammt, warum sollten Verbrechern keine Feuchttücher zugestanden werden?«

Wir lachen. Meine Augen fühlen sich eng und schmal an. Als meine Brust sich zusammenzieht, durchzuckt mich ein Stich.

»Wann gehst du wieder zur Arbeit?«, fragt sie schließlich.

»Terri hat mir ein paar Tage freigegeben. India, die Twitterin, ist schon lange scharf darauf, meinen Platz einzunehmen. Hat Ken, der Physiklehrer, wirklich gesagt, sie tauge nichts?«

»Ja.«

»Ich fühle mich so mies.« Meine Stimme bricht.  
»Was soll ich bloß machen, Clara?«

»Tu gar nichts. Du hast gerade eine traumatische Erfahrung gemacht. Bevor du dich's versiehst, bist du wieder zurück in der Arbeit. Du musst dich erholen. Verbring ein bisschen Zeit mit Philip.«

Die Schulglocke läutet. Sie hat jetzt Werkunterricht mit ihren Neunjährigen. Sie ruft mich später noch mal an, um zu schauen, wie ich mich

»über Wasser halte«. Eine gute Wortwahl, »über Wasser halten«. Der Begriff erinnert an Seereisen und heiteres, mildes Wetter. Er enthält Optimismus. Sie weiß nicht, dass Philip nicht da ist.

»Du bist eine Überlebenskünstlerin, Gabs«, fügt sie mit einer deutlichen Besorgnis hinzu, die unter den Späßchen schon die ganze Zeit spürbar war. »Was du alles allein zustande gebracht hast, als wir klein waren. Du schaffst das. Du hast schon Schlimmeres gepackt.«

Nachdem ich aufgelegt habe, verlasse ich das Bett und wasche mir das Gesicht. Ich betrachte mich im Spiegel – hohlwangig, rote Augen. Ich ziehe mich an. Meine Lieblingsjeans kann ich nicht finden, also ziehe ich eine Trainingshose und einen Pullover an. Durch die Lamellen des Rollos spähe ich aus dem Schlafzimmerfenster. Die Wolken haben sich verzogen, und es sieht nach einem sonnigen Tag aus – der Himmel ist von einem unglaublich schönen Blau. Wie viele sind noch da unten? Köpfe. Männer, die an Autos lehnen. Kameraausrüstung auf warmem Pflaster. Pfützen im Rinnstein. Langeweile. Kalte Hände. Popmusik aus irgendeinem iPod. Müßiges Geplauder dringt herauf, wie das morgige Fußballspiel wohl laufen wird: »Ja, die sollten McEachran ins Mittelfeld stecken, dem Burschen eine Chance

geben.«

Soll ich mir einen aussuchen und mit ihm reden, wie Clara vorgeschlagen hat? Ich frage Alison Brett, wenn sie zurückruft.

Und dann sehe ich ihn.

Perivale. Und merke, dass ich diesen Augenblick so sehr gefürchtet habe, dass ich gar nicht überrascht bin, dass er tatsächlich gekommen ist.

Er lehnt auf der anderen Straßenseite in der Allee zum Common an einer mit Efeu bewachsenen Wand. Die Hände lässt er müßig hängen, der tiefe Schritt seiner Jeans verkürzt seine Beine, den Kopf hat er nach hinten gelegt. Mit seinem Galgenvogel-Gebaren und seinen dicken Haarbüschen sieht er aus wie eine Figur von Charles Dickens. Gradgrind. Headstone. Inspector Bucket. Er scharrt mit dem Fuß in der Erde herum, dreht etwas mit der Schuhspitze um. Und dann blickt er auf und sieht mich direkt an.

Ich schieße quer durchs Zimmer. Die Matratze ächzt. Ich liege flach, starre, ohne mich zu rühren, an die Decke. Es ist noch nicht vorbei. Die Polizei hat ihre Fehler längst noch nicht eingesehen. Es geht immer weiter. Mein Magen krampft sich zusammen, mir ist, als rollte er sich schrumpelnd ein wie ein welkes Blatt.

Ich warte, dass die Luft um mich herum sich nicht

mehr röhrt. Es ist lächerlich. Die Rollos sind geschlossen. Er kann mich nicht sehen. Ich beiße immer wieder die Zähne zusammen. Sobald meine Beine mein Gewicht tragen können, schleiche ich aus dem Zimmer und gehe die Treppe hinunter. In der Küche verharre ich, und dann gehe ich hinaus in den Garten – jetzt befindet sich ein ganzes Haus zwischen uns, doch auch das kommt mir zu wenig vor. Ich spüre immer noch seinen Blick, auch wenn das Unsinn ist, denn er kann nicht vor dem Haus sein und gleichzeitig da oben an dem Fenster im oberen Stockwerk in dem Haus hinter unserem Garten. Es ist unmöglich. Er hat mich nur erschreckt. Ich suche Deckung unter dem Apfelbaum, wo ich überhaupt keine Fenster sehen kann. Überall wächst und sprießt es, die Kirsche ist mit Knospen übersät, der Efeu kriecht an der Wand hoch, jedes Blatt eine kleine, klauenähnliche Hand. Ein Rotkehlchen hockt auf einem niedrigen Farnwedel, den Kopf erwartungsvoll gereckt.

Es ist kalt. Von drinnen sieht es aus wie Sommer, doch hier draußen ist es so bitterkalt wie mitten im Winter. Im Schatten des Hauses ist der Rasen patschnass.

In der Mauer hinter den Hainbuchen und dem Baumhaus ist eine Tür. Sie führt zu einem

Durchgang, in dem früher die Mülleimer standen. Vor ein paar Jahren erklärte der Stadtrat – oder eher die Firma, die vom Stadtrat beauftragt worden war –, der Durchgang sei zu gefährlich (zu viele Krümmungen oder zu viel wuchernder Efeu), und viele Nachbarn haben, besorgt um ihre »Sicherheit«, die Hintertüren zugemauert.

Ich habe um unsere gekämpft. Ich habe mir Millie als Teenager vorgestellt, wie sie zu einer Verabredung oder einer heimlichen Zigarette rausschleicht. Ich fand, sie gehörte zur Geschichte des Hauses, erinnerte an Kohlelieferungen und Milch in Blechkannen in einer Zeit, als noch niemand etwas von gigantischen börsennotierten Dienstleistungsunternehmen ahnen konnte. Philip war damals einverstanden, doch als wir letztes Jahr den Garten umgestalten ließen, schloss er sich den Nachbarn an, und ich war zu sehr mit meiner Mutter beschäftigt, um mich zur Wehr zu setzen. Die Tür ist noch da, aber gut versteckt hinter dem Baumhaus; man muss sich ordentlich mühen, um sie zu erreichen, muss sich an einer Ecke des Hauses vorbeizwängen, den Hals beugen, die Ellbogen anstoßen. Um das alles auf sich zu nehmen, muss das Verlangen nach einer Zigarette wirklich gigantisch sein.

Feuchtigkeit dringt in meine Turnschuhe. Ich krieche durchs Unterholz – Regentropfen prasseln auf mich nieder – und strecke den Arm so weit, dass ich den Riegel geöffnet kriege. Ich muss kräftig an der Tür ziehen und die Scharniere von Efeuranken befreien, bevor sie aufgeht.



Millie ist zu Hause. Ich habe Marta angerufen, und sie hat sie durch den Durchgang reingebracht, durch die Geheimtür. Weder Perivale noch die Klatschreporter haben sie reinkommen sehen – ein lächerlicher kleiner Sieg, ein Funke. Ich umarme sie immer wieder, atme den Geruch von Bleistiftspitzen und Bohnerwachs ein und von dem speziellen Knoblauchgewürz, das sie beim Schulessen verwenden. Sie ist das Einzige, was zählt. Das sage ich mir immer wieder. Sie löst sich. »Zu fest«, sagt sie, »und du tropfst in meinen Hals.«

Marta sieht von der Küchentür zu. Sie hat eine Miene aufgesetzt, die fast Abneigung ausdrückt, aber nicht ganz. Vielleicht hat sie Heimweh. »Hören Sie«, sage ich und wende mich zu ihr um. »Da ich hier bin, können Sie den Rest des Tages freinehmen. Wahrscheinlich gibt es vieles, was Sie gern tun

würden.«

Sie steht ganz unnachgiebig da und drückt die Schultern nach hinten. »Aber Millie und ich wollten schwimmen gehen.«

»Machen Sie das ein andermal«, erwidere ich freundlich.

Sie röhrt sich immer noch nicht. »Aber ich habe es ihr versprochen.«

»Es macht ihr sicher nichts aus. Millie? Oder?«

Doch Millie kramt im Schrank nach Keksen und hört gar nicht zu.

Ich wende mich wieder Marta zu und lächle. Ich erwarte, dass sie auch lächelt, doch das tut sie nicht. »Wir wollten ins Wellenbad«, versetzt sie. »Du willst doch dahin, nicht wahr, Millie?«

Für einen kurzen Augenblick bin ich ein wenig verloren. Ich schaue wieder zu Millie. »Schatz, Marta spricht mit dir. Sie will mit dir schwimmen gehen, du kannst aber auch hierbleiben.«

Millie hat den Mund voll Kekse. »Musst du arbeiten?«

»Nein.«

»Dann bleib ich hier.«

Der Wind hat wohl die Tür erfasst, denn als Marta geht, fällt sie mit einem lauten Rums hinter ihr zu.

Da Ferien sind, räumen Millie und ich ihre Schultasche auf. Wir bestaunen Zeichnungen auf braunem knittigem Papier, Schokoladeneier von ihrer Lehrerin, ein wenig angeschlagen vom Heimweg, ein Projektbuch mit eingeklebten Bildern von Brot und Gemüse, ein »Nahrungsnetz«, einen Brief an den Weihnachtsmann, der vom Winter übrig geblieben ist, einen wackeligen Elefanten aus Lehm, der ein Ohr verloren hat. Wir legen die Schätze auf dem Fußboden aus und durchforsten sie wie Howard Carter und sein junger Assistent im Tal der Könige.

Danach spielt sie im Garten, schaukelt ein wenig an den Stützen des Baumhauses und hockt sich eine Weile vor den Fernseher. Sie liest mir vor, und ich lese ihr vor. Wir basteln komplizierte Geschöpfe aus Plastikschnüren und Metallperlen. Wir unterhalten uns über Izzie Matthews und ob ihre Haare länger sind als Millies oder nicht. Selbst während ich mich mit diesem Thema befasse – mag sein, dass Izzies Haare ein ganz klein wenig länger sind, aber ich bin überzeugt, Millies sind dafür dicker –, mache ich mir Sorgen, warum Philip noch nicht zurückgerufen hat. Oder – auch wenn das anders gelagerte Sorgen sind – Alison Brett.

Zweimal im Laufe des Nachmittags klappert der Briefkasten, und eine Stimme dringt ins Haus. »Gaby! Irgendeinen Kommentar, Gaby?« Beide Male ist Millie ganz versunken – einmal darin, eine Perle aufzufädeln, das andere Mal in Miley Cyrus. Ich weiß nicht, ob sie es hört. Wenn, sagt sie nichts.

Sie fragt, ob wir schwimmen gehen können, und ich sage Nein. »Und zum Spielplatz?« Ich schüttele den Kopf. Allmählich langweilt Millie sich und wird quengelig. Ich spüre Panik aufkommen, langsam ansteigende Verzweiflung, meine Ressourcen sind aufgezehrt. Um die Zeit würde ich normalerweise nach Hause kommen, würde eine Brise von der Welt draußen mit hereinbringen. Wenn ich einen normalen Arbeitstag gehabt hätte, hätten die Stunden vor dem Schlafengehen einen anderen Geschmack, eine andere Intensität, ein anderes Tempo, nicht diese träge Mattigkeit. Die Zeit hat verschiedene Geschmäcker. Ich frage mich, ob India wirklich nicht besonders gut war. Ich frage mich, ob sie ein Stichwort verpatzt hat. Oder unkontrollierbar angefangen hat zu kichern. Ich hoffe es. Wie schrecklich von mir. Wie kann ich Mutter sein, wenn ich als Mensch schon so versage?

Eine Nachbarin ruft an, um sich über die Reporter zu beschweren, »diesen widerlichen Pöbel«. Sie

fragt, was ich dagegen zu tun gedenke. Sie rauchen vor ihrem Haus. Es ist ein Übergriff auf ihre Privatsphäre. Ich kenne sie nicht. Sie hat meine Nummer wohl von der Schulliste oder von Philips Squashliste vom Harbour Club. Ein Übergriff auf meine Privatsphäre. Im quengelnden Tonfall von jemandem, der es gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen, sagt sie: »Es ist uns anderen gegenüber nicht fair, und ich kriege heute Abend Besuch. Heute ist mein Buchklub-Abend.«

»Es tut mir leid wegen Ihres Buchklubs«, sage ich, »aber ich weiß wirklich nicht, was ich dagegen tun soll.«

»Was ist mit der Polizei?«

Ich lächle matt. »Die ist schon da.«

Ich rufe noch einmal die PR-Abteilung an, und diesmal kann ich – endlich – mit Alison Brett sprechen. Doch sie lässt sich Zeit, um ans Telefon zu kommen, und als ich sie dran habe, klingt sie nicht so beflissen wie sonst, fast ein wenig abgelenkt. »Alison Brett am Apparat«, sagt sie, obwohl ich ihrer Sekretärin gesagt habe, wer ich bin, und sie weiß, dass ich dran bin.

»Sieht so aus, als bräuchten wir einen Plan«, sage ich. »Schadensbegrenzung. Soll ich mit einem allein reden?«

»Ja«, sagt sie. »Das ist eine gute Idee.

Wahrscheinlich das Beste, wenn Sie es direkt tun.«

»Können Sie mir einen Journalisten empfehlen?

Eine spezielle Zeitung oder Zeitschrift?«

»Gott«, sagt sie. »Das ist schwierig. Hören Sie, geben Sie mir Ihre Nummer, ich rufe Sie zurück.«

Mich überkommt das grässliche Gefühl, abgewimmelt zu werden.

Um kurz nach fünf (ein Uhr nachts in Singapur), als die Sonne tief durch die Äste eines fernen Ahorns blitzt, auf die Kätzchen an der Weißbirke nebenan fällt und Millie und ich uns gerade durch eine Schachtel Schokoladenvollkornkekse arbeiten, kommt Caroline Fletcher an die Tür. Ich lasse sie herein und drücke mich dabei an die Wand, um nicht gesehen zu werden. »Tiere!«, sagt sie, dann dreht sie sich um und faucht über die Schulter: »Gehen Sie weg.« Das Tor scheppert. »Verpisst euch!« Sie trägt Absätze, eine dicke schwarze Strumpfhose und ein rüschenbesetztes Kleid im Matrosenstil. Wenn ich denn je jemandem begegnet bin, den Gok Wans Frühlingstrends nicht die Bohne interessieren, dann wohl ihr.

Eine Tasse Tee oder Kaffee oder etwas Stärkeres lehnt sie ab – sie will sich nicht lange aufhalten. Sie hat mir mein Handy gebracht. Es ist in Plastikfolie

eingewickelt, wie eine Miniaturversion eines Gepäckstücks, wie man sie schon mal bei Langstreckenflügen sieht. Sie reicht es mir und verdreht dabei die Augen. Ein roter schuppiger Ausschlag hat sich auf ihre Lider gelegt; sie sieht müde aus. »Beweismittel«, sagt sie. »Hätte er wohl gern. Egal, wir haben es wieder. Irgendwas Neues bezüglich Ihres Alibis?«

»Mein Alibi?« Ich drücke das Handy an die Brust, als wäre es ein Stück der Reliquie des Kreuzes Christi.

»Für die Pizza-und-Wein-Quittung? Am achten Februar? Früher Abend, ich glaube, sieben Uhr?«

»Das habe ich völlig vergessen.«

Sie wartet in der Küche, während ich meinen Kalender suche. Ich finde das Datum. Es wäre toll gewesen, auf einen Beweis zu stoßen, dass ich tatsächlich in Honolulu war. Oder auch nur für ein spätes Produktionstreffen, ein Glas mit Freunden, irgendetwas. Am Tag vorher, am Dienstag, hatte ich ein Treffen des Lehrer-Eltern-Ausschusses in Millies Schule. Doch am Mittwoch steht kein Termin drin, gar nichts, was meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen könnte. Millie hatte zusätzlichen Sportunterricht, also waren sie und Marta noch nicht da. Philip kommt nie vor acht nach Hause. Aber sonst nichts. Nur ein leeres Kästchen.

»Ich habe nichts notiert«, sage ich.

»Können Sie sich erinnern, ob Sie irgendetwas gemacht haben, was Sie nicht aufgeschrieben haben?«

»Wahrscheinlich bin ich laufen gegangen oder habe gebadet oder das Abendessen zubereitet. Das kommt mir schrecklich unfair vor.« Ich hebe die Hände. »Das ist ewig her. Werde ich jetzt dafür bestraft, dass ich ein schlechtes Erinnerungsvermögen habe? Passiert Menschen so was?«

»Perivale sagt, er will Sie sehen. Er meldet sich in den nächsten ein oder zwei Tagen.«

»Ist er noch auf der Straße?«

»Nein«, sagt sie langsam. »Als ich gerade mit ihm gesprochen habe, unten auf dem Revier, hat er mich gebeten, Ihnen auszurichten, nirgendwo hinzugehen.«

»Dann ist er auf dem Revier?« Habe ich mir nur eingebildet, er wäre draußen?

»Ja. Ich hatte den Eindruck, dass ihm langsam die Ideen ausgehen, aber er besitzt Ausdauer, das muss ich ihm lassen. Er scheint kein Interesse zu haben, nach einem Motiv zu suchen oder anderen Spuren nachzugehen. Ich weiß nicht, was Sie gemacht haben, um ihn so zu erzürnen, aber er ist wie

besessen von Ihnen. Er lässt nicht locker. Er ist wie ein Hund mit einem Knochen.«

»Jemand hat die arme Frau umgebracht«, erwidere ich.

»Sei's drum. Ich bin da, wenn Sie mich brauchen.« Sie steht auf, schaut auf ihre Uhr und geht mit einer Eile, die ihren Worten widerspricht, zurück zur Haustür. »Aber egal, was Sie tun, reden Sie nicht allein mit ihm.«



Nachdem Caroline fort ist, schalte ich mein Handy ein. Mehrere SMS, zwei von Clara (»Also nicht auf dem Sofa, du freches Biest?«, und ein wenig später »Lebst Du noch?«) und eine von Terri von gestern Abend, in der sie mir schreibt, ich solle nicht zur Arbeit kommen. Es sind auch zwei verpasste Anrufe, beide von Clara. Nichts von Philip, nur eine einzige SMS vom späten Mittwoch: »Sicher angekommen. Ruf dich später an.« Sonst nichts. Keine Voicemail, kein Zeichen, dass er überhaupt an mich gedacht hat. Womöglich hat er sein Handy verloren. Oder er ist über den Rand der Welt gestürzt. Aber das ist er natürlich nicht. Mit zusammengebissenen Zähnen starre ich auf das Display. Ich bin es satt, mir

Ausreden für ihn einfallen zu lassen. Millie tanzt in der Küche herum, und ich denke: Zum Teufel mit ihm. Ich bin mehr wert als das. Ich komme allein klar.



Ich koche ein einfallsloses Abendessen – Nudeln mit Tomatensoße. Da sie nicht noch mehr fernsehen darf, sucht sich Millie ihre eigene Unterhaltung. Sie schleicht sich an die Rollos an der Vorderseite des Hauses, späht hinaus und springt kreischend wieder weg, wenn sie entdeckt wurde. Es erinnert an das Spiel, das sie so gern spielt – »süß oder sauer« –, bei dem sie Fußgängern Gesichter schneidet und ihre Reaktion bewertet. Am Ende geselle ich mich zu ihr und spähe auch hinaus. Zwei Reporter lehnen am Tor und plaudern. Aus einem Auto ragen die Beine eines dritten. Er hört Radio. Die gurgelnde Stimme von Radio 5 dringt an mein Ohr. Auf einer schmiedeeisernen Zaunspitze steckt eine Dose Pepsi Max, wie Oliver Cromwells Kopf.

Dann geht eine Gestalt vorbei, in grellen Farben und mit vertrautem Gang. Eine muntere Stimme: »Entschuldigen Sie bitte! Danke!« Ein vager Eindruck von Miss Hyatt, meiner Schulleiterin an der Grundschule, wie sie ihre Anweisungen aufpeppte,

ihre Anordnungen mit einer Art herrischem Überschwang vorbrachte, der keinen Widerspruch duldete. Es gibt nur einen einzigen Menschen auf diesem Planeten, der immer noch Miss Hyatt zitiert und der aus reinem Spaß an der Freude eine Horde Klatschreporter mit diesem Tonfall auseinandertreiben kann.

»Ich bin von der Arbeit gleich in die U-Bahn«, ruft Clara, kaum habe ich sie hereingelassen, »und dann in den Zug und dann zu Fuß weiter. Sauvignon blanc.« Sie hält mir zwei Weinflaschen hin und zaubert aus ihrem Stoffbeutel von Daunt Books mehrere Chipstüten. »Und was zum Knabbern.«

»Nicht zu fassen, dass du hergekommen bist.« Sie trägt einen Dufflecoat und eine Pudelmütze; sie hat sich beim Aufwachen nicht von der trügerischen Sonne täuschen lassen. Von Nord nach Süd. London ist ein Wald, eine Wüste, eine verdornte Heide. Sie hat die Sahara durchquert, die Eiswüste der Antarktis. »Nicht zu fassen, dass du den ganzen Weg gekommen bist.«

»Gefällt dir meine Verkleidung?« Sie zieht sich die Mütze übers Gesicht. »Sie haben mich einfach vorbeigehen lassen. Sie haben gar nicht kapiert, dass ich Clara Macdonald bin, extraordinäre Lehrerin für Werken, Handarbeiten und Technik an der Highbury

Tech.«

Ich nehme sie in die Arme, und in meiner Nase kribbeln unerwartete Tränen. Sie gibt ein verlegenes »Ach« von sich, tief bewegt von ihrem Überraschungsbesuch, immer noch eingehüllt in die gebieterische Aura von Miss Hyatt.

Wir gehen in die Küche, und ich wische mir mit dem Rücken zu ihr rasch an einem Küchenhandtuch die Augen ab und öffne den Wein. Millie setzt sich auf Claras Schoß – sie nennt sie »Tante Clara«, was Philip seit jeher ärgert: In seiner Familie erlaubt er keine »Tanten«, verwandt oder nicht, viel zu gewöhnlich. Millie isst Chips, um die schrecklichen Nudeln vergessen zu machen, und Clara erzählt Geschichten aus unserer Kindheit – über den Sommer, als meine Mutter krank war und an einen besonderen Ort musste, um gesund zu werden, und ich einen ganzen Monat bei ihrer Familie lebte, »ein Monat lang Pyjamaparty« –, bis wir Millie schließlich überreden können, ins Bett zu gehen.

Ich decke sie zu und gebe ihr behutsam einen Kuss. Sie schlingt mir die Arme um den Hals. Der leicht saure, talkige Geruch ihres Schlafanzugs steigt mir in die Nase. Ich atme tief ein, bis er sich um mein Herz zu knoten scheint. Nichts wird je zwischen mich und mein Kind kommen, denke ich. Für einen

Augenblick wünsche ich mir, Clara wäre nicht gekommen und ich könnte mich mit Millie einkuscheln und die Augen schließen. All meine Sorgen, das ganze Trauma, wenn ich es doch nur hierauf reduzieren könnte.

»Ich hab dich lieb«, sage ich.

»Ich hab dich lieber.«

»Ich hab dich noch lieber.«

Ich bleibe ein wenig länger bei ihr als nötig. Als Millie noch ganz klein war, haben Philip und ich uns links und rechts von ihr hingelegt, bis sie eingeschlafen war. Manchmal döste er auch weg, und dann sah ich den beiden zu, dem Heben und Senken ihrer Brustkörbe, dem Flattern ihrer Augenlider. Es wäre erheblich leichter, wenn ich mich nicht dauernd an solche Sachen erinnern würde. Ich reibe mir die Augen. Ich muss mich zusammenreißen und runtergehen. Ich werde Clara alles erzählen, was seit Donnerstag passiert ist, aber ich will es zuerst gedanklich sortieren. Solange ich es im Kopf klar habe, ist alles gut. Wenn ich anfange, meiner ältesten und liebsten Freundin alles zu beichten, höre ich womöglich gar nicht mehr auf. Die ganzen Ängste wegen meiner Ehe, meinem Job. Dieser Mord hat alles in Bewegung gesetzt. Einzelne Informationen auszuwählen mag mangelndes

Vertrauen in unsere Freundschaft bedeuten, doch der trendige Medienwissenschaftler, den wir kürzlich in der Show hatten, hat etwas gesagt über Atome und Elektronen und Kerne und dass ein Atom reagiert, um die Elektronenschale zu füllen ... Also, genau das tue ich. Ich versuche nur, das Energieniveau zu verschieben und meinen Atomkern glücklich zu machen mit einer vollen Elektronenschale.

Als ich runterkomme, hat Clara sich umgesetzt, sie hat mir jetzt den Rücken zugekehrt und schaut raus in den Garten. In dem Fenster im oberen Stock auf der anderen Seite der zwei Gärten brennt Licht. Ich glaube, es ist ein Badezimmer. Bei dem flächigen weißen Licht kann es eigentlich nur ein Bad sein. Oder ein Büro. Ich schaue, ob sich etwas bewegt, doch das Rechteck ist leer.

Ohne sich umzudrehen, sagt sie: »Wo ist Philip? Ist er nicht hier?«

»Nein, er ist unterwegs.«

In ihren Augen blitzt etwas auf, als sie sich umdreht. Vielleicht bilde ich es mir aber auch nur ein. »Und er ist nicht zurückgekommen, als er erfahren hat, dass du verhaftet wurdest?«

»Bis jetzt nicht.« Mein Tonfall ist so beiläufig, man könnte ihn unmöglich einfangen, wenn man es

versuchte. »Wenn ich ehrlich bin, hat er nicht mal angerufen.«

»Das ist lächerlich.«

»Es ist durchaus möglich, dass er es noch nicht weiß. Ich bin nicht durchgekommen.«

Wieder habe ich dieses Gefühl. Es kommt aus dem Nichts. Es ist, als würde ich am Rand eines Abgrunds stehen. Ich könnte ihr alles erzählen, und sie wäre immer noch auf meiner Seite.

Ich setze mich und schenke uns nach. Außen an meinem Glas sammelt sich Kondenswasser, und ich zeichne mit dem Finger Muster hinein, während ich rede. Ich erkläre ihr, dass ich vorher vieles weggelassen habe. Ich sage ihr, dass ich glaube, dass Perivale mich hasst, und zähle seine Indizien auf: die äußerliche Ähnlichkeit, die Kleider, die Zeitungsausschnitte, die italienischen Erdbrocken, die Kreditkartenquittung.

Clara stellt ihr Glas ab, während ich rede, und als ich fertig bin, sieht sie mich aufmerksam an. »Und warum glaubt die Polizei, dass du es warst?«

»Die interessieren sich anscheinend überhaupt nicht für ein Motiv. Sie haben eine vage Idee, sie vermuten, dass ...« – was soll ich sagen? – »... dass sie mein Stalker war und ich sie umgebracht habe, damit ... sie damit aufhört?«

»Ein bisschen weit hergeholt.«

»Ich weiß.« Ich habe Clara nicht viel von meinem Stalker erzählt. Es ist mir unangenehm, als wollte ich Aufmerksamkeit auf meinen Halb-Promi-Status lenken. Als Philip es neulich bei dem Essen beim Chinesen erwähnt hat, habe ich in ihren Augen denselben Ausdruck gesehen, den sie bekommt, wenn über eine bestimmte Form der Lernbehinderung gesprochen wird, die sie als »Mittelklasse-Dyslexie« bezeichnet.

»Hat sie dich >gestalkt<?«

Gänsefußchen.

»Ich weiß nicht. Man geht doch eher von einem Mann aus ... In einem Bericht aus den USA vor zwei Jahren hieß es, dass bei siebenundsechzig Prozent der weiblichen Stalkingopfer die Täter Männer sind. Aber ...« Ich unterbreche mich und runzle die Stirn.

»Und wie erklärst du es dir?«

»Die Indizien verbinden Ania Dudek ja eigentlich nicht unbedingt mit mir, sondern mit dem Haus. Ich lebe nicht allein hier. Marta wäre eine Möglichkeit, zumindest für das eine oder andere.«

»Und was sagt sie?«

»Sie leugnet alles. Sie leugnet, sie zu kennen, ihr Kleider von mir gegeben zu haben, meine Karte gemopst zu haben, um Pizza zu kaufen ...«

»Und glaubst du, sie sagt die Wahrheit?«

»Ich wüsste nicht, warum sie lügen sollte. Ich mag sie nicht besonders. Ich habe da so ein Gefühl, dass sie etwas verheimlicht, aber ich habe keine Beweise. Und ... ich weiß nicht, vielleicht ist es auch meine Schuld.«

Clara sieht mich an.

»Weil ich sie nicht mag, meine ich.«

Doch sie sieht mich weiter an und wartet.

»Philip«, sage ich nach einem Augenblick. »Du denkst an Philip.«

»Er lebt hier auch. Alle Beweise könnten genauso gut auf ihn verweisen wie auf dich.«

Ich trinke einen großen Schluck Wein. Clara mag Philip nicht, aber ich kann nicht glauben, dass sie ihn des Mordes verdächtigt. »Stimmt«, sage ich.

»Gaby.«

»Philip ist kein Mörder«, erwidere ich. »Er ist ein Wichser, und er ist besessen von Geld und Status, und wahrscheinlich liebt er mich nicht mehr, aber er ist kein Mörder.«

Sie lacht, und ich lache auch, obwohl es nicht als Spaß gemeint war.

»Und er ist unglaublich organisiert und cool und überlegt. Wenn er jemanden umbringen wollte, würde er es schlauer anstellen. Es würde nicht mal

nach Mord aussehen. Nicht schmutzig und grob wie das hier. Er würde keine Fehler machen. Es sieht Philip einfach nicht ähnlich.«

»Meinetwegen.«

»Außerdem ist er dauernd in der Arbeit und hat ein Alibi.«

Clara hebt in einer Geste der Kapitulation die Hände. »Okay! Ich glaube, wir haben den Nachweis erbracht, dass du nicht mit einem Axtmörder verheiratet bist!«

»Ich bin erleichtert. Noch Wein?«

Ich fülle ihr Glas auf, und sie lächelt mich darüber an. Doch als sie es abstellt, sagt sie: »Aber er ist nicht heimgekommen. Er sollte hier sein. Er ist dein Mann. Ich verstehe nicht, warum du nicht das Hotel angerufen hast, sein Büro, seine Kollegen. Könnte er dir nicht bei der rechtlichen Situation helfen, ganz zu schweigen von moralischer Unterstützung? Um Himmels willen, Gaby, es ist okay, um Hilfe zu bitten. Gelegentlich wäre es schon schön, wenn du zulassen würdest, dass sich jemand um dich kümmert.«

Ich befeuchte einen Finger mit der Zunge und tupfe einen Chipskrümel von der Tischplatte auf. Ich nehme ihn auf die Zunge, wo er liegen bleibt wie ein Stück Pappe. »Ich habe vergessen, wie man sich normal verhält. Ich bin nicht mehr ich selbst. In

seiner Gegenwart bin ich befangen, bei allem, was ich tue.«

»Warum, Gaby?«

Ich reibe die Fingerspitzen aneinander, an denen Salz klebt, und versuche noch einmal, den Chipskrümel herunterzuschlucken. »Ganz einfach, ich glaube, er kann mich nicht mehr leiden. Ich glaube, er will mich verlassen. Er arbeitet darauf hin. Nicht sicher, aber wahrscheinlich.«

»Gabs.«

»Schon gut.« Der Chipskrümel bleibt mir im Rachen kleben. Ich sehe sie wieder an und lächle. »Vielleicht hat er ja eine andere, keine Ahnung.« Farbe schießt ihr in die Wangen. Sie denkt das seit Monaten. »Wahrscheinlich in der Arbeit«, füge ich hinzu. »Da verbringt er definitiv mehr Zeit als zu Hause.«

Vielleicht. Wahrscheinlich. Definitiv.

»Oh, Gaby.«

»Ehrlich, Clara. Mir geht's gut. Ich habe Millie.« Etwas fährt über ihre Züge, ein Zucken. »Und mich.«

»Und dich.« Ich ziehe ein faltiges Alte-Dame-Gesicht und lasse die Schultern hängen. »Ich hab immer noch mein Augenlicht, meine Gesundheit.«

»Wir müssen dich durch die nächsten paar Tage bringen«, sagt Clara. »Denk nicht an Philip, er ist ein

echter Wichser. Um den kümmern wir uns später.«

»Ich kann mit Millie nach Suffolk ziehen, neu anfangen.«

»Genau. Aber bis dahin brauchst du einen Plan. Zwei Pläne. Mehrere Pläne.« Clara kramt in ihrer Tasche nach Block und Stift. Der Stift glitzert und ist am oberen Ende mit einer Feder verziert. »Habe ich einer aus meiner siebten Klasse stibitzt. Richtig. Churchills Kommandozentrale.« Die Stimmung, die im Raum schwebt, wird fortgefegt von Aktivität. So meistert Clara die Lage. Das war schon immer so. Ich denke an ihre Listen und Gedankenlandkarten, ihre Karteikarten und Lernkarten. Sie war in meinem Bekanntenkreis die Erste, die ein Filofax besaß.

Wir sind uns einig, dass ich fürs Erste zu Hause festsitze. Perivale hat gesagt, ich soll mich nicht zu weit entfernen, und ich will ihn nicht noch mehr gegen mich aufbringen. Ich sollte ihn für mich einnehmen, mich als vertrauenswürdig erweisen und mich darum bemühen, dass er sein Bild von mir revidiert. Wir können Marta unmöglich beschuldigen. Wir haben keine Beweise. Doch für die nächsten paar Tage, bis alles geklärt ist, wäre es gut, wenn Millie woanders wäre, wo sie sicher ist – an einem Ort, wo nicht an jeder Straßenecke sensationsgierige Journalisten oder Polizisten lauern. Mein Herz

schmerzt. Ich bin verspannt und fühle mich einsam. Es schnürt mir die Kehle zu.

Clara schlägt Philips Eltern vor, doch ich erkläre ihr, dass die auf Reisen sind. Sie meint, ihre Eltern würden sicher gern aushelfen, aber ihr Vater ist wegen seines kaputten Knies im Krankenhaus. Sie fragt, ob von meinen Freunden aus der Nachbarschaft jemand in die Bresche springen könnte. Da tut sich ein kleiner Abgrund auf. Ich denke an Jude, die ich nie richtig kennengelernt habe, und sage: »Freunde aus der Nachbarschaft? Was für Freunde aus der Nachbarschaft?«, und sie starrt mich an.

»Hast du bei dir in der Gegend Freunde?«, frage ich.

»Ja. Jeder hat Freunde in der Nachbarschaft. Sie sind das Geheimnis des Glücks, Gabs.«

»Ich arbeite so viel. Und es ist komisch, wenn man im Fernsehen ist. Und Philip ...«

Sie hebt den Finger. »Keine Ausflüchte. Sobald das hier vorbei ist, kümmерst du dich besser um dich.«

Heute, sagt sie, könnte sie Millie mit nach Hause nach Islington nehmen, für die Nacht, jetzt. Pete könnte sich um sie kümmern, während Clara in der Schule ist (ihre Ferien fangen erst am Mittwoch an).

Etwas Zartes welkt in meiner Brust, weil alles so schnell gehen soll. Der Traum während meiner Schwangerschaft von der Katze, die sich in der Innenstadt von Bombay aus meinen Armen befreien will ... Ich werde Millie wecken müssen, sie zum Abschied küssen. Ich stelle mir die Verwirrung auf ihrem vom Schlaf zerknautschten Gesicht vor.

Clara überlegt noch. Ihr kommt eine andere Idee: Suffolk. Robin. Als Robin bei uns lebte, konnte ich sie um alles bitten – am Wochenende zu arbeiten, ihren Urlaub zu verschieben –, ich hatte den Satz kaum je zu Ende gesprochen, da sagte sie schon: »Klar«. Es war an mir zu entscheiden, ob es ihr etwas ausmachte, die Enttäuschung hinter ihrem Blick zu bestimmen, verursacht durch die Änderung ihrer Pläne. Also. Ist das Baby zu klein? Ist es zu viel verlangt?

Clara wischt mein Zögern beiseite, und wir rufen sie an.

»Klar«, sagt Robin. »Selbstverständlich. Was macht schon eins mehr? Wer könnte mir mit Charlie besser helfen als Millie? Ich würde mich freuen, mein Mädchen bei mir zu haben.«

Clara wird sie morgen mit dem Zug hinbringen.

Das Gefühl, eine Last wird mir von den Schultern gehoben. »Viel besser«, sage ich. »Definitiv.«

»Mach keinen Quatsch.« Clara will mir mit dem gefiederten Stift auf die Knöchel hauen, trifft aber daneben und stößt aus Versehen die Chipstüte um. Wir sind beide ein wenig betrunken.

Und Marta? Ich sollte ihr ein paar Tage Urlaub geben, vorschlagen, sie geht ... wohin? Nach Colliers Wood, zu ihrer Freundin, deren Identität gestohlen wurde.

Clara muss los. Pete hat für die Kinder Huhn Jalfrezi gekocht. Um die Gewürze zu besorgen, ist er extra nach Southall gefahren. Nun gibt es Abwasch.

»Verflucht, es wird einen ganzen Berg zum Abwaschen geben.« Sie beschließt, hinten rauszugehen, nur aus Spaß. »Die ganzen Leute, die reingehen, und keiner kommt wieder raus. Wie in dem Beatles-Film.«

Wir stehen im Garten, mitten auf dem Rasen. Fiedrige Wolken ziehen über den Himmel, wie Rauch. Wir kichern. Klingelstreich. Johnny Riggins küssen. Falsche Zigaretten aus dem Reformhaus. Den Schnaps meiner Mutter stibitzen. Wir spazierten durch Yeovil und taten so, als seien wir Französinnen.

Clara verweilt noch in dem Durchgang zwischen den Gärten. »Spinnen!«, kreischt sie, und dann macht sie sich auf den Weg, tanzt bis zum Ende des

Durchgangs und singt dabei »Bring Me Sunshine«.  
Sie winkt, biegt um die Ecke und ist verschwunden.

• — •

Als ich klein war, ist meine Mutter, wenn die Stimmung sie überkam, mit mir ans Meer gefahren. Es spielte keine Rolle, ob Schule war, meiner Mutter war das egal. Sie drehte das Radio auf, sang aus Leibeskräften mit und hielt irgendwo, um Pommes und Limonade zu kaufen. Ich saß auf der Kante der Rückbank und hielt Ausschau nach der verschwommenen blauen Linie am Horizont. Doch ziemlich oft ging alles schief. Ich kleckerte mir Tomatensoße auf die Bluse, oder im Radio lief das falsche Lied, oder sie sah durchs Fenster jemanden, den sie nicht mochte. Dann überlegte sie es sich anders und kehrte um. Die sauerstoffreiche Luft rüttelte am Fenster, doch im Auto wurde die Atmosphäre schwarz und sauer.

Darüber denke ich gerade nach, als Philip an diesem Abend anruft: dass Dinge, die man sich sehnlichst herbeigeträumt hat, manchmal in dem Augenblick, da man sie bekommt, in Enttäuschung umkippen.

Er sagt alles, wonach ich mich gesehnt habe. Er

hat gerade eine SMS von Rog bekommen. Er hat erfahren, was passiert ist. Es tut ihm leid, dass ich durch die Hölle gehen musste. Dem Teufel sei Dank, dass es vorbei ist. Was hat die Polizei sich bloß dabei gedacht, mich festzunehmen? Warum haben sie nicht eine Minute mal nachgedacht ...? Es tut ihm schrecklich leid, dass er nicht früher angerufen hat. Sein Handy war am Ladekabel. Ein Meeting nach dem anderen, danach zum Karaoke zwangsverpflichtet – diese endlosen Unterhaltungsprogramme für die Mitarbeiter. Er hat nicht mal geduscht. Er hat gesehen, dass ich angerufen habe, aber er hat die Nachricht eben erst abgehört. Natürlich hätte er zurückgerufen, wenn er es gewusst hätte. Geht es mir gut? Ich klang so verzweifelt. Hat die Polizei mich mit aufs Revier genommen, weil ich die Leiche gefunden habe? War das der Grund?

Ich weiß nicht. Es spielt keine Rolle. Ja. Es tut mir leid. Ja.

Er kommt sofort nach Hause, sagt er. Er nimmt den nächsten Flug.

Ich bin ganz ruhig. Es ist, als würde ich von oben auf mich herabschauen, aus dem Cockpit der Boeing 747 oder womit auch immer er heimfliegt. Er klingt gar nicht nach Philip. Er klingt nach einem Vertreter

von Philip; der echte Philip ist tief unter den Manierismen, den Sprüchen vergraben, der echte Philip denkt und empfindet etwas ganz anderes. Ich erinnere mich an ein schwieriges Gespräch in Brighton. Ich sagte: »Du bist komisch.« Und er sagte: »Nein, ich bin nicht komisch. Aber wenn du so was sagst, fühle ich mich komisch.« Alles kommt mir künstlich vor. Bilder von uns beiden von früher. Die ganzen Erinnerungen, die ich unablässig hochzerre. Sie sind alle gefiltert. Es sind nur Worte und Posen.

»Bleib in Singapur«, sage ich. »Es war nur ein Sturm im Wasserglas. Es tut mir leid, dass ich dir was vorgeheult habe. Ich habe mich zu sehr aufgeregt, ich war müde. Aber jetzt ist es vorbei. Ich brauche nicht mal einen Anwalt. Es war ein Missverständnis. Es genügt, dass du es angeboten hast. Millie ist ab morgen bei Robin, und ... Komm erst nach Hause, wenn ...« Ich möchte, dass er die Leerstellen füllt, dass er spürt, dass ich etwas zurückhalte, dass ihm etwas an mir liegt.

Als es an seinem Ende still bleibt, füge ich hinzu: »Bleib.«

»Also, wenn du meinst. Na ja, es war eine weite Reise ...« Er gähnt, ein schmerzliches Schweigen, ein Schluchzen. »Und wenn du versprichst, dass die

Polizei dich hat gehen lassen ...«

»Bleib«, sage ich noch einmal.

»Okay, altes Mädchen.«

Altes Mädchen.

Ich bin in der Küche und schaue in den Garten hinter dem Haus, auf das Rechteck aus gebändertem Licht über dem Apfelbaum. Ich grabe die Fingernägel fest in meine Handfläche, und der Schmerz ist so gewöhnlich, so leicht auszuhalten, dass ich beinahe lache.

# Samstag

Ich schlafe nicht gut. Er quält mich, der Schlafmangel. Satzfetzen aus meinem Telefongespräch mit Philip kommen mir wieder in den Sinn: dass er mir erzählt hat, dass er nicht geduscht hat, die nachsichtige Wichtigtuerei dieser »endlosen Unterhaltungsprogramme für die Mitarbeiter«, sein Gähnen. Irgendwo leiden Ania Dudeks Eltern, und Philip wird zum Karaoke »zwangsverpflichtet«. Ich habe gesagt, er soll dort bleiben, und ich habe es ernst gemeint, aber er hätte darauf bestehen sollen, nach Hause zu kommen. Er hätte merken sollen, dass ich in Schwierigkeiten stecke. Selbst wenn nicht, hätte er an meiner Seite sein wollen sollen. Nichts hätte ihn von mir fernhalten dürfen. Meine Sehnsucht verwandelt sich in Hass. Die beiden Gefühle waren, wie sich erweist, nie besonders weit voneinander entfernt. Man denkt, es ist ein Kontinuum, ein langer Bogen, ein Prozess, doch es ist, wie einen Schalter umzulegen. Ich knülle sein Hemd zusammen, auf dem ich letzte Nacht geschlafen habe, und schleudere es durchs Zimmer. Die Wut ist seltsam tröstlich, und am Morgen bin ich früh wach. Martas

Tür ist zu. Sie ist spät nach Hause gekommen. Ich packe Millies Sachen, und wir schauen leise fern – ich möchte nicht, dass Marta runterkommt, bevor Millie weg ist. Clara ruft an, um mir Bescheid zu sagen, dass sie an der Gartentür ist. Millie springt über den Rasen. Ich trage ihre Tasche. Ich bin im Morgenmantel, und ich muss ihn vorn zuhalten, weil ich den Gürtel nicht gefunden habe. Die Tasche meiner Tochter schlägt mir bei jedem Schritt gegen das nackte Bein. Ich will nicht, dass sie geht, aber sie freut sich. Clara winkt mit den Zugfahrkarten, als wären es Lottoscheine und sie hätte gewonnen. Sie ist extra hergekommen, um zu helfen. Ich stecke richtig tief in der Klemme.

Millie will ihren Mantel nicht anziehen, sie schüttelt ihn ab. Ich werde sauer. Ich hebe ihn hoch und ermahne sie, dass es kalt ist und sie ihn braucht. »Wenn wir den Zug kriegen wollen, müssen wir uns beeilen«, sagt Clara. »Uns wird sicher bald warm.«

Als ich über den Rasen zurückgehe, steht Marta am Küchenfenster und beobachtet uns.

»Was ist los?«, fragt sie. »Wo geht Millie hin?«

Sie ist angezogen, hat sogar schon

Latexhandschuhe übergestreift. Ich fühle mich im Nachteil in meinem Morgenmantel, wie ertappt. Ich schließe die Tür und lehne mich dagegen. »Sie fährt

zu ...« Ich unterbreche mich. Ich mache mir Sorgen, dass ich ihre Gefühle verletze. »... zu Robin, unserem alten Kindermädchen.«

»Warum?«

»Nur für zwei Tage, bis die Polizei die Angelegenheit aufgeklärt hat.«

Ich zeige auf den Mantel, den ich mir über die Schulter geworfen habe. »Sie wollte ihren Mantel nicht anziehen.«

»Es ist kalt.«

»Ich bin sauer geworden. Ich wünschte, ich hätte mich nicht aufgereggt.«

»Manchmal ist sie ein verwöhntes Gör.«

Ich setze mich an den Tisch. Macht es mir etwas aus, dass Marta meine Tochter kritisiert? »Sie ist erst acht«, erwidere ich.

Marta gibt einen abschätzigen Laut von sich, ein Räuspern ganz hinten in der Kehle.

»Ich brauche Sie also ein paar Tage nicht. Sie können Urlaub machen, wenn Sie möchten. Fahren Sie irgendwohin.«

Sie steht noch am Fenster. »Wohin? Wo soll ich hinfahren?«

»Zu Ihrer Freundin?«, schlage ich strahlend vor.

»Die in Colliers Wood?«

»Nein. Ich glaube, ich bleibe hier.«

Panik steigt in mir auf. Ich will sie nicht im Haus haben. Es ist schrecklich, ich weiß. Dies ist ihr Zuhause, aber ich hätte gern einen oder zwei Tage für mich allein. Der Tisch ist klebrig vom Wein am Vorabend. Ich stütze meinen Ellbogen woanders ab. »Wäre vielleicht gut, eine Weile nicht hier zu sein«, sage ich entschiedener.

Sie blinzelt langsam und bewegt dazu ein wenig den Kopf. Es ist kaum eine Geste zu nennen, doch es vermittelt Geringschätzung.

Ich räuspere mich, senke den Blick. »Falls es Ihnen möglich ist. Es wäre besser.«

Sie geht durch den Raum. Die Geschirrspülmaschine schließt mit einem lauten Rums. Als ich aufsehe, hat sie die Latexhandschuhe ausgezogen, hat sie auf die Arbeitsplatte geworfen und den Raum verlassen.



Ich liege auf dem Bett, lese nervös ein Buch – die Zeitungen habe ich unter dem Sofa versteckt, ohne einen Blick hineinzuwerfen, womöglich ein Zeichen, dass ich langsam verrückt werde. Ich bin allein im Haus. Ich habe die Haustür zuschlagen gehört. Ich vermisse Millie, aber sie ist dort, wo sie ist,

glücklicher. Ich sage mir das auf wie ein Mantra. Meine Sinne registrieren wachsam die kleinsten Details – ein tropfender Wasserhahn im Bad hier oben, das einsame Gurgeln meines Magens. Eine leichte Veränderung der Temperatur zaubert augenblicklich Gänsehaut auf meine Arme. Lärm. Rufe auf der Straße. Ein Schrammen des Briefkastens – ein Zettel wurde durchgeschoben, den ich weggeworfen habe, ohne ihn zu lesen. Das motorradähnliche Dröhnen eines Laubbläzers in der Nachbarschaft.

Verzweiflung schleicht sich ein und sinkt nieder wie ein Stein. Was ist, wenn ich all dem nicht entkomme? Was ist, wenn Perivale niemals lockerlässt? Was geschieht dann mit mir? Gefängnis? Rasch stehe ich auf, werfe den Morgenmantel ab wie eine Schlangenhaut, wie einen negativen Gedanken, und schnappe mir meine Laufsachen. Immer noch keine Asics. Ich ziehe die grün-weißen Dunlops an. Ich schaue aus dem Fenster. Ein paar Journalisten sind noch da, einer von ihnen hat den Zettel geschrieben. Perivale kann ich nirgends entdecken. Ich stürze die Treppe runter, schnappe mir aus dem Schrank eine Wollmütze, poltere hinten raus, flitze durch den Garten und zwänge mich hinter das Baumhaus. An einem Holzposten schlage ich mir

die Schulter an. Eine Schürfwunde, die wahrscheinlich auch blutet, aber das ist mir egal. Im Durchgang verharre ich kurz. Keine Taschen, also lege ich den Schlüssel auf die Gartenseite und ziehe die Tür bei. Es sieht aus, als wäre sie abgeschlossen; niemand wird was merken. Das Haus braucht, wenn ich nicht drin bin, nicht gesichert zu sein wie eine Festung.

Das Stampfen auf dem Gehweg, das vibrierende Stoßen meines Atems. Ich fühle mich nicht besonders wohl – ich trage den falschen BH, der Bügel schneidet mir in die Achsel, und ich habe dieses seltsame Zähnekklappern, das ich manchmal bekomme, wenn ich laufe. Dauernd rutscht mir die Mütze in die Stirn. Ich lasse sie, bis ich durch einen Schlitz nur noch Füße und kiesige Erde sehen kann, dann schiebe ich sie wieder hoch, und dann wartet sie ein Weilchen, ein Dunst kratziger Wolle, bevor sie sich wieder in Bewegung setzt. Sobald ich auf dem Common bin, verändert sich meine Stimmung. Es ist das erste Mal seit Ewigkeiten, dass ich draußen bin zum Laufen und mir keine Sorgen darüber mache, was Philip denkt oder fühlt. Heute ist es mir egal, und das ist befreiend. Frische Luft füllt meine Lunge – so frisch, wie sie auf dem Wandsworth Common eben sein kann. Der Diesel von den Zügen und dem

Straßenverkehr vermischt sich mit dem Aufplatzen der Blattnospen, dem Sprießen der rosa Blüten. Über mir gurren Ringeltauben, in den Sträuchern schießen Blaumeisen unter wildem Gezwitscher hin und her.

Es ist nicht viel los hier draußen. Die Zeit ist gut gewählt – nach dem Fußballklub, vor dem Nachmittagsspaziergang. Zudem ein trüber Tag, ein Tag, um zu Hause zu puzzeln oder ins Einkaufszentrum zu gehen. Eine Schicht flüchtiger grauer Wolken über der anderen, bleierne Düsternis. Ich denke daran, wie wir letztes Jahr an Ostern auf dem Heimweg von Nevis in Heathrow aufsetzten, aus dem ganzen Licht und dem überwältigenden Blau bis zum Horizont durch die schmutzige Wolkenschicht stießen und in der flachen Schwarz-Weiß-Welt von Hounslow und Slough landeten. Die Frau neben mir, eine Amerikanerin, sagte: »Können die Menschen in so einer Dunkelheit überhaupt überleben?« Ja, sie können. Wir können.

Es tut gut, den Kopf frei zu bekommen. Ihn frei zu halten. Lass die Beine arbeiten, denk nicht nach. Über die Brücke und den Pfad runter an der Eisenbahn vorbei. Seit ich das letzte Mal hier war – seit dem Morgen vor zwei Wochen –, haben sie den Belag erneuert. Glatter Teerbelag, leicht unter den

Füßen, Lakritzblasen aus Teer zwischen dem Unkraut. Ende des Steuerjahres – der Stadtrat braucht sein Budget auf, bevor die Regierung es sich unter den Nagel reißt. Vom Fußballfeld zu meiner Rechten dringen Rufe an mein Ohr – behaarte Männer in kurzen Hosen, die johlen. »Rein. Gib ihn ab. Russel, hi-er.« Zwei Silben für »hier«.

Ich schaffe meine gewohnte Runde. Ich habe den Common von einer Straße zur anderen überquert – 2,5 Kilometer, einmal drum herum –, und ich laufe zügig an den Gleisen entlang, nähere mich von Neuem der Brücke, die Mütze ist mir wieder über die Augen gerutscht, als hinter mir Schritte schaben, Münzen klimpern. Ich werde schneller, denn ich gehe davon aus, dass ich ihn abhängen kann, doch die Schritte werden ebenfalls schneller. Ich verlangsame. Manche Läufer mögen den Windschatten anderer Läufer nicht – die Raser unter den Läufern. Doch ich höre kein zufriedenes Einatmen, kein stoßweises Ausatmen. Es ist ein Mann. Ich höre ihn atmen. Die Atemzüge eines Menschen haben eine bestimmte Tonhöhe; ich habe Zeit, darüber nachzudenken. Ich bin noch hundert Meter von der Brücke entfernt. Fliehen oder kämpfen? Ist das nichts? Oder alles? Ist es der Augenblick, den ich gefürchtet habe? Ich könnte

weglaufen. Ich schiebe mir die Mütze aus den Augen. Oder ...

Ich bleibe stehen und drehe mich um. Ein Fuß zeigt noch nach vorn, eine komische Umkehrung eines Kavalierstarts.

»Tut mir leid.« Er ist fast bei mir. Er wedelt mit den Armen wie Woody Woodpecker. »Tut mir leid.«

»Sie«, sage ich. »Schon wieder.«

»Gott. Ich verdammter Idiot. Tut mir leid.« Er schlägt sich mit beiden Händen an den Kopf, solche Vorwürfe macht er sich. Oder ... die Geste verwandelt sich von einem Schlagen zu einem Streichen – um seine übermütigen Locken zu bändigen.

»Was wollen Sie? Mich umbringen?«

»Nein, natürlich nicht. Nein. Habe ich ...? Ich habe die falschen Schuhe an.«

»Um mich umzubringen?«

»Nein, zum Joggen. Und Sie sind verdammt schnell. Gut im Training, was? Ich dachte, ich warte, bis Sie an der Brücke sind, da gehen Sie vielleicht rüber – wegen des Geländers –, und das wäre dann vielleicht ein guter Zeitpunkt, um Sie einzuholen.«

Ich mustere ihn. Jack Hayward, ich erinnere mich an seinen Namen. Nette Stimme mit leichtem Yorkshire-Einschlag. Anzug, darüber eine dünne

Regenjacke.

»Warum wollen Sie mich einholen? Sind Sie mir gefolgt?«

»Nein. Nein, natürlich nicht. Tut mir leid. Nein. Bin ich nicht. Ich meine, ich war vor Ihrem Haus, aber ich bin für eine Tasse Tee und einen Pfannkuchen über den Common gekommen, da habe ich Sie laufen gesehen und habe auf der Bank da gewartet. Ich wollte Sie nicht beim ... Fithalten stören.«

Ich gehe jetzt, und zwar ziemlich schnell.

»Fithalten!«, sage ich über die Schulter. »Wie alt sind Sie ... sechzig?«

»Sagt man nicht mehr >Fithalten<? Okay, wie sagt man denn dann? Ich wollte Sie nicht beim Joggen stören?«

»Nein.«

»Wie, joggen wir nicht mehr?«

»Joggen ist auch out. Es heißt Laufen, selbst wenn man joggt.«

»Okay, wollte Sie nicht beim Laufen stören.«

Wir haben die Brücke erreicht, und ich wende mich um. »Also, dazu ist es jetzt zu spät.«

Er streckt in einer Geste der Kapitulation die Hände aus. »Fünf Minuten«, sagt er. »Geben Sie mir nur fünf Minuten.«

»Nein. Tut mir leid.«

Ich gehe weiter. Aber ich laufe nicht. Das ist interessant.

Er hält Schritt. »Ich weiß, dass Sie Journalisten für Abschaum halten.«

»Ich halte niemanden für Abschaum.« Tiere, hat Caroline Fletcher sie genannt. »Ich bin selbst Journalistin. So etwas würde ich nie sagen.«

»Aber wir sind nicht alle schlecht«, fährt er fort. »Ich meine, ein paar von uns schon. Ich wahrscheinlich.« Er hat eine kleine Rede vorbereitet und sie mit Selbstironie gewürzt. »Aber seit der Sache mit Leveson benehmen wir uns besser. Wir zapfen nicht Ihr Telefon an. Wir klopfen nicht mal an Ihre Tür. Wir lungern nur herum, warten, leben in Hoffnung.«

Er seufzt, nicht gerade voller Hoffnung, eher voller Enttäuschung. Vielleicht klang die Rede in seinem Kopf besser.

»Ich weiß, dass Sie hinten rausgehen«, fügt er hinzu. »Ich habe heute Morgen gerade eingeparkt, da sah ich Ihre Tochter mit dieser Frau weggehen.«

Mein Kopf fährt abrupt herum. »Sie haben sie gesehen?«

»Keine Sorge. Ich habe es den andern nicht verraten.«

»Rücksicht oder Eigennutz?«

Er lacht. »Ein bisschen von beidem.«

Das Eingeständnis von Uneindeutigkeit, die humorvolle Selbsterkenntnis sind wie eine Salbe. Ganz direkt und geradlinig sind unsere Motive nie. Ich denke an Claras Vorschlag, meine Geschichte an einen zu verkaufen, um die anderen loszuwerden. Funktioniert diese Taktik? Ich weiß nicht. Ich würde ja Alison Brett fragen, wenn sie denn das geringste Interesse an den Tag legen würde, doch danach sieht es nicht aus. Um meinen Ruf geht es ihr eh nicht; ihr geht es allein um die Sendung. Wer Ania Dudek umgebracht hat, ist ihr egal. Ich stehe allein, aber wenn ich rehabilitiert werden will, muss ich etwas dafür tun, sonst werde ich nie wieder die nette Gaby Mortimer sein.

Wir kommen an einem Gerät des Trimm-dich-Pfads vorbei: Direkt neben dem Weg in der Nähe des Teichs befindet sich eine waagerechte Holzbohle auf zwei Stützen, an der man Situps machen kann. Ich gehe hinüber, lasse mich darauf nieder und sage: »Fünf Minuten. Nicht um zu reden. Das hier ist ganz inoffiziell. Sie haben fünf Minuten, um mich zu überzeugen.«

Mit einem Seufzer, der, wie ich nur vermuten kann, wachsende Hoffnung ausdrückt, setzt er sich neben mich. Seine dünne Regenjacke bläht sich auf

wie eine Schwimmweste. Er bekommt sicher Moosflecken am Hintern seiner Anzughose. Dass er es gar nicht zu merken scheint, röhrt mich seltsam an.

»Also, hören Sie«, setzt er an. »Ich glaube, Sie sind unschuldig.« Das sagt er mit so ernster und aufrichtiger Miene, dass ich lachen muss. Er grinst, dass seine Augen ganz verschwinden und tiefe Lachfalten um seinen Mund entstehen. »Geben Sie mir ein Interview, dann sehen andere das auch. Ich kann Ihnen helfen, es zu beweisen.«

»Dafür habe ich eine Anwältin.«

»Na ja«, er zuckt zusammen, »nicht wirklich. Caroline Fletcher ist nur die Pflichtverteidigerin.«

»Caroline Fletcher?« Ich bin verblüfft, ja, regelrecht erschüttert, dass er ihren Namen kennt.

»Was meinen Sie wohl, worüber wir reden, wenn wir stundenlang vor Ihrer Haustür herumlungern?«

»Fußball?«

»Hauptsächlich, aber das eine oder andere dringt doch durch. Ein Pflichtverteidiger ist ständig mit dem nächsten Mandanten befasst. Ihm liegt nur etwas daran, den Verdächtigen von der Anklage frei zu kriegen. Caroline Fletcher hat nicht das geringste Interesse an Ihrem Bild in der Öffentlichkeit.«

»Da haben Sie vermutlich recht. Selbst ein

Unschuldiger braucht vor Gericht die bestmögliche Vertretung ...«

»Ich könnte Ihnen eine Liste von Promis geben, deren Karriere ruiniert war, völlig ungeachtet dessen, ob sie getan hatten, was ihnen vorgeworfen wurde, oder nicht.« Einen Augenblick wirkt er grimmig, ein finsterer Zug um den Mund. Er besteht also nicht nur aus guter Laune. »Ich könnte eine Kolumne darüber schreiben.«

»John Leslie.«

»Exakt.«

»Und?«

»Ich bräuchte ein bisschen Zeit zum Überlegen, aber ich bin mir sicher, da gibt es noch einige mehr.«

»Also, danke für den Rat. Ich besorge mir einen besseren Anwalt.« Und einen Agenten, denke ich bei mir. Den Fehler mache ich nicht noch einmal.

»Nein! Das brauchen Sie nicht. Sie brauchen nur mich. Wir können Ihren Namen in der Zeitung reinwaschen. Geben Sie mir ein Exklusivinterview, ein hübsches, tiefgründiges Porträt, und ich drehe die Sache um.«

Ich betrachte sein Gesicht, versuche seine Miene zu deuten. Ein gut aussehendes Gesicht, aber eines, das Philips Mutter »verlebt« nennen würde – große Nase, Lachfältchen auf den Wangen, buschige

Augenbrauen, braune Iris mit auffallend dunklen Rändern. »Woher weiß ich, dass Sie mich nicht reinlegen? Sie könnten mich doch übers Ohr hauen.«

Seine Schultern sinken leicht nach vorn. »Sie müssen mir einfach vertrauen.«

Er hält meinen Blick einen Augenblick fest, dann schaut er weg. Festes Kinn, breite Schultern, entschlossener Mund – ein Mann, der in früheren Generationen ein Bataillon angeführt und sich den Respekt der Truppen verdient hätte. Journalisten: die neue Streitmacht. Kann man ihm vertrauen? Wer weiß? Wie alt ist er? Die aufgestaute Energie und die Begeisterung eines jungen Mannes, doch um die Augen ein Hauch von Überdruss. Diese aufblitzende Bitterkeit vorhin. Ungefähr in meinem Alter? Aber ich denke inzwischen oft, die Leute wären »in meinem Alter«, bis ich herausfinde, dass sie in Wirklichkeit achtundzwanzig sind.

»Wie alt sind Sie?«

Er zuckt die Achseln. »Vierzig. Alt genug, um es besser zu wissen.«

Ungefähr in meinem Alter. Na ja, fast.

Auf dem Weg sind zwei junge Frauen mit froschförmigen Buggys stehen geblieben und drehen die Köpfe in unsere Richtung. Für einen

Sekundenbruchteil setze ich ganz automatisch mein B-Promi-Lächeln auf, doch sie lächeln nicht zurück; nicht die geringste Verlegenheit, als ihnen dämmert, warum ich ihnen so bekannt vorkomme. Sie kneifen die Augen zusammen. Ich höre sie flüstern.

Entweder denken sie, ich könnte nicht sehen, dass ihre Lippen sich bewegen, oder es ist ihnen egal.

Was, glaubst du, hat sie gemacht, dass sie so in den Mord hineingezogen wurde? Eindeutig durchgeknallt. Einen Reporter so zu treten. Hast du den blauen Fleck gesehen?

Ich brauche niemanden, selbst Alison Brett war dieser Meinung, bevor sie auflegte. Vielleicht weiß Hayward, wie man an Suchmaschinen herumfriemelt, um den blauen Fleck auf Seite dreiundzwanzig der Ergebnisliste zu platzieren, bis wohin niemals jemand blättert. Google-Waschen, Google-Bombardieren, Google-Kegeln. Wir hatten vor einer Weile in Mornin' All einen Medienmanipulator, eine Geschichte, die mit George W. Bush zu tun hatte. Ich weiß, dass das geht. Wir könnten einander von Nutzen sein. Eine symbiotische Beziehung. Wächtergrundel und Knallkrebs. Oder diese Vögel, die auf den Köpfen afrikanischer Gnu sitzen.

Ein großer brauner Hund springt herbei und kratzt mit den Vorderpfoten an der Rinde, hält inne, um an

dem frischen Loch zu schnüffeln, und gräbt dann wie wahnsinnig weiter. Die Erde spritzt auf Jack Haywards Anzughose; in den Aufschlägen sammelt sich Mulch.

Er lacht und ruft den Hund zu sich. »Komm her, Junge.« Der Hund leckt ihm mit hektisch wedelndem Schwanz die Hand, stößt ihm die Nase in den Schritt und hüpfte davon. Hayward schaut ihm hinterher. Irgendwo in der Ferne ruft eine Stimme: »ROGER!«

»Okay«, sage ich. »Wahrscheinlich bin ich verrückt, aber okay.«

»Sie machen es?«

Ich nicke. Ich muss nur auf der Hut sein. Das ist alles.

Er reißt die geballte Faust hoch und sagt:  
»Katsching!«

»Wenn Sie das noch mal machen, überlege ich es mir noch einmal.«

»Tut mir leid«, sagt er und tut es tatsächlich noch einmal, allerdings leiser, wie hinter meinem Rücken.

Er gibt sich betont lässig. Ich bin fasziniert. Vielleicht spielt er eine Rolle, aber da ist er wohl kaum der Einzige. Ich muss ihn eben im Auge behalten. Wir werden sehen.

Im Aufstehen fege ich ein paar von dem Hund aufgeworfene Gras- und Erdbröckchen von meinem

Schoß, und wir schlagen den Heimweg ein. Es hat angefangen zu regnen. Mit einer Detailtreue gegenüber Kleinigkeiten, die verraten, dass Essen für ihn wichtig ist, spricht er über die verschiedenen Leckereien, die er im Auto hat – italienisches Sauerteigbrot von dem Brotstand an der Northcote Road, einen Brie aus Somerset aus dem Käseladen – »Dachte, es lohnt sich, ihn mal zu probieren« – und zwei Flaschen belgisches Bier, »nicht besonders kalt, aber in der Not und so weiter«.

»Haben Sie vor, jetzt mitzukommen?«, frage ich.  
»Jetzt gleich?«

»Wenn das okay ist?«

Dunkle Regentropfen auf dem Weg vor uns, ein Rauschen in den Baumkronen. Ich runzele die Stirn und tue so, als würde ich darüber nachdenken, die Vor- und Nachteile abwägen. Noch habe ich die Kontrolle über die Situation, gleichzeitig merke ich, dass eine innere Anspannung, von der ich gar nicht gemerkt hatte, dass sie da war, sich ein wenig löst. Vielleicht ist es Einsamkeit oder Verzweiflung oder Angst vor dem leeren Haus, aber ich habe ein Gefühl, das ich lange nicht empfunden habe – das Gefühl, den anderen nicht gehen lassen zu wollen.



Jack geht zum Wagen, um seinen Kram – wie er es nennt – zu holen, und ich habe ein paar Minuten für mich. Ich versuche es noch einmal bei Alison Brett, doch sie hebt nicht ab. Eigentlich habe ich auch nicht damit gerechnet. Ich fahre mir rasch mit einem Kamm durch die Haare und mache mich dann ans Mittagessen. Ich schneide Tomaten und Mozzarella und gebe Salz und Olivenöl darüber. Dann raspele ich zwei der Möhren, die als Ersatz für die Zucchini in der Gemüselieferung waren, und schneide mir dabei in den Finger. Jetzt sind es geraspelte Zucchini-Ersatz-Möhren mit Fleischeinlage. Ich zermartere mir das Gehirn: Hat Carol Vorderman in der Mornin'-All-Küche nicht etwas besonders Raffiniertes mit Möhren angestellt? Ich streue ein wenig getrockneten Estragon darüber und gieße einen Schluck Orangensaft aus dem Kühlschrank dazu. Ich beeile mich, was lächerlich ist, denn es gibt keine Eile – es sieht nicht so aus, als wollte irgendjemand irgendwohin.

Als ich aufschau, sehe ich Jack über den Rasen kommen. Ich habe wohl die Hintertür offen gelassen. Ich bin beunruhigt – das kommt mir doch ein wenig kess vor –, aber ich habe keine Zeit zu überlegen, denn schon betritt er die Küche. Auf seinen Haaren und Kleidern glitzern Regentropfen. Er

macht »brrr« wie ein Pferd und schüttelt sich ein wenig, um anzudeuten, wie kalt und ungemütlich es draußen ist, und zieht den Reißverschluss seiner Regenjacke auf. Ich frage, ob er ein Handtuch braucht, doch er meint nur: »Das überleb ich schon.« Als er die Schnürsenkel öffnet, beugt er sich über die Kante der Bank. Regen schlägt gegen das Fenster, und der Garten verschwimmt zu grünen Flächen. Ich werfe ihm ein sauberes Küchenhandtuch zu, ob er es will oder nicht. Schlagwurf. Sehen Sie, wie locker ich sein kann? Das Handtuch segelt ein Stück von ihm weg zu Boden. Er bückt sich, um es aufzuheben, reibt sich kurz das Gesicht ab und gibt es mir zurück.

»Danke«, sagt er.

Ich krame im Kühlschrank nach einer Flasche Wein, da meint er: »Tolle Salate. Wo kommen die her? Das ist nicht bloß Brot mit Käse. Das ist ein richtiges Festmahl.«

Deswegen habe ich mich beeilt. Ich wollte, dass er den Salat auf den Tisch gezaubert sieht und beeindruckt ist. Ich wollte angeben. Und jetzt ist er beeindruckt – »ein richtiges Festmahl«, hat er gesagt –, und ich komme mir dämlich vor. Es sind bloß Möhren und Orangensaft, und er ist bloß ein Reporter. Ich bin nicht auf männliche Anerkennung

angewiesen. Wenn Jack Hayward mich nett findet, reicht das völlig. Er muss nicht gleich hier einziehen wollen. Was ist los mit mir? Warum bin ich so nervös?

Ich habe eine Flasche Rosé in der Hand, doch ich stelle sie wieder neben die Milch und nehme den Orangensaft raus. »Orangensaft okay?«, frage ich. »In den Möhren ist auch schon welcher. Oder möchten Sie lieber Tee oder Kaffee?«

»Ein Heißgetränk«, sagt er mit ulkiger Stimme, was mich vermuten lässt, dass ihm die Situation ebenfalls ein wenig unbehaglich ist. Er hat sein Brot und seinen Käse auf den Tisch gelegt und streicht das Einpackpapier darunter glatt, als wären es Porzellanteller. Dann mustert er die Kochbücher im Regal der Kücheninsel. Er ist kein großer Mann – knapp ein Meter achtzig –, aber er ist stämmig und hat breite Schultern. Er scheint mehr Raum einzunehmen, als ich gedacht habe.

»Ich habe eine Nespresso-Maschine«, sage ich sinnloserweise. »Krups.«

»Und ich habe auch noch die belgischen Trappistenbiere, aber denen würde es guttun, wenn man sie ein bisschen kaltstellt.«

Er geht zum Kühlschrank, holt sie klimpernd aus einer Tragetasche und macht Platz dafür. Falls er den Rosé sieht, sagt er nichts dazu.

Ich schalte den Wasserkessel ein, nur um etwas zu tun, und hole Teller heraus – zucke beim Klappern des Porzellans zusammen –, und wir setzen uns an den Küchentisch. Seine Regenjacke hat er höflich über eine Stuhllehne gehängt.

Als ich auftue, halte ich das Salatbesteck seltsam unbeholfen vor Unsicherheit. Ich wünsche mir schon, ich hätte nicht Ja gesagt. Ich habe mehrere Schritte ausgelassen. Ich hätte mir seinen Presseausweis zeigen lassen und mich davon überzeugen sollen, dass Jack Hayward tatsächlich existiert, dass er den Namen nicht erfunden oder von jemandem gestohlen hat, dass er wirklich der ist, der er zu sein behauptet. Ich erinnere mich, dass Alison Brett gesagt hat, ich solle niemals einen Journalisten ins Haus lassen. Selbst die Reporter der niveauvollen Sonntagszeitungen machen gern Witze über Badezimmersergarnituren. Zu spät. Wir essen. Ein eigenartiges Gefühl, seltsam heimelig – während der Rest des Hauses verrammelt und dunkel ist.

»Könnten Sie mir bitte mal das Salz reichen«, sagt er. »Eine Prise Salz macht sich verdammt gut auf den Tomaten.«

Philip und ich haben seit Monaten nicht am Küchentisch gesessen. Wenn wir mal zusammen gegessen haben, dann irgendwo auswärts.

»Das sind Riverfords.«

»River-was?«

»Sie haben sicher schon von Riverford gehört: Biogemüsekisten aus Devon, werden jeden Dienstag an die Tür geliefert. Unser altes Kindermädchen, Robin, hat uns damit bekannt gemacht.«

»Sehr nobel. Gemüse für die Mittelklasse, an dem noch die Erdklumpen hängen.«

»Kommen Sie mir bloß nicht so ... Sie mit Ihrem Somerset-Brie, von dem Sie dachten, >es lohne sich, ihn mal zu probieren<.«

»Gut. Sie haben mich ertappt. Und ja, ich habe die Lieferwagen gesehen.«

Nach diesem Geplänkel geht es mir besser, ich bin nicht mehr so nervös. Dieser Mann sieht sich nicht um, um das Haus zu taxieren und den Wert des Bildes von Craigie Aitchison zu schätzen. Ich bin hier diejenige, die seine Gesten analysiert und jedes Wort auf die Goldwaage legt.

»Was halten Sie von dem Brie?« Er spießt ein Stück mit der Gabel auf und mustert es wie ein botanisches Präparat. »Angenehm, aber nicht brie-ig genug, was?«

»Oh, ich finde ihn recht brie-ig«, erwidere ich.

»Ich weiß, was er braucht.« Er springt auf, holt das Bier, das kaum Zeit zum Abkühlen hatte, heraus

und öffnet die beiden Flaschen.

»Können Sie kochen?«, frage ich und nehme eine.

»Gar nicht schlecht«, sagt er. »Ich bin ein Alltagskoch. Ich mag einfache saisonale Zutaten.«

»So etwas zu sagen ist heutzutage doch fast ein Moralkodex.«

Er lacht. »Stimmt. Meine Mutter konnte gut kochen. Vier Kinder. Ich bin der einzige Junge. Sie hat uns allen das Kochen beigebracht. Und selbst?«

»Meine Mutter gehörte nicht zu denen, die ihren Kindern das Kochen beibringen. Bei uns gab es meistens Bohnen aus der Dose.«

»Dann besitzen Sie ein natürliches Talent. Der ... ähm ... Möhrensalat hat einen interessanten Geschmack.«

Ich trinke das Bier direkt aus der Flasche. Es schmeckt wie Karamell. Ich spüre, wie es mir die Kehle hinunterrinnt, wie in der alten Werbung für Castrol-Öl. »Wohnen Sie in der Nähe?«

»Brixton. Vorübergehend. Ich habe eine Wohnung über einem Waschsalon, was sehr praktisch ist.«

Faszinierend, ein Mann in seinem Alter in einer Wohnung über einem »praktischen« Waschsalon. »Keine Mrs Hayward?«

Er spießt eine weitere Brie-Ecke auf ein abgerissenes Stück Brot. »Nein, derzeit nicht.«

Also geschieden und gerade dabei, wieder auf die Füße zu kommen. »Kinder?«

»Ah.« Er wischt das Olivenöl auf seinem Teller mit einem Stück Brot auf. Die Möhren hat er in eine Ecke geschoben, und er gibt sich große Mühe drum herumzuwischen. Jetzt fällt mir auch ein, dass Vorderman keinen Estragon benutzt hat, sondern Koriander. »Richtig gut, die Tomaten. Nein. Keine Kinder.«

Ich frage ihn, wie es ihn zum Journalismus verschlagen hat, und er setzt zu seiner Lebensgeschichte an: South Yorkshire, jüngstes Kind, Mutter tot, Vater lebt noch, besuchte irgendwo einen Journalismuskurs, eine Londoner Abendzeitung, gefolgt vom Express – oder hat er Mirror gesagt? –, heute als Freier. Von dem, was er sagt, kriege ich nicht viel mit. Mich interessiert etwas ganz anderes: Wie clever ist er? Wie nett? Kann er mich wirklich aus diesem Durcheinander rausholen? Wird er einen guten Artikel schreiben? Kann ich ihm vertrauen? Der leichte Yorkshire-Akzent, den man mit Ehrlichkeit assoziiert, wird deutlicher, wenn er über seine Familie spricht – die kurzen Vokale, das »g« in »jüngstes«, an das er sich klammert wie an eine Schmusedecke.

»Egal«, sagt er nach einer Weile, »genug von

mir.« Er schüttelt kurz den Kopf, wie um zu sagen: »Ich bin langweilig«, obwohl ich ihn gar nicht langweilig finde.

»Ania Dudek«, sagt er unvermittelt.

In meinen Ohren setzt ein Klingeln ein, eine Welle der Panik. Ich fühle mich schuldig. Ich hatte vergessen, dass es hier nicht nur um mich geht, sondern auch um sie. Es war mir gelungen, sie für eine Weile ganz aus meinen Gedanken zu verbannen. »Ania Dudek«, wiederhole ich und warte darauf, dass sich der innere Tumult legt.

Er schiebt seinen Teller zur Seite, langt in die Tasche, verharrt einen Augenblick und zieht die Hände wieder raus. Ohne Zigaretten. »Also, es ist mir ein Rätsel. Was ich mitbekommen habe, als ich da draußen rumgelungert habe, ist, dass sie eine arbeitsame Polin war, die am Froebel College in Roehampton eine Ausbildung zur Lehrerin absolvierte und rund um die Uhr arbeitete, um über die Runden zu kommen: Kinder hüten, Hunde ausführen, babysitten. Sie lernte Ballett und hatte einen Antrag auf die britische Staatsbürgerschaft gestellt. Was sagen Sie dazu? Sie war intelligent, hat etwas aus sich gemacht, hat Wurzeln geschlagen, und am Ende ist sie tot, mit einem dünnen Seil in ihrer eigenen Wohnung erdrosselt und ein paar Schritte weiter

mittendrin auf dem Wandsworth Common abgelegt. Schwanger«, fügt er noch hinzu, als bräuchte diese Tatsache um sich herum ein wenig Platz.

Ich warte einfach. Manchmal schließe ich bei dem Gedanken, dass sie schwanger war, die Augen.

»Und die Polizei glaubt, Sie waren es.«

Unwillkürlich stoße ich einen leisen Laut aus, denn das Nebeneinander dieser beiden Fakten ist schwer zu ertragen.

Hayward hat das Käsepapier und die Salatschüsseln ein Stück von sich weggeschoben, wie um klar Schiff zum Gefecht zu machen. »Es heißt, es sei eine fixe Idee von Perivale.«

»Eine fixe Idee?« Ich ziehe eine Augenbraue hoch.

Er bedenkt mich mit einem missbilligenden Blick.

»Eine fixe Idee. Mickey Smith vom Mirror – er ist ein richtiger Kriminalreporter, kennt sich aus, der Bursche – sagt, DI Perivale hat eine Handvoll Fakten und ist fest entschlossen, sie sich zurechtzustutzen. Die Polizistin ... wie heißt sie noch?«

»Morrow. PC Morrow.«

»PC Morrow ist nicht glücklich darüber, wie die Ermittlungen laufen. Mickey hat im Pub mit angehört, wie sie mit einem anderen Polizisten darüber geredet hat, wie ›borniert‹ Perivale sei. Die

meisten Menschen werden von jemandem umgebracht, der ihnen nahesteht – Ehemann, Ehefrau ... Die Sache mit Anias Freund ist weiterhin rätselhaft. Ich weiß nicht, warum sie den nicht unter die Lupe nehmen. In neunundneunzig von hundert Fällen ist es der Freund.«

»Er war nicht im Land, als sie umgebracht wurde«, sage ich. »Das hat Perivale mir erzählt.«

»Aha.«

Ich lache. »Und schon geht Ihre Theorie baden.«

Er wirkt nachdenklich. »Trotzdem seltsam, dass er so besessen ist von Ihnen. Mickey Smith denkt, es hat was mit dem Morgen zu tun, an dem Sie die Leiche gefunden haben.«

»Das war mein großer Fehler«, sage ich, »die Leiche zu finden.«

»Ihre DNA überall ... hat nicht gut ausgesehen.«

»Ich habe ihr den BH zugemacht und vergessen, es ihm zu sagen. Ich habe ihr Haar berührt.«

»Eine simple Erklärung. Dann sind da noch die anderen Hinweise. Die Erde ... ich bin überzeugt, wenn wir in sämtlichen Straßen in der Gegend hier eine Untersuchung durchführten, würden wir bei jedem zweiten Haus auf dem Weg Spuren dieser italienischen Erde finden. Die kann jeder an den Schuhen reingeschleppt haben: der Milchmann, der

Briefträger, jemand, der Pizza-Handzettel verteilt.«

Er war fleißig. Er ist gut informiert. »Was ist mit den anderen Verbindungen?«, frage ich fasziniert. »Den Zeitungsausschnitten ... der Ähnlichkeit zwischen uns ... Die Polizei meint, sie könnte meine Stalkerin gewesen sein.«

»Also, ich glaube Folgendes: Sie hat ihrer Nachbarin erzählt, sie würde sich bei Ihnen als Kindermädchen bewerben. Sie war aufgereggt, nervös. Sie hatte Sie im Fernsehen gesehen.« Er bemerkte meine Miene. »Sie erinnern sich nicht daran?«

»Nein. Großes Ehrenwort. Sie war nicht zu einem Vorstellungsgespräch hier. Ich würde mich daran erinnern, auch wenn es eine schwierige Zeit war. Ich kann mich an alle erinnern, mit denen ich gesprochen habe, und sie war nicht darunter.«

Er sieht mich erwartungsvoll an. »Schwierige Zeit?«

Das ist mir herausgerutscht. »Meine Mutter war krank. Sie starb in der Woche.« Ich sage es so ausdruckslos wie möglich, doch natürlich ist alles, was mit dem Tod zu tun hat, befrachtet.

»Das tut mir sehr leid«, sagt er. »Krebs?«

»So was in der Art.«

Er legt seine Hand auf meine. »Darauf bereitet

einen nichts vor, nicht wahr?«

»Stimmt.« Ich lächle – eine Frau, die mit dem Tod ihrer Mutter fertig geworden ist –, doch er täuscht sich. Ich könnte ihm erzählen, dass ich durchaus vorbereitet war, dass ich seit Jahren gewusst hatte, dass es so kommen würde, doch das tue ich nicht. Auf seinen Fingerknöcheln wachsen dunkle Haare. Irgendwo habe ich, glaube ich, mal gelesen, dass es genetisch bedingt ist, ob man Haare auf den Knöcheln hat oder nicht.

Er nimmt seine Hand weg und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück – die Haltung von jemandem, der sich wohlfühlt in seinem Körper, der genug zu Essen hatte und es genießt, die Muskeln auszustrecken, dem es überhaupt nichts ausmacht, die warme Haut eines anderen zu berühren. Wo sein Hemd ihm aus der Hose rutscht, zwischen zwei Knöpfen, ist ein spitzes Dreieck nackter Haut.

Er beugt sich wieder vor. »Also waren Sie abgelenkt. Vielleicht haben Sie mit ihr gesprochen, oder sie hat an der Tür geklingelt, und es war niemand da. So oder so, ich kann nachvollziehen, warum sie fasziniert war von Ihnen und gelegentlich einen Artikel über Sie ausgeschnitten hat, um ihn ihrer Mutter zu Hause zu schicken.« Er schüttelt den Kopf. »Doch die Sache mit den Kleidern und der

Pizzaquittung, die ist vertrackt.«

Ich weiß nicht, ob es das Bier ist, doch bei seinem Kopfschütteln überkommt mich eine zittrige Erleichterung, die so intensiv ist, dass ich innerlich jubele. Er kennt so viele Fakten, weiß alle Einzelheiten und glaubt trotzdem an meine Unschuld: Ich könnte singen. Meine Freunde, die Menschen, die ich liebe, mögen mir glauben, doch sie kennen nur meine Version, während Jack Haywards Informationen ungefiltert sind. Mir kommt eine Idee.

»Hören Sie«, sage ich. »Wie wäre es damit: Ich gebe Ihnen Ihr Interview, und wir verständigen uns darauf, dass Sie mich fragen können, was Sie wollen. Aber vorher helfen Sie mir noch ein paar Tage zu graben. Es sieht so aus, als hätten Sie Kontakte. Ich wüsste gar nicht, wo ich anfangen sollte. Und ich sage nicht >ermitteln<, nur ein wenig herumstochern, ein paar Fragen stellen, da nachsehen, wo die Polizei nicht sucht. Vielleicht finden wir dabei etwas, was meinen Namen reinwäscht, vielleicht auch nicht. Vielleicht geben wir Perivale nur einen Schubs. Aber wenigstens tun wir das Richtige für Ania. Das ... das bin ich ihr schuldig.«

Zuerst sagt Jack nichts darauf. Er wirkt bekümmert, vielleicht sogar ein wenig in Panik.

Diente das Geplauder und das Durchkauen von Meinungen nur dazu, mich rumzukriegen?

»Aber Sie gehen am Montag wieder arbeiten«, sagt er. »Wie viel Zeit haben Sie da?«

»Ich gehe nicht zur Arbeit, das ist eines der Probleme.«

Er neigt fragend den Kopf zur Seite.

»Ich bin ... freigestellt.«

Eine lange Pause. Er mustert mein Gesicht. Ich habe die Hoffnung schon fast aufgegeben, da sagt er: »Einverstanden.«

Ich atme aus. »Ehrlich?«

»Ja. Ist nicht so, als wäre ich noch an einer anderen Geschichte dran. Und es könnte funktionieren. Zwei Welten prallen aufeinander, aber detaillierter; ein bisschen investigativer Journalismus. Vielleicht verhöre ich es ja sogar an die Sunday Times News Review.« Er fasst in die Innentasche seines Jacketts und holt ein kleines Diktafon heraus. »Wo fangen wir an?«

Das Diktafon ist mir unangenehm, und ich will ihn gerade bitten, es wieder wegzutun, da klingelt mein Handy. Es liegt auf dem Tisch, und Jack schaut auf das Display, bevor ich danach greifen kann. Es ist Philip. »Oh«, sage ich, »das kann warten«, und stecke das Handy ein.

»Also, wo wollen wir anfangen?«, wiederhole ich.  
»Für die Kleider und die Pizzaquittung habe ich eine Erklärung, und zwar Marta, mein Kindermädchen. Aber nehmen Sie das bitte nicht auf, das ist nicht für den Artikel. Nicht dass ich denke, sie hätte Ania umgebracht, nur dass sie sie womöglich kannte und aus irgendeinem Grund nicht damit rausrückt. Sie hat der Polizei gesagt, sie sei ihr nie begegnet, aber mir gegenüber hat sie gemeint, es könnte sein, dass sie sie ein paarmal in der Kirche gesehen hat.«

»Wo ist Marta jetzt?«

»Sie besucht eine Freundin in Colliers Wood.«

»Colliers Wood«, wiederholt er mit tiefer Stimme, als hätte ich »Voldemorts Höhle« gesagt. Ich spüre, dass die ganze Sache vom Gruseligen ins Komische gleitet und dass die Spannung nachlässt. »Zeigen Sie mir, wo sie schläft.«

»Die Polizei ist schon durch. Was sollen wir da finden, was die nicht gefunden haben?«

»Anderer Blick, andere Perspektive. Die kleinsten Dinge können dem einen Menschen überhaupt nichts sagen und einem anderen alles. Und widersprüchliche Beweise sind immer verdächtig. Kommen Sie!« Er schiebt seinen Stuhl nach hinten.

»Wollen wir ermitteln, oder wollen wir ermitteln?«

Ich hebe die Hände zu einer Geste, die sagt: »Ich

ergebe mich«, und gehe voraus. Er folgt mir nach oben. Ich spüre sein Gewicht auf den Stufen. Mit einer Art befangener Behändigkeit steige ich die Stufen hinauf. Als ich die Tür zu Martas Zimmer aufdrücke, zucke ich zusammen. Einen Augenblick lang denke ich, sie liegt auf dem Bett, doch es ist nur das Federbett – sie hat es komisch zusammengelegt und das Kissen obendrauf platziert.

Jack geht zum Fenster und öffnet die Lamellen des Rollos. Regen rinnt an der Scheibe hinunter. »Von hier aus kann man den Common sehen«, sagt er, »über die Hausdächer.«

Ich stehe noch in der Tür. Eine gewisse Grenze sollte man nicht überschreiten. Doch Jack plagt sich, wie es scheint, nicht mit solchen Skrupeln. Vielleicht liegt das daran, dass er sie nicht kennt – macht das in dieser Situation moralisch einen Unterschied? Er ist ungeniert eingetreten und steht jetzt vor dem Schrank und zieht die Tür auf. Eine Rolle Packpapier fällt heraus. Er schaut auf. »Worauf warten Sie?«

»Vermutlich ist es okay.« Ich überquere die Schwelle und trete zu ihm an den Schrank. Trotz meines Unbehagens gehe ich die Fächer auf der einen Seite durch, unten angefangen: mehrere Lehrbücher mit Titeln wie Englisch ohne Mühe, ein Straßenverzeichnis von London, ein Stapel Prospekte

– Madame Tussauds, der London Dungeon –, die Karte eines Taxiunternehmens. Ganz hinten liegen ein Stoß brauner wattierter Umschläge, eine dicke Rolle weißer Aufkleber und mehrere Tesafilmspender.

»Wozu braucht sie so viel Büromaterial?«, frage ich.

»Hm. Keine Ahnung.«

Jack sieht müßig die Kleider auf den Kleiderbügeln durch. »Wie viele Leggins braucht eine junge Frau?«

»Das«, antworte ich, »ist Ansichtssache.« Ich habe einen Stapel Handtücher und Bettlaken und einige Toilettenartikel durchsucht und bin beim obersten Fach angelangt. Dort liegt ein zerknülltes Kleidungsstück, und als ich es herausziehe, sehe ich, dass es die Jeans ist, die ich schon vermisst habe. Ich glotze darauf. »Ich hab mich schon gefragt, wo die abgeblieben ist«, sage ich nach einem Augenblick. »Sie hat sie wohl aus Versehen in ihren Schrank getan.«

Jack schließt die Schranktür. »Wonach suchen wir überhaupt?«

»Ich weiß nicht. Es war Ihre Idee.«

»Was ist das?« Er zeigt auf einen Schuhkarton unter dem Bett.

»Sollen wir wirklich hier herumschnüffeln?«

»Sie haben recht«, sagt er. »Wir sollten es nicht, aber ich mache ihn trotzdem auf. Sehen Sie mich nicht so an. Um Himmels willen, Gaby.«

Es ist das erste Mal, dass er mich beim Vornamen nennt.

Ich stehe an der Tür, bin im Geiste schon draußen, unten mit dem Wasserkessel beschäftigt, als er sich bückt und den Karton über den Teppich zieht. Es behagt mir nicht, dass er das tut. Es erinnert mich daran, dass ich ihn nicht kenne. Wahrscheinlich sollte er gar nicht im Haus sein, erst recht nicht in Martas Zimmer. Aber ich bin wie gelähmt. Ich tue nichts. Ich sehe nur zu. Er schiebt das Federbett zur Seite, setzt sich aufs Bett und öffnet ihn. Als er den Deckel hebt, flattern zwei dünne Blätter heraus.

»Postquittungen«, sagt er und sieht sie durch. »Tonnenweise. Zwanzig, dreißig, alle für Sachen, die sie in den letzten zwei Monaten zur Post gebracht hat. Und ein Geldversteck. Das sind sicher fünfhundert Pfund in bar.«

»Wer muss so viele Päckchen zur Post bringen?«

»Versandhandel.« Er verzieht das Gesicht. »Oder jemand, der sehr viele Geschenke nach Hause schickt.«

»Verdammte.«

Ich gehe hinüber und setze mich zu ihm. Jetzt bin ich fasziniert. Eine Feder tief in den Polstern der Matratze springt hoch. Ich verliere das Gleichgewicht und plumpse gegen ihn. »Du meine Güte, zu viel gegessen«, sage ich, ohne nachzudenken.

Er schaut auf. Sein Gesicht ist nah, sein Arm streift meinen. Dann ein Geräusch. Schlüsselklimpern und das Knarren der Haustür, ein leises vibrierendes Dröhnen, als sie an die Wand schlägt, das widerhallende Rumsen, mit dem sie ins Schloss fällt. Eine vertraute Abfolge von Geräuschen. Jack und ich verharren schweigend. Ich spüre den Druck seines Arms. Schritte im Flur. Klappern. Eine Pause, und dann kommen langsame, schwere Schritte die Treppe herauf.

Zu meinen Füßen ist ein Fleck im Teppich, wie Südamerika auf dem Kopf. Marta hat versucht, ihn rauszukriegen. Der glatte Flor des Teppichs wurde zu länglichen Schleifen gedreht wie bei einem Handtuch.

Ich stehe auf. Der Boden knarrt.

Nora, auf der anderen Seite der Tür, stößt einen leisen Schrei aus.

»Tut mir leid, Nora«, sage ich. »Gott, ich wusste nicht, dass Sie heute kommen. Habe ich Sie erschreckt?«

»Nein«, sagt sie und schüttelt den Kopf, obwohl sie eine Hand an die Brust geschlagen hat. Sie trägt ihre Pantoffeln aus Goldlamé und hält ein Tuch in der Hand. »Ich bin heute noch mal gekommen, weil ich am Donnerstag nicht putzen konnte.«

»Das ist unglaublich nett von Ihnen.«

»Tut mir leid«, sagt sie.

»Nein. Nein, mir tut es leid.«

Sie hält mir das Tuch hin, nur dass es sich entrollt. Es ist kein Tuch. Es ist der fehlende Gürtel meines Morgenmantels. »Den habe ich gefunden«, sagt sie. »Am Garderobenständer. Ich bringe ihn hoch, okay?«

»Wie ist er denn da hingekommen?« Unbehagen angesichts all der Sachen, die an den seltsamsten Orten auftauchen. Ich verliere die Kontrolle über mein Leben. »Aber das ist toll. Sie sind toll. Vielen Dank.« Es käme mir nicht in den Sinn, Nora gegenüber irgendetwas anderes als dankbar zu sein, doch schon als mir die Worte über die Lippen kommen, frage ich mich, ob sie aufgezeichnet werden, dokumentiert. Hinter der Tür hört Jack Hayward alles mit.



Am Abend, als das Haus an allen Enden und Ecken knarrt, lasse ich mir ein Bad mit Deep-Relax-Badeöl ein. Es funktioniert nicht immer. Ich liege lange darin und betrachte meine Beine, die unter Wasser zittern. Ich hebe die Hand und verharre so still wie möglich, um das Fallen der Tropfen zu hören. Die Sommersprossen auf meinem Arm heben sich dunkel ab gegen die Blässe meines Bauchs. Ich denke an Ania Dudek. Hatte sie meine Hautfarbe? War ihr Körper so weiß wie meiner?

Philip hat mir eine Nachricht hinterlassen – »Was gibt's Neues, mein Schatz?« –, doch ich habe ihn nicht zurückgerufen. Ich tauche den Kopf unter Wasser, sperre außer dem Gurgeln in den Leitungen alles aus. Durchs Fenster kann ich violette Wolken sehen, die über den von Straßenlaternen erhellten Himmel jagen. Blau, grau oder orange: Der Himmel über London ist niemals schwarz. Leichter Regen. Ein Hubschrauber schwirrt, kreist, das Dröhnen der Rotorblätter mal lauter, mal leiser. Ein Inhaftierter ist aus Wandsworth geflohen. Eine Drogenrazzia in Brixton. Eine al-Qaida-Zelle in Tooting. Es ist nirgends sicher.

Nach dem Bad gehe ich durch sämtliche Räume des Hauses und öffne die Läden. Inzwischen regnet es richtig. Die Reporter haben sich, wie es scheint,

zerstreut. Regen vertreibt die Journaille genauso wie die Randalierer. Jack ist durch die Haustür raus und hat sich kurz mit dem Mann am Gartentor unterhalten – Mickey vom Mirror, nehme ich an. Danach stiegen sie einer nach dem anderen in ihre Autos, schlugen die Türen zu, starteten die Motoren und fuhren davon. Ich müsste Erleichterung empfinden, doch das tue ich nicht. Sie waren ein Puffer, diese Leute, sie haben mir etwas oder jemanden, vor dem ich Angst habe, vom Leib gehalten.

Als ich auf dem Weg nach oben ins Bett an der Haustür vorbeigehe, sehe ich einen Schemen auf dem mattierten Glas, eine Hand, die sich ausstreckt, um zu läuten, doch es ist nur der wogende Schatten eines Olivenbaums im Schein der Straßenlampe.

## Sonntag

Am Morgen ruft Philip noch einmal an, und diesmal gehe ich ran. Ich erzähle ihm, dass die Lage sich beruhigt hat. »Oh, gut«, sagt er. »Es ist schrecklich, so weit weg zu sein und mir solche Sorgen um dich zu machen.« Falsche Besorgnis. Wenn du dir so schreckliche Sorgen machst, warum kommst du dann nicht nach Hause?

»Unterstützen die in der Arbeit dich auch?«, fragt er, und in Gedanken erwidere ich: Unterstützen? Ob die mich unterstützen? Heißt, mir zu sagen, sie wollten mich nicht in ihrer Nähe haben, mich zu unterstützen? Doch nichts von alldem sage ich, sondern: »Sie haben mir ein paar Tage freigegeben.« Ich klinge wie ein bockiges Kind.

»Oh, gut. Nett von ihnen.«

Ich stütze die Stirn an die Handfläche. Ich bin genervt und gleichzeitig völlig erschöpft. Er ist weit davon entfernt zu verstehen, was ich durchmache. »Ja, kann sein«, sage ich schließlich.

Wie anders bin ich am Telefon mit meiner Tochter. Millie platzt schier: frisch geborene Lämmer, Hüte mit Osterschmuck und Fahrrad fahren mit Ians Nichte Roxanne, die erst neun ist und trotzdem schon

Ohrlöcher hat. Ich freue mich über ihr überschwängliches Geplapper. Im Hintergrund höre ich das Treiben in Robins Küche – der Hund scharrt mit den Pfoten, das Baby zieht die Nase hoch, Teller klappern –, fröhliches Familienleben.

»Das liegt daran, dass sie halb Spanierin ist«, höre ich Robin rufen. »Die kriegen schon bei der Geburt Ohrlöcher gestochen.«

»Wie Beschneidung?«, frage ich, als sie an den Apparat kommt.

»Oh, nicht«, sagt sie. »Geht es dir gut, Gaby?« Ihr Tonfall ist ernst.

»Ja«, antworte ich fröhlich.

»Ganz sicher? Genießt du die Ferien von der Arbeit?«

»Ja! Was ist bei euch da oben so los?«

Sie erzählt mir, dass Millie einfach fantastisch ist, toll mit dem Baby umgeht und brav ihr Gemüse aufwisst. Ich frage, ob sie ihre Zähne ordentlich putzt. Seit die großen durchkommen, stehen sie so schief und krumm, dass sie manchmal welche vergisst. Robin kennt mich gut genug, um nichts dagegen zu haben, dass ich so ein Theater mache. Sie sagt, Millie gebe sich große Mühe. Um Millie in das Gespräch mit einzubeziehen, ruft sie ihr zu: »Nicht wahr, gestern musste ich dich zurückschicken, damit du dich noch

gründlich um den kümmerst, der hinter dem kleinen Zahn rauskommt?« Millie pflichtet ihr im Hintergrund unaufmerksam bei. »Sie füttert gerade Charlie«, sagt Robin als Entschuldigung. »Wir fangen langsam mit fester Nahrung an.«

»Was isst er?«

»Möhren.«

»Von denen habe ich jede Menge.«

»Bring sie her! Wir haben hier oben hinter den sieben Bergen nicht viele Möhren. Was meinst du, wann du kommen kannst?«

Ich stöhne leise.

»Komm doch jetzt«, sagt sie leise. »Steig ins Auto und komm her. Wenn du dich beeilst, bist du zum zweiten Kaffee am Vormittag schon hier. Ich hab auch diese Mjam-mjams da, für die du eine Schwäche hast.«

»M & Ms?«

»Die von Sainsbury. Nicht ganz so lecker, aber fast.«

»Also nur Mjam?«

»Spring ins Auto, und komm auf eine Tasse Kaffe und ein Mjam am Vormittag her.«

Ich stöhne noch einmal. »Ich kann nicht. Ich sitze hier fest. Ich muss warten ... Nächstes Wochenende kann ich bestimmt hochkommen. Ich vermisste mein

kleines Mädchen.«

»Am Mittwoch muss ich nach London, weil ich einen Termin bei meinem Gynäkologen habe. Ich könnte bei dir reinschauen. Millie muss noch ein bisschen hierbleiben, denn am Freitag hat Roxanne Geburtstag, und ich habe Millie versprochen, dass sie zur Party darf, aber ich könnte sie für den Tag mitbringen. Wenn du sie so sehr vermisst.«

»O ja, mach das. Mach das.«

»Wenn ich sie von Roxanne und dem Baby weglocken kann ...« Ihre Stimme verklingt. »Willst du Mum Auf Wiedersehen sagen?« Dann bringt sie mir behutsam bei, dass mein kleiner Engel im Augenblick keine Zeit mehr für mich hat. »Sie ruft später noch mal an.«

Ich fahre mit der Hand ans Herz. Ein winziger Stich der Enttäuschung.

»Okay«, sage ich fröhlich. Meiner Tochter verzeihe ich alles. »Ich hab euch beide lieb.«



Ich vergaß. Ich dachte, jetzt, da die Journaille fort ist, wäre ich sicher. In Gedanken noch ganz in Robins Küche, verlasse ich das Haus, trete durch die Haustür, als wäre das Leben ganz normal. Als die Tür

ins Schloss fällt, ist es schon zu spät. Vor dem Gartentor parkt ein silberner Mondeo, darin sitzt Perivale. Angst kriecht meine Wirbelsäule hoch, vom Becken bis zum Schädel, ganz langsam, Wirbel für Wirbel. Gestern Abend hat auf dem Platz mein Nachbar geparkt. Perivale muss gewartet haben, bis er weggefahren ist, oder er ist mehrmals um den Block gekurvt.

Er trägt seine schmutzige grüne Öljacke, und wenn er so ruhig dasitzt, ist sein Gesicht viel hängebackiger, als ich es in Erinnerung hatte. Auf dem Beifahrersitz liegt ein Berg Zeitungen, und in der Hand hält er einen Styroporbecher. Ich lächle mit hämmерndem Herzen. Er nickt knapp, richtet den Blick eilig auf die Zeitungen und verschüttet dabei ein wenig Kaffee, als wäre es ihm peinlich, dass ich ihn gesehen habe.

Ich laufe zu meinem Wagen, der um die Ecke geparkt ist, und setze mich einen Augenblick rein, bis mein Puls sich beruhigt hat. Ich rechne damit, dass er gleich ans Fenster klopft, doch das tut er nicht. Warum hat er mich nicht angesprochen? Worauf wartet er? Ich überlege, ob ich zurückgehen und an sein Fenster klopfen soll. Mir wäre lieber, ich wüsste, was er will, und könnte es hinter mich bringen. Ich stelle mir vor, wie ich schreie: »Da draußen läuft ein

Mörder rum. Vergeuden Sie Ihre Zeit nicht damit, mich zu beobachten oder hier um den Block zu fahren!« Und dann denke ich: Warum sollte es mich interessieren, ich bin doch unschuldig? Allein bei dem Gedanken fühle ich mich gleich besser.

Der Himmel hat aufgeklart, es ist ein strahlend blauer Tag. Die Sonne scheint, aber die Luft ist so kalt wie das Meer nach einem Platzregen. Kinder auf Minirollern trudeln vorbei, kostspielige kleine Hunde an straff gespannten Leinen, gemütlich spazierende Eltern, die »Stopp!« rufen. Jeden Augenblick wird mich jemand sehen, wenn ich hier sitze wie eine Schneiderbüste, also stecke ich den Schlüssel ins Zündschloss und fahre los.

Zuerst fällt mir nichts auf. Ich fahre die Trinity Road runter, halte mich dicht am Mittelstreifen, als ein grüner Pfeil auftaucht. Wenn ich in dieser Spur bleibe, bin ich gezwungen, rechts abzubiegen. Ich blinke. Der Wagen hinter mir, ein kleiner roter Renault mit einem Mann mit kurzem Haar hinter dem Steuer, blinkt ebenfalls. Eine Hupe dröhnt. Wir wechseln beide die Spur. Der Renault fällt ein wenig zurück und bringt etwas Abstand zwischen uns.

Er ist immer noch da, zwei Autos entfernt, als ich links in die East Hill biege, und klebt mir förmlich an der Stoßstange, als ich mich unvermittelt auf die

Busspur verziehe. Meine Hände umklammern das Lenkrad; ich wechsele mit wachsendem Zorn und Angst die Gänge. Ich fädele mich wieder in den Hauptverkehrsstrom ein und biege gleich rechts in die Tonsleys, eine Wohngegend, in deren Raster aus Einbahnstraßen sich Durchfahrt-verboten-Schilder und Sperren abwechseln, um zu verhindern, dass Pendler sie als Abkürzungen benutzen. Unvermittelt biege ich wahllos immer wieder rechts oder links ab. In mir ist eine Wildheit, eine Rage. Die Schaltung knirscht. Das Lenkrad ruckt unter meinen Händen, als führte es ein Eigenleben. Wer ist das? Perivale? Hat er den Wagen gewechselt? Ein Boulevardreporter, der mir heimlich auflauert?

Ich zwänge das Auto in eine Parklücke und warte mit laufendem Motor. Die Straße liegt still da. Ein Flugzeug fliegt vorüber. In der Ferne quietschen die Bremsen eines Busses. Ich suche die Straße noch einmal ab, setze wieder aus der Lücke, wende eiernd in drei Zügen und suche mir langsam den Weg aus den Tonsleys hinaus, während mein Blick noch hin und her schießt. Nichts. Ich biege rechts auf die East Hill und setze meine Fahrt fort. Ich fühle mich seltsam optimistisch. Action ist gut. Ich kann meine Gegner schlagen. Wenn ich so einen hartnäckigen Verfolger abschütteln kann, kann ich

auch Perivale die Stirn bieten, für meinen Ruf kämpfen, mein Leben wieder an mich reißen.

An der U-Bahn-Station East Putney parke ich im absoluten Halteverbot. Keine Spur von Jack. Ich bin zu spät, aber das ist er dann auch. Es hat nicht den ganzen Vormittag geregnet, doch in den Rinnsteinen gurgelt es noch, und die gestreiften Markisen des Blumenladens hängen durch. Handschuhe wärmen die Finger der jungen Floristin; sie schlägt sie mit einem dumpfen Klatschen zusammen.

Hinter ihr ist ein Zeitungskiosk, und ich verlasse schnell das Auto und laufe hinüber, um mir eine Flasche Wasser zu kaufen. An der Kasse suche ich wahllos ein paar Kleinigkeiten zusammen, darunter auch eine Rolle Pfefferminzbonbons. Mein Hals ist ganz trocken vor Durst, das müssen die Nerven sein.

Ich sitze wieder im Auto und habe meine Einkäufe verstaut, als Jack kommt. Ich sehe ihn, bevor er mich sieht. Er kommt mit gesenktem Kopf und schiefem Gang auf mich zu, eine Adidas-Kuriertasche über der Schulter. Er knüllt ein Papier zusammen – ein Hotdog? – und wirft es in den nächsten Abfalleimer. Dann schaut er auf, sieht mich und kommt fast im Laufschritt herüber. Er will über eine Pfütze springen, doch das gelingt ihm nicht recht, und Matsch spritzt hinten an seiner Jeans hoch.

Heute trägt er eine wärmere Jacke, von der er sich jetzt die Krümel wischt, und eine trendige Neuinterpretation einer Sherlock-Holmes-Mütze. Im Auto setzt er sie ab, und seine Haare federn wie befreit in alle Richtungen.

Er schiebt die Füße zwischen die leeren Dosen, Bonbonpapierchen und Parktickets, an denen Kaugummis kleben. Mein Auto ist putzfreie Zone, ein flüchtiger Einblick in meine schmuddelige kleine Seele – der Teil, den Philip noch nie auch nur ansatzweise verstanden hat. Jack sagt nichts. Vielleicht ist er im Chaos zu Hause. Er entschuldigt sich vielmehr, weil er zu spät ist. Die Fahrt hierher war umständlicher, als er gedacht hatte: Er musste an der Victoria Station ziemlich lange auf eine Bahn nach Wimbledon warten, und die District Line war unendlich langsam, tuckerte vor sich hin wie ein Vorortzug.

Wenn er am Bordstein gestanden und auf mich gewartet hätte, als ich kam, hätte ich ihm von dem roten Renault erzählt und ein wenig gekreischt, doch inzwischen ist die Anspannung von mir abgefallen. Bin ich paranoid? Habe ich mir das Ganze nur eingebildet? Dieses Gefühl, dass mir jemand folgt, mich beobachtet, wird anscheinend schlimmer ... Liegt das Problem bei mir? Findet das alles nur in meinem Kopf statt? Die Wut von vorhin ist

verflogen. Wenn ich nicht weiß, was real ist und was nicht, wie kann ich mir da auch nur im Ansatz bei irgendwas sicher sein?

Ich näherte mich der Ampel. »Wohin?«, frage ich, den Blick nach vorn gerichtet. Ich bin so befangen, dass mir der Kiefer wehtut. Ich begreife, dass ich keine Parameter habe: Ich habe nicht die geringste Ahnung, was er von mir hält. Ich habe mich verirrt. Ich weiß nicht, was ich mit meinem Gesicht machen soll.

»Ah, ja.« Er holt sein Handy heraus und fummelt daran herum, bis er das Gesuchte gefunden hat.

Die Baxters leben in einer hübschen, von Bäumen gesäumten Straße mit viktorianischen Doppelhausvillen in West Putney. Niemand folgt uns. Ich schaue immer wieder in den Rückspiegel. Das Haus, in einem dieser geschmackvollen, vom Denkmalschutz empfohlenen Farbtöne gestrichen – Eierschale oder Knochen oder tote Haut –, steht ein Stück von der Straße zurückversetzt hinter einem Tor und einer kleinen Auffahrt. In einem erhöhten Beet neben der Haustür prangt eine Zierkirsche, deren Äste mit bonbonrosa Blüten überladen sind.

»Der Pflanzengeschmack der Leute ist oft sehr viel ordinärer als ihr Geschmack in anderen Dingen«, sage ich. Meine Stimme klingt seltsam. Ich zitiere Roger

Peedles: Abseits laufender Kameras hat er ein Faible für vernichtende Verallgemeinerungen der schlimmsten Sorte.

Jack sieht mich an und schüttelt den Kopf. »Ich kann nicht fassen, dass Sie das gesagt haben. Ich sitze hier mit einem Gartensnob in einem ramponierten Nissan!«

»»Ramponierter Nissan<?««, erwidere ich und ziehe eine Augenbraue hoch. »Sitze ich womöglich mit einem Autosnob in einem >ramponierten Nissan<?«

Er grinst, und mir geht auf, dass wir uns sofort wohler miteinander fühlen, wenn wir uns gekabbelt haben.

Wir einigen uns darauf, dass ich im Auto warte. Jack springt raus und verhandelt am Tor. Durch die offenen Fenster dringt Kindergeschrei. Der Garten hinter dem Haus: das Klettergerüst von dem Foto im Polizeirevier. Das rote Plastikauto eines Kleinkinds. So eins wollte Millie auch unbedingt haben. Warum haben wir ihr keins gekauft? Philip fand es wahrscheinlich hässlich. Die Haustür geht auf. Eine schlanke Frau begrüßt Jack. Sie erwarten ihn, er hat vorher angerufen. Er schreibt ein ausführliches Porträt über Ania Dudek, über die wirkliche Frau hinter dem ganzen Dreck in den Klatschblättern. Mrs Baxter hat sich überreden lassen. Sie hat Ania

geliebt. Sie haben sie alle geliebt. Die Kinder vermissen sie sicher wie verrückt.

Ich schließe das Fenster und lehne mich im Sitz zurück. Ich bin im Nirgendwo. Keiner ist mir gefolgt, das sage ich mir noch einmal. Ich hätte es Jack erzählen sollen. Jetzt ist es zu spät. Niemand ist mir gefolgt. Die Gehwege liegen verlassen. Die Bewohner von West Putney sind in ihren Häusern, kochen das Mittagessen, machen Hausarbeit, kümmern sich in der frischen Frühlingsluft um ihre Gärten. Für einen Moment bin ich sicher. Das Auto wärmt sich auf. Ich gähne.



Als Jack zurückkommt, riecht sein Atem nach Kaffee, und an seinen Schuhsohlen kleben nasse Kirschblüten.

»Haben Sie etwas Interessantes erfahren?«

»Verschwinden wir erst mal von hier.«

»Okay.« Ich gebe Gas und schieße davon. Ich tue so, als wäre ich ein Fluchtfahrzeug, aber ich bin nicht mutig genug. Der Schwung, der vorhin meine Glieder bewegt hat, hat sich in Luft aufgelöst. Der Tacho zeigt vierundzwanzig Stundenkilometer an.

Doch Jack kapiert es – oder wenigstens meine

lahme Neuauflage. »Schnell. Sie sind hinter uns her«, presst er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Wohin?«

»Das Pub. Finden Sie nicht?« Er hält ein Notizbuch mit Spiralbindung in der Hand und wedelt damit herum wie mit einem spanischen Fächer. »Ich bin bereit zur Einsatznachbesprechung.«

Ich biege rechts ab und dann links und fädele mich durch die Seitenstraßen von Putney, bis wir an den Fluss kommen. »Das Pub« – witzig, dass die Leute den bestimmten Artikel benutzen, als hätten sie ein platonisches Ideal im Kopf, das auf jedes alte Pub passt. The Duke's Head ist groß und luftig und recht hübsch. Philip und ich waren vor Jahren mal hier, um uns das Wettrudern anzusehen. Ich parke an der Böschung nahe der Brücke. Ein roter Bus fährt hinüber, dessen Spiegelbild im Wasser zittert, Wolken jagen dahin – wie eine Werbeanzeige für London.

Die Flut hat ihren Höhepunkt erreicht, leckt an der Brüstung, und an den Bootshäusern herrscht hektische Geschäftigkeit – Ruderboote werden gehievtt, Beine werden nass, Muskeln arbeiten, Enten watscheln. Im Pub ist nicht viel los – es ist noch nicht Mittag –, doch am Tresen stehen ein

paar breitschultrige Ruderer, Pints auf typische Männerart in den Händen – Fäuste und Ellbogen im rechten Winkel –, und unterhalten sich lachend. Sie erkennen mich sofort, als wir eintreten.

Zurückgekämmte Haare und kein Make-up haben als Tarnung immer funktioniert. Doch die Zeiten sind vorbei. Das haut jetzt, da ich mit gebleckten Zähnen fotografiert wurde, nicht mehr hin. Ich setze ihrem Starren ein Lächeln entgegen. Einer, in Shorts und einem T-Shirt mit der Aufschrift »FIT«, stößt seinen Kumpel an.

»Was möchten Sie?«, fragt Jack. Ich würde gern eine Cola light trinken, aber das kommt mir so klein und unafrichtig vor – alles, was dieser Mann nicht ist –, also kehre ich den Ruderern mit ihrer pokergesichtigen Grobschlächtigkeit den Rücken zu, sage: »Ach, was soll's, ein halbes Lager-Shandy«, und suche mir einen Platz am Fenster.

Er geht mit einem schiefen Hüpfschritt durch den Raum und ruft über die Schulter: »Was für eins?« Die Ruderer sehen ihm hinterher, doch er scheint es nicht zu bemerken.

Einen Augenblick steigt Panik auf, denn mir will partout nicht einfallen, was Shandy eigentlich ist. »Lager«, rufe ich jämmerlich.  
»Zitrone oder Limette?«

»Oh, ja. Zitrone, bitte.«

Jack schaut immer wieder zu mir herüber und verdreht ungeduldig die Augen, weil die Barkellnerin so lahm ist. Er verschüttet einen Tropfen meines Shandys, als er es zu fest auf dem Tisch absetzt, und wischt ihn mit dem Jackenärmel auf. Die Ruderer haben das Interesse verloren und wenden sich wieder ihren Witzen zu.

»Also gut.« Jack, der davon nichts mitbekommt, trinkt einen Schluck Guinness. Schaum bleibt an seiner Oberlippe kleben. Er holt das Notizbuch aus der Tasche. Sind darin nützliche Hinweise verborgen oder nur Worte und Phantasien? Er stürzt sich mitten hinein. »Ania hat sieben Monate lang für die Familie gearbeitet. Sie hatte sich auf eine Annonce auf einer lokalen Anzeigenwebseite gemeldet, in der sie ein Kindermädchen suchten. Mr Baxter, der in der Werbung arbeitet, war beruflich oft in Düsseldorf, wo er für BMW Online gearbeitet hat.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch, um zu zeigen, dass ich durchaus anzuerkennen weiß, was so ein Job für einen Autosnob bedeuten könnte. »Ja, ja. Und Mrs Baxter war gesundheitlich angeschlagen, so was wie eine postnatale Depression. Der Arzt hatte ihr geraten, es ruhig anzugehen. Zuerst hat Ania nur tagsüber gearbeitet, aber sie war so toll mit den

Kindern – der Junge, Alfie, ist anscheinend ein kleiner Beißer –, dass sie sie auch oft abends gerufen haben.«

»Ein kleiner Beißer?«, hake ich nach.

»Ja. Probleme mit Disziplin.

Aggressionsbewältigung. Ania hatte was an sich, haben sie gesagt. Sie hat Alfie zu Sachen überredet, zu denen andere ihn nicht gebracht haben, zum Beispiel, sein Abendessen zu essen. Sie war selbstlos und warm, ein Mensch, der sich auf die Welt einlässt. Sie hat den Kindern was zu Weihnachten geschenkt und mit ihnen Plätzchen gebacken. Vor ein paar Wochen ist sie mit ihnen mit dem Zug nach Chessington gefahren. Bei einer anderen Gelegenheit«, er sieht in seinen Notizen nach, »haben sie im Richmond Park zusammen Froschlaich gesammelt.«

»Probleme mit Disziplin?« Ich kann nicht anders, ich muss lachen. Der Mann, der glaubt, er wäre »FIT«, schaut auf. »Aggressionsbewältigung? Alfie sieht aus, als wäre er höchstens fünf.«

»Genug über Alfie!« Jack betrachtet mich über sein Guinness hinweg. »Um Alfie geht es hier nicht. Sie haben keine Ahnung, wer ihr etwas Übles gewollt haben sollte. Wer sie kannte, hat sie geliebt.«

Das versetzt mir einen Stich. Ich denke an das Foto, das Perivale mir gezeigt hat, die Kinder auf dem Klettergerüst, die lächelnde Ania. Sie hatte das ganze Leben noch vor sich. Was für eine Mutter wäre sie geworden? Eine wunderbare: jung, voller Energie und Begeisterung. Wer sie kannte, hat sie geliebt. Meine Gedanken wandern zu Millie. Ich muss mich konzentrieren. »Wussten sie etwas über ihren Freund?«

»Dazu komme ich gleich.« Er klopft mit beiden Zeigefingern zweimal auf den Tisch, Trommeln en miniature. »Ja. Tolek, ein Mann aus ihrer Heimat, ihre Sandkastenliebe. Ich glaube, er ist ihr nach England gefolgt. Bauarbeiter. Sie waren verlobt, auch wenn sie noch keinen Ring hatte – eine von diesen Verlobungen, die sich ewig hinziehen, ohne dass man das Gefühl hat, sie führen zu irgendetwas. Vielleicht so eine katholische Verlobung, die nur als Ausrede diente, Sex zu haben.«

»Haben sie ihn kennengelernt?«

»Er hat Ania ein paarmal mit seinem Lieferwagen von der Arbeit abgeholt, aber Mrs Baxter hat gemeint, in letzter Zeit habe sie ihn nicht mehr gesehen. Er war auf einer großen Baustelle, hat zu den seltsamsten Zeiten gearbeitet. Ganz ordentlich.«

»Ganz ordentlich? Ist das alles? Die arme Ania.

Das ist nicht viel, oder?«

»Wir sollten mit ihm reden. Selbst wenn er es nicht war, weiß er vielleicht was.«

Einer der Männer am Tresen stößt ein kehliges Bellen aus. Ein anderer krümmt sich zusammen. Der »FIT«-Ruderer schlägt mit der flachen Hand auf den Tresen.

Jack zieht die Augenbrauen hoch. Ich versuche mich ganz auf ihn zu konzentrieren, so zu tun, als wären wir allein. »Sonst noch was?«, frage ich.

»Sie hatte ihnen nicht gesagt, dass sie schwanger war. Die Polizei hat ihnen die frohe Nachricht überbracht. Doch ihr Verhalten hatte sich verändert. Als sie zu ihnen kam, schien sie kaum Geld zu haben. Ihre Kleider stammten aus dem Wohltätigkeitsladen. Mrs Baxter hat ihr mal ein Kompliment über einen Mantel gemacht, den sie trug, und da hat Ania ihr erklärt, sie habe ihn bei Fara auf der Northcote Road gefunden. ›Da kann man wohl reiche Beute machen‹, hat Mrs Baxter geantwortet. ›Ich habe immer gedacht, ich sollte da auch mal hin.‹«

»Selbst ohne Mrs Baxter getroffen zu haben, kann ich mir vorstellen, dass sie das gesagt hat. Aber meine Kleider, was meinen Sie? Glauben Sie, meine Sachen haben den Weg zu Fara gefunden, und Ania hat sie dort gekauft?«

Er zuckt die Achseln. »Möglich ist es, oder? Nur ein seltsamer Zufall. Aber wie es aussah, war entweder Ania oder ihr Freund zu einem Haufen Geld gekommen. Einen Monat vor ihrem Tod wurde ein riesiger Blumenstrauß für sie ins Haus geliefert.«

»Also, wenn er auf einer großen Baustelle zu tun hatte ...«

Weitere Ruderer haben sich an der Bar eingefunden. Der Mann in dem »FIT«-T-Shirt beugt sich vor und raunt ihnen etwas zu. Die Neuankömmlinge drehen sich zu mir um und glotzen.

»Stimmt«, sagt Jack, ohne etwas mitzukriegen. »Es würde erklären, warum Ania besser bei Kasse war.« Er überprüft seine Notizen. »Sie hat für den Heimweg öfter mal ein Taxi genommen, und sie trug modischere, exklusivere Sachen – Designerklamotten, meinte Mrs Baxter, und eindeutig nicht gebraucht. Und einmal – es war ihr peinlich, dass es ihr überhaupt aufgefallen ist –, als Ania kam, um dort zu übernachten, brachte sie ihre Schlafsachen in einer Agent-Provocateur-Einkaufstüte mit. Mrs Baxter war beeindruckt. Agent Provocateur, das ist Luxusunterwäsche, nicht wahr?«

»Ja, todschick. Teuer. Sexy.« Nachdem mir »sexy« herausgerutscht ist, würde ich mich am liebsten

unter dem Tisch verstecken.

»Sie hatten keine Nummer von dem Freund, aber sie haben mir von einer Freundin von Ania erzählt, einer gewissen Christa. Sie hat einmal auf die Kinder aufgepasst, als Ania nicht konnte. »Und«, er zeigt mit dem Finger auf seine Notizen, »hier ist ihre Nummer!«

Er sieht mich erwartungsvoll an.

»Gute Arbeit«, sage ich. Und das meine ich ehrlich. Ich bin überrascht. Er nimmt die Sache ernster, als ich erwartet hatte. Ich bin dankbar. Ich hätte nicht gewusst, wie ich das mit den Baxters anstellen sollte. Und das hier ist was, es ist ein Anfang. Wenn die wenigen Fakten, die er zusammengetragen hat, uns das Gefühl geben, Ania ein Stück nähergekommen zu sein, dann ist das doch bestimmt gut.

»Sind die Baxters nett?«, frage ich. »Ich weiß, dass es nicht unbedingt relevant ist, aber ich würde gern denken, dass sie nett zu ihr waren.«

»Ja, ich glaube, das waren sie.«

»Und Sie sind auch nicht einer von denen, die in anderen immer nur das Beste sehen?«

Er senkt den Blick, öffnet den Mund und schließt ihn wieder. »Ich glaube, es lag ihnen etwas an ihr. Ich würde behaupten, es waren gute Arbeitgeber.«

»Waren sie mal in ihrer Wohnung?«

»Nein. Nie.«

»Seltsam, wie ungleich diese Beziehungen sind, nicht wahr? Ich meine, sie wusste so viel über sie, war Teil ihres Lebens, ja, sie wurde von dem kleinen Alfie gebissen, um Himmels willen, und doch hörte sie in dem Augenblick, da sie zur Tür hinausging, für sie auf zu existieren. Die Baxters dachten, sie würden Ania kennen, und doch hatten sie keinen Schimmer, wer sie wirklich war oder was in ihrem Leben vor sich ging, oder? Und waren sie ihr gegenüber natürlich, oder haben sie den Arbeitgeber rausgekehrt? Wir präsentieren einander so viele verschiedene Gesichter. Marta, zum Beispiel: Vielleicht findet sie mich genauso ausweichend und komisch wie ich sie. Jeder von uns ist viele verschiedene Menschen, und manchmal geben wir vor, etwas zu sein, was wir nicht sind.«

Jack wirkt bestürzt. Ich lache. »Tut mir leid. Das war ein bisschen heftig. Ich überlege halt, warum sie jetzt tot ist, das ist alles. Sie wurde immerhin umgebracht.«

Er starrt auf die Telefonnummer, die er in sein Notizbuch gekritzelt und mit doppelten Linien unter- und überstrichen hat.

»Rufen wir Christa an«, sage ich. »Vielleicht weiß

sie etwas. Womöglich hat sie ja sogar Toleks Nummer.«

Er nickt. Das Pub füllt sich, der Lärmpegel steigt. Der Lombard-Effekt: Die Menschen sprechen immer lauter und höher, um gehört zu werden. (Wir hatten mal eine Soziologin in der Sendung, um mit ihr über eine Studie über Lärmbeeinträchtigung im Südosten Englands zu sprechen.) Jack hat sein Guinness geleert, und ich kann nicht mehr so tun, als würde ich noch an meinem Shandy trinken. Ein Paar mit nackten Beinen, frisch vom Fluss, beäugt schon unseren Tisch. Ich winke ihnen und warte, dass sie herbeieilen. Als sie vor mir stehen, wenden sie den Blick ab und sagen nicht einmal Danke.



Draußen ist es nicht mehr so kalt und so trüb wie vorher. Der Wind hat sich gelegt. Ein trister Wolkenschleier bedeckt den Himmel. Wir gehen zu einer Bank und setzen uns an entgegengesetzte Enden. Warum hatte ich diesen Ausbruch? Er hat eine seltsame Stimmung hinterlassen. Während Jack auf seinem Handy die Nummer wählt, blicke ich über den aufgewühlten braunen Fluss. Die Männer im Pub sind mir unter die Haut gegangen. Nach ein paar

Augenblicken zischt Jack: »Soll ich eine Nachricht hinterlassen?«

Ich schüttele den Kopf. Eine Welle der Verzweiflung überkommt mich.

Er steckt das Telefon in seine Gesäßtasche. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragt er. »Die Männer da drin – absolut kein Stil.«

Er hat es also doch mitbekommen. Vielleicht kriegt er mehr mit, als er sich anmerken lässt.

»Mir geht's gut«, sage ich. »Wissen Sie ... wenn man sich da rausbegibt ...«

»Sonntags sind sie immer am schlimmsten«, sagt er. »Voller Lügen.«

Also gab es heute noch mehr Fotos von Schienbeinen mit blauen Flecken. »Ich habe sie mir gar nicht angeschaut«, sage ich. »Ich habe die Zeitungen unter das Sofa geschoben.«

Er grinst. »Guter Trick.«

Wir bleiben noch ein Weilchen sitzen. Jack sagt was von wegen Mittagessen.

»Hatten Sie nicht vor zwei Stunden erst einen Hotdog?«

»Nein ... Woher ...? Das war kein Hotdog. Das war ein Homity-Pie.«

»Ein Homity-Pie! Und was soll das sein?«

»Ich hatte Hunger«, erwidert er gekränkt. »Ich

hab das Rauchen aufgegeben. Außerdem hatte ich kein Frühstück, und in der Nähe des U-Bahnhofs Brixton ist eine tolle Biobäckerei.«

»Ein Wunder, dass Sie nicht kugelrund sind.«

»Ich trainiere an den meisten Tagen morgens.

Fühlen Sie mal.«

Er hält mir einladend seinen Bizeps unter die Nase. Ich drücke ihn – jede Menge Muskeln – und wende sofort den Blick ab und richte ihn nervös über den trägen Fluss.

Nach ein paar Minuten meint er: »Kurze Runde?«

»Eine Runde oder einen richtigen Spaziergang?«

»Lassen Sie uns mit einer Runde anfangen und schauen, wie weit wir kommen.«

Die Flut ist zurückgegangen, seit wir gekommen sind – unter der Slipanlage liegt ein Bogen Strand frei. Unrat – Reifen, gesplittetes Holz, alte Plastiktüten, hier und da eine tote Ratte – säumt das Ufer. Eine Frau mit nackten gebräunten Armen rudert vorbei.

»Tolek«, sagt Jack. »Wir müssen Tolek finden.«

»Wenn Tolek doch nicht in Polen gewesen wäre. Wenn er im Land gewesen wäre, hätte sich Perivale vielleicht nicht so auf mich fixiert. Dann hätte er sich auf ihn einschießen können.«

»Aber Polen ist als Alibi kaum zu schlagen, hieb-

und stichfest.«

»Was ist eigentlich ein ›hieb- und stichfestes‹ Alibi? Es ist so ein Klischee, dass die Leute gar nicht weiterschauen. Ich meine, er hätte doch bei jemandem im Kofferraum heimlich nach England einreisen und sich wieder rausschmuggeln lassen können. Oder? Und wer kein Alibi hat – wie ich, weder für die Nacht, in der Ania ums Leben kam, noch für den Kreditkartenbeleg –, ist doch damit nicht automatisch schuldig. Es bedeutet nur, dass ich zu wenige Freunde habe.« Ich lache, um zu zeigen, dass es mir nicht ganz ernst ist.

»Irgendein Zeichen von Perivale in letzter Zeit?«, fragt Jack.

»Heute war er wieder vor dem Haus. Ich wünschte, er wäre eindeutiger, würde es hinter sich bringen. Es ist, als wartete man darauf, ins Büro des Schulleiters gerufen zu werden.« Ich wende mich ihm zu. »Bin ich paranoid, wenn ich denke, dass er scharf darauf ist, mich dranzukriegen?«

»Nein.« Wie um seine Worte zu bekräftigen, schiebt er die Hände energisch in die Taschen seiner Jeans. »Das glaube ich nicht. Sein Verhalten ist wirklich undurchschaubar.«

»Ich bin die ganze Zeit unglaublich nervös. Heute Morgen hatte ich das Gefühl, verfolgt zu werden.«

»Das bilden Sie sich sicher nur ein. In so einer Situation wäre jeder nervös.«

»Wie ein Jucken an einem fehlenden Arm oder Bein. Wie dieses Kinderbuch, The Hairy Toe. Das kennen Sie doch sicher«, sage ich und spreche mit tiefer Gruselstimme weiter: »Wer hat meinen haarigen Zeh?««

»Nein, das kenne ich nicht.«

Mit einem Mann, der keine Kinder hat, kann man nicht über Kinderbücher reden. »Kein besonders gutes Buch«, sage ich.

Wir bleiben stehen und warten, bis eine Rudermannschaft an uns vorbeigezogen ist. Dann sehen wir zu, wie sie ihr Boot wie eine Trophäe – etwa einen toten Hai – schultern und in das Bootshaus tragen, bevor wir ein paar Minuten schweigend weitergehen. Wir kommen an einem Spielplatz vorbei: die Rufe und Schreie von Kindern, das ferne Aufprallen von Bällen.

Was Millie wohl macht? Hoffentlich hat sie kein Heimweh. Sehnsucht überkommt mich.

»Was ist mit Marta?«, fragt Jack. »Hat sie ein Alibi für die Zeit, als die Kreditkarte benutzt wurde?«

»Ich weiß nicht. Ich kann mich nicht erinnern.«

»Und Anias wachsender Wohlstand. Darüber wüsste ich gern mehr.«

Wir sind an die Stelle gekommen, wo die Straße endet und der Treidelpfad beginnt. Ich beuge mich über die Brüstung, stütze das Kinn darauf und blicke in die wirbelnden Fluten der Themse. Ist das alles nicht doch sinnlos? Kann Christa uns wirklich etwas Nützliches sagen, selbst wenn wir sie erreichen? Hier riecht es nach tiefem, dunklem Modder. Vermutlich bleiben wir ein oder zwei Augenblicke hier stehen, denken über diese ganze tiefe, dunkle Modderigkeit nach und gehen dann zurück zum Wagen.

»Wollen wir weitergehen?«, fragt er.

»Ich weiß nicht.« Ich richte mich auf. »Ist das noch eine Runde, oder ist es schon ein Spaziergang?«

»Könnten wir noch ein bisschen weitergehen, ohne uns zu entscheiden?«

»Ja.«

Vor uns liegt ein verlassenes Stück Treidelpfad, hagere Bäume und ein Buschwerk als Begrenzung auf der einen Seite, eine Backsteinmauer, die steil zum Fluss abfällt, auf der anderen. Der Boden ist uneben, halb Kies, halb Erde, Löcher, in denen sich Regenwasser gesammelt hat. In der Luft hängt der klamme, brackige Geruch nasser Kleider und faulender Pflanzen.

»Haben Sie Ihren Job gemocht?«, fragt Jack

plötzlich.

»Ja, habe ich. Tue ich. Ich bin noch nicht tot.«

Schweigen. Habe ich noch einen Job? Angst steigt auf und macht sich breit, eine dumpfe, diffuse Unsicherheit. Terri hat nicht angerufen. Soll ich sie anrufen? Ich würde nicht gebraucht, solange die Ermittlungen noch »laufen«, hat sie gesagt, doch vielleicht hat sie es sich längst anders überlegt. Vielleicht vermisst sie mich. Sind die Einschaltquoten gesunken? Soll ich sie später anrufen, um mal nachzuhören? Wage ich zu hoffen?

Jack sieht mich seltsam an.

»Gutes und Schlechtes«, sage ich.

»Zum Beispiel?«

Ich überlege gründlich. Das sind jetzt Informationen von der Sorte, die sicher ins Porträt eingehen. Ich sollte vorsichtig sein. »Schlechtes: früh anfangen, auf der Straße erkannt werden, dass die Leute glauben, sie würden mich kennen – in der Hinsicht mache ich nicht viel her, obwohl es offensichtlich höchst schmeichelhaft ist. Gutes: Ich mag es, mit Menschen zusammenzukommen. Manchmal sind es nur Promis, aber oft sind es ganz normale Menschen mit außergewöhnlichen Geschichten. Oder Experten auf einem bestimmten Gebiet. Man schnappt alle möglichen zufälligen

Informationen auf, die einem nützlich sein können.«  
»Zum Beispiel?« Er zieht fragend eine Augenbraue hoch.

»Als ich neulich auf dem Polizeirevier Battersea war, war Perivales Chef da, DCI Fraser, ein Schotte. Wir hatten kürzlich einen Stimmtrainer vom National Theatre da, der über Akzente gesprochen hat. Er meinte, die Landschaft, in der ein Mensch lebt, habe Auswirkungen darauf, wie er redet – die Tonalität von East Anglia ist so flach wie die Fens, während ein Akzent aus Wales hinauf über die Hügel und hinab in die Täler trällert. Jeder Akzent hat seinen eigenen Spannungspunkt.«

Ich zeige direkt unter meine Nase. Jacks Blick folgt meinem Finger. »Direkt hier«, sage ich, »ist der Spannungspunkt eines Aberdeener Akzents. Das liegt daran, dass es da oben bitterkalt ist und alle herumlaufen und den Mund gegen den Wind abschirmen. Jedenfalls habe ich geraten und ihn gefragt, ob er aus Aberdeen stamme. Ich hatte den Eindruck, dass es mir in die Hände gespielt hat. Ich glaube nicht, dass es ihm was ausgemacht hat.«

»Clever«, sagt er. »Was können Sie über mich sagen?«

»Irgendwo, wo Hügel sind, aber auch viel offener Raum. Ich glaube, der Stimmtrainer hat gesagt, der

Yorkshire-Akzent sei in Dur und ende auf einem klaren Ton, wodurch er selbstsicher klinge. Und dann verbindet man mit dem Yorkshire-Akzent natürlich auch Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit. Perfekt für einen Journalisten.«

»Und was ist mit Ihrem Akzent, Ms Mortimer? Ihr Somerset-Schnarren. Wo ist Ihr Spannungspunkt?«

»Mein Somerset-Schnarren?« Er weiß also, dass ich aus Somerset komme. Er hat recherchiert. »Ich habe gelernt, es zu verbergen«, sage ich. »Ich habe die Spuren vor langer Zeit ausgemerzt.«

Einen Augenblick lang mache ich mir Sorgen, ich könnte zu viel verraten haben. Die Art, wie ich »langer« in die Länge gezogen habe. Andeutungen von Schuld und Zorn. Spannungspunkte. Ich will nicht, dass das in das Porträt einfließt. Es mag eine Zeit kommen, aber ich will nicht verbittert klingen oder wütend. Ich wende den Blick ab.

Ein Mann auf einem Fahrrad kommt in Sicht, macht einen Schlenker, um eine Pfütze zu umfahren, radelt vorbei.

»Wie auch immer«, sage ich.

Vor uns am kurvigen Weg liegt ein einsames Bootshaus. Wir stapfen darauf zu, als Jack sagt: »Kommt Philip bald aus Singapur nach Hause?«

Wieder eine leise Alarmglocke. Der Name meines

Mannes ist öffentlich bekannt, aber die Tatsache, dass er in Singapur ist? Nicht viele Menschen wissen das. Aber seine Kollegen von der Journaille, die Mickeys und Petes, können es herausgefunden und ihm gesagt haben.

»Ich habe darauf bestanden, dass er dortbleibt«, sage ich leichthin. »Philips Job ... steht auf Messers Schneide.« Warum eigentlich »auf Messers Schneide«? Es klingt so dramatisch, was es eigentlich nicht ist.

»Heißt er immer >Philip<?«

»Er hasst es, Phil genannt zu werden. Am Anfang habe ich es versucht, aber es wurde mir strengstens untersagt.«

»Aha!«

»Und die erste Mrs Hayward?«, frage ich. Wenn er nach meinem Mann fragt, kann ich auch von seiner Frau sprechen. »Wo passt sie ins Bild?«

»Mrs Hayward«, sagt er. »Mrs Hayward. Sie war jünger als ich. Es gab kulturelle Unterschiede. Sie hat so getan, als wäre sie etwas, was sie nicht war ...« Nach ein oder zwei Sekunden merke ich, dass er nicht mitten im Satz hängt, sondern am Ende angekommen ist. »Frauen«, sagt er. Ich schaue ihn an, um zu sehen, ob er Witze macht, doch er ist ernst.

Wir sind am Bootshaus angekommen. Ich hatte gedacht, hier wäre vielleicht was los und Leute, die zuschauten, doch es ist nur ein flaches Gebäude mit geschlossenen Läden, abgesperrt und verlassen. Die Sonne ist verschwunden, und der Weg vor uns liegt einsam und verwaist. Es ist niemand in Sicht.

»Alle sind im Pub«, sage ich. Irgendwie haben mich jetzt Zweifel über ihn beschlichen. »Vielleicht sollten wir umkehren.«

Ich sehe Jack an. An seinem Kiefer zuckt ein Muskel. Seine Augen unter den dichten Augenbrauen sind dunkler geworden, als wäre ihr Licht ebenfalls hinter einer Wolke verschwunden.

»Ich bin mir nicht sicher«, sage ich noch einmal, »ob wir nicht umkehren sollten.«

Eine Brise erhebt sich, kräuselt das Wasser der Themse wie die Haut auf gekochter Milch.

Er sagt immer noch nichts. Mir zieht ein Frösteln den Nacken hinunter. Was hat Perivale gesagt? Nichts voraussetzen. Niemandem glauben. Alles überprüfen. Ich bin nie dazu gekommen, mich davon zu überzeugen, dass Jack auch der ist, der er zu sein behauptet. Er könnte jeder sein. Er war einfach da, hat vor meinem Haus herumgelungert, ist mir gefolgt und weiß Dinge über mich, die sonst niemand weiß. Der ganze Bluff, das Geplauder, der Homity-Pie – das

könnte alles Theater sein. Jetzt bückt er sich. Ich weiß nicht, was er macht. Ich denke an die starken Muskeln an seinem Oberarm. Mein Instinkt rät mir, schnell davonzugehen, ja, zu laufen, zurück dahin, wo Boote sind, Menschen und Enten.

Jetzt hat er mir den Rücken zugekehrt. Er sucht den Boden ab, scharrt mit dem Fuß herum, und er scheint zu finden, wonach er sucht, denn er bückt sich, um es aufzuheben. Er hat einen Stein in der Hand.

Ich stehe ganz still. Er kommt auf mich zu, und dann biegt er ab in Richtung Slipanlage, beugt sich zur Seite und lässt den Stein übers Wasser hüpfen. Er hüpfst ganze zwei Mal, bevor er versinkt. »Ich kann's nicht mehr«, sagt er und kommt zurück. Er lächelt wieder, seine Augen unter den dichten Augenbrauen erinnern mit ihren Fältchen wieder an Palin. Er hat etwas eindeutig Jungenhaftes.

Es war falsch, an ihm zu zweifeln. Ich bin wirklich völlig neben der Spur.

»Ich dachte, Sie wollten mich damit schlagen«, sage ich. »Ich dachte, ich kenne Sie gar nicht.«

»Was? Warum, um alles in der Welt ...?«

»Sie haben so sauer ausgesehen.«

»Tut mir leid. Der Gedanke an meine Ex.«

»Ich hätte nicht fragen sollen.«

»Wir kehren jetzt um, ja? Gehen zurück zu unserer Bank und versuchen es noch einmal bei Christa?«

»Klingt nach einem guten Plan.«

Ich schaue, um zu sehen, was sein Gesicht macht, und er wählt diesen Augenblick, um zu mir aufzusehen, und für den Bruchteil einer Sekunde begegnen sich unsere Blicke. Ich weiß nicht, ob wir noch gehen oder stehen geblieben sind. Ich halte die Luft an. Ich weiß nicht, ob ich Angst vor ihm habe oder Angst vor mir selbst. Dann passieren zwei Dinge: Ein Moorhuhn schießt wie ein Pfeil aus dem Gebüsch, und Jacks Handy klingelt. Sein Klingelton ist das langsame, beharrliche Läuten eines altmodischen Bürotelefons aus dem New York der Fünfzigerjahre.

Er tastet seinen Körper ab, fummelt herum, um es zu finden. Es ist nicht in seiner Brusttasche. Es steckt hinten in seiner Jeans. Er lässt es beinahe fallen, nimmt es raus, stolpert um ein Haar und antwortet atemlos: »Jack Hayward.« Dann: »Ja. Danke. Das habe ich.« Er sieht mich mit großen Augen an und sagt stumm: »Christa.«

»Ja. Es tut mir leid, dass ich keine Nachricht hinterlassen habe. Es ist kompliziert.«

Ich lächle. Er spricht laut wie ein Ausländer – manchmal tun Leute das, wenn sie mit einem Fremden sprechen.

»Ich bin ein Freund von Anias Arbeitgebern in Putney. Ich stelle ein Erinnerungsbuch zusammen, damit die Kinder sie nicht vergessen. Sie haben sie sehr geliebt.«

Ich schaue ihn fragend an und signalisiere »Was reden Sie da?«. Er zieht die Nase kraus, breitet die Hände aus, ein »Helfen Sie mir!« voller Panik. Dann hört er einen Augenblick zu.

»Ja. Ich weiß. Also, bitte, wenn es okay ist, kann ich dann zu Ihnen kommen, um über Ania zu reden? Würde Ihnen das zeitlich passen? Ja?«

Als er das Handy zurück in die Tasche geschoben hat, sage ich: »Dann gehen wir jetzt zum Auto, ja?«

»Gute Idee.«

»Und Christa? Hat sie morgen Zeit? Würde es ihr zeitlich passen?«

»Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe«, sagt er grinsend.



Während ich in meiner Tasche nach den Haustürschlüsseln krame – nie in der Innentasche, nie da, wo sie sein sollten –, bin ich gefasst auf das Quietschen des Tors, auf Schritte auf dem Weg. Ich bin nervös. Auf dem Heimweg von Putney schien die

Welt voller roter Autos zu sein. Ich stelle die Tasche auf den Boden und hocke mich hin, um gründlich zu suchen. Endlich. Da sind sie. Ich brauche unbedingt einen größeren Schlüsselanhänger. Ich stehe auf, schließe auf, hebe meine Tasche hoch und bin drin, lehne mich gegen die Haustür und fühle mich, als wäre ich einer Kugel entkommen.

Auf der Fußmatte liegt ein Päckchen von der Größe eines Taschenbuchs. Ein brauner wattierter Umschlag, wie Marta sie in ihrem Schrank hat. Ich setze mich auf die Treppe und öffne ihn. Darin ist eine DVD: I've Been Watching You 2: Prom Night. Freigegeben ab 15. Keine Nachricht.

Eine Sekunde später läutet es an der Haustür. Es fährt mir durch und durch. Meine Ohren tun weh. Das Blut schießt mir ins Gesicht. Meine Knochen vibrieren.

Ich öffne die Tür einen Spalt.

Er steht da, meine Schlüssel baumeln an seinem Finger wie ein Hundehaufen in einer Tüte. »Die haben Sie stecken lassen«, sagt er.

Ich zögere, bevor ich sie nehme. »Danke. Ich hab wohl ... Ich hätte es sicher jede Sekunde gemerkt.«

Seine Körperhaltung ist eine Katastrophe, er ist so groß, dass er gekrümmmt geht. Er ist mit Sicherheit keiner, der sich wohlfühlt in seiner Haut. Sein Blick

richtet sich auf mich, doch als er spricht, scheint sein Kiefer halb arretiert zu sein. »Sie hätten es vielleicht erst bemerkt, wenn Sie sie morgen gesucht hätten. Jeder hätte sie nehmen können. Sie hatten es zu eilig. Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollten vorsichtig sein.«

Wo hat er geparkt? Ich habe sein Auto nicht gesehen. War er den ganzen Tag hier?

»Ich habe in meiner Tasche gekramt. Ich konnte sie nicht finden«, sage ich. Ich atme tief ein, suche die Straße nach einem silbernen Mondeo ab, einem roten Renault. »Ich finde sie nie. Ist das typisch Frau? Männer haben sie meistens in der Gesäßtasche, und da schubbern sie dann ein Loch rein.«

Perivale tippt auf seinen Oberschenkel. »Vordere Tasche.«

»Ich werde besser aufpassen.« Meine Stimme bricht.

»Geht es Ihnen gut?«, fragt Perivale. Es klingt ernsthaft besorgt.

»Sehen Sie.« Ich hebe die DVD vom Boden auf, wo ich sie hingeschmissen habe. »Das hat mich gerade erwartet, in dem Umschlag da.«

Er nimmt beides und mustert es. »Ich sorge dafür, dass der zuständige Kollege es auf Fingerabdrücke

untersucht«, sagt er.

»Marta, das Kindermädchen meiner Tochter ... Ich weiß, dass Sie mit ihr gesprochen haben, aber ... Sie hat auch solche Umschläge in ihrem Schrank.

Ziemlich viele sogar.«

»Ich behalte das im Hinterkopf«, sagt er mit einem herablassenden Neigen des Kopfes. »Und wenn ich schon dabei bin, nehme ich auch gleich Rose unten auf dem Revier die Fingerabdrücke ab. Sie hat eine Schwäche für wattierte Umschläge.«

Ich weigere mich, auf seinen flapsigen Ton einzugehen. »Und heute Morgen ist mir jemand in einem roten Renault gefolgt. War das einer von Ihnen?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein.«

»Also, dann wissen Sie es jetzt«, sage ich. »Egal, die überlasse ich Ihnen, und wenn das alles ist ...« Ich halte die Tür, als würde ich sie ihm jeden Augenblick vor der Nase zuschlagen. »Ich habe meine Lektion von letzter Woche gelernt. Ich werde nur mit Ihnen reden, wenn mein Anwalt dabei ist. Also ...«

Er streckt die Hand aus. »Nur eins. Schnell.«

»Nein, ernsthaft.«

Ich muss das tun. Ich darf mich nicht noch weiter reinziehen lassen.

»Im Vertrauen, nichts Offizielles, da Sie ... wenn ich schon hier bin. Und es geht nicht um Sie, sondern Ihre Mutter ...«

»Meine Mutter?« Die Wände des Flurs rücken näher.

»Ich habe eine Hintergrundrecherche beim Strafregister durchgeführt. Mortimer, G. – Gendarmerie Avon und Somerset, das Revier Yeovil Brympton. Nichts.«

»Das liegt daran, dass ich nie in Konflikt mit dem Gesetz geraten bin. Sie werden nichts finden, in keiner Gendarmerie, keinem Revier, nirgends. Das wissen Sie.«

»Mortimer, J. dagegen. Eine hübsche Akte.«

»Wohl kaum«, erwidere ich. Meine Stimme klingt gepresst.

»Verwarnungen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, Trinken in der Öffentlichkeit – Oktober vor zwei Jahren und noch einmal im Februar letzten Jahres –, eine Verurteilung wegen Trunkenheit am Steuer.« Er beobachtet mich, nicht mit Misstrauen, sondern mit Mitgefühl.

»Ja«, bringe ich raus. »Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht.«

»Hart, mit so einer Mutter aufzuwachsen.«

»Was einen nicht umbringt, macht einen stark.«

»Nietzsche.«

»Ja?«, frage ich im Plauderton. »Ich dachte immer, der Spruch sei von Esther Rantzen.«

Er lacht, ein kurzer Ausbruch von Wärme. »Also, passen Sie gut auf«, sagt er.



Der Abend ist öde und lang. Meine Glieder sind schwer, träge vor Untätigkeit. Mein Kopf schmerzt. Ich habe Angst: Dafür kann ich mich bei Perivale bedanken. Aber tief in meinem Magen ist auch eine feuchte, stockende Furcht vor Dingen, die hätten getan werden sollen und nicht getan wurden. Ich habe mich ins Schlafzimmer zurückgezogen. Im Rest des Hauses ist Philips und Millies Abwesenheit zu deutlich zu spüren, dort herrschen Geister und Schatten, das normale Leben hält von den Wänden wider.

Ich kann nicht schlafen. Das Bett ist unbequem und zu voll von mir – meiner Hitze, meinem Geruch, meinen Toastkrümeln von vorhin. Ich drehe das Kissen um, suche Kühle. Die Tür zum Treppenabsatz habe ich geschlossen, aber ganz sicher bin ich mir nicht. Ich plane meine Flucht – das Fenster öffnen, eine Matratze rauswerfen und springen. Oder durchs

Bad? Der Anbau hinterm Haus? Da stürzt man nicht so tief.

Zeit verstreicht. Ich denke an Millie, die auf Robins Bauernhof schläft. Ich hoffe, sie schläft. Ich hoffe, sie hat keine Angst. Und keine Albträume.

Phasenweise hat sie welche. Kriecht sie zu Robin unter die Decke, wenn sie welche hat? Macht es Robin etwas aus? Ich wünschte, sie wäre jetzt hier bei mir, ihre Beine mit meinen verschlungen. Ich schließe die Augen, stelle mir ihr Gesicht vor. Meine Hände ballen sich zu Fäusten. Sie könnte hier bei mir sein, die Reporter sind fort. Ich arbeite nicht, aber ... andererseits ... da, wo sie ist, ist sie sicher, weitab vom Schuss. Hier ist es gefährlich. Da bin ich mir sicher.

Um Mitternacht schalte ich das Licht wieder ein und versuche zu lesen. Ich habe Terri nicht angerufen, ich war zu verunsichert. Ich hätte es tun sollen. Wenn ich mich auf die Arbeit konzentrieren könnte, wäre es leichter. Dann hätten meine Tage einen Rhythmus, Perspektive, andere Leute – Steve! –, mit denen ich mich in die Haare kriegen könnte. Ich würde mich nicht so in der Falle fühlen. Wie viele Tage noch, bis sie mich wieder lassen? Zwei? Drei? Soll ich hingehen und Terri persönlich bitten? Was ist, wenn sie Nein sagt? Das wäre noch

schlimmer. Besser zu hoffen. Besser, es nicht zu wissen ...

Lärm auf der Straße. Rufe und Schreie.

Stampfende Schritte. Gekreische. Teenager.

Wenn ich hier noch lange liegen bleibe, werde ich verrückt. Verrückter, als ich eh schon bin. Ich habe einen Anruf von Clara verpasst, doch als ich sie zurückrief, war sie nicht da. Zu spät, um mit Millie zu sprechen. Philip? Nein.

Jack.

Seine Nummer steht auf dem Vorsatzblatt meines Buches. Dort habe ich sie notiert, als er neulich angerufen hat.

»Es tut mir leid. Waren Sie schon im Bett?«

Seine Stimme ist tief. »Nein.« Er gähnt. »Ich habe gearbeitet.«

»Woran? An mir?«

Er lacht, ein verschlafenes Lachen. »Eine Buchbesprechung für die Mail am Sonntag.« Er erwähnt einen Thrillerautor mittleren Alters, doch ich höre gar nicht richtig hin.

»Tut mir leid, dass ich anrufe«, sage ich. »Ich bin ein wenig ... ich weiß nicht ... nervös. Ich habe wieder ein anonymes Päckchen von meinem Stalker bekommen.« Ich sage es beiläufig, doch mein Herz klopft. »Eine Horror-DVD. I've Been Watching You 2:

Prom Night.«

»I've Been Watching You 2?«

»Ja. Grauenvoll.«

»Eigentlich ist das doch ziemlich lustig. Die Vorstellung, jemandem mit der Fortsetzung eines Horrorstreifens Angst einjagen zu wollen. Die erste I've Been Watching You war wohl nicht mehr auf Lager. Stellen Sie sich vor, wie sauer er war, als er die Gänge durchforstet und eine passende DVD gesucht hat. Ich frage mich, was er verworfen hat. The Killing? Zu exklusiv. Die Nacht der lebenden Toten. Hm ... zu mies.«

Ich lache halb, halb schluchze ich. »Er hat noch nie so was Drohendes geschickt.«

»Es ist nur ein dummer Streich. Vergessen Sie es.«

»Der Umschlag war so einer wie die, die wir in Martas Schrank gefunden haben.«

»Das kann Zufall sein, aber sagen Sie es trotzdem der Polizei.«

»Habe ich schon. Perivale war hier. Ich habe sie ihm mitgegeben.«

»Gut gemacht. Ist Marta im Haus?«

»Nein.«

»Wahrscheinlich zur Post gegangen.«

»Genau!«

»Wir reden morgen weiter. Sie sollten ein bisschen

schlafen.«

»Ich weiß. Dann gute Nacht.«

»Nacht. Wir sehen uns morgen früh.«

»Eine Buchbesprechung«, sage ich. »Sie sind also wirklich Journalist? Sie lügen mich nicht an?«

Er schweigt. Ich denke schon, er hat aufgelegt.

»Es ist nicht gerade etwas, worauf man stolz sein kann«, sagt er. »Als würde ich bei so was lügen.«

## Montag

Christa lebt in Roehampton in einem hohen, quadratischen Hochhaus auf Stelzen. Es ist einer von fünf oder sechs Kästen an einem Hang, die in Richtung Richmond Park durch die Landschaft marschieren. Man sieht sie von der Isabella Plantation – wo Philips Mutter jedes Jahr hingebracht werden möchte, um sich die Azaleenblüte anzusehen – am Horizont, aber ich war noch nie so nah dran.

Ich glaube, es ist mir niemand gefolgt. Ich hoffe es. Ich bin einen komplizierten Weg gefahren und in Earlsfield umgekehrt. Ich habe alle paar Sekunden in den Rückspiegel gesehen, wie bei der Fahrprüfung. Ich war weder ruhig noch kontrolliert. Wenn ich einen roten Renault gesehen hätte, hätte ich wahrscheinlich angehalten und losgeschrien.

Ich finde einen Parkplatz direkt vor dem Haus und warte. Die Wohnungen sind in Wirklichkeit ganz fantastisch – Fünfzigerjahre, Bauhaus oder Le Corbusier, Unité d'Habitation oder so. Sollte ich mal nachschlagen. Man sieht, welche Überlegungen hinter der Landschaftsgestaltung stecken. Eine Fläche geschnittenes Gras und hohe Kiefern. Ein Gefühl von Raum, von Natur – Dohlen schnattern,

Tauben picken –, trotzdem zentral.

Ich bin seit vier Uhr wach. Zwei Stunden bevor Philip anrief – er weiß, dass ich immer zeitig auf bin. Er hatte gerade zu Mittag gegessen und ein paar Gläser Sake getrunken, gerade genug, um die Schärfe zu nehmen. »Alles gut?«, fragte er.  
»Kommst du zurecht?«

Ich ließ mich rücklings aufs Bett plumpsen. »Ja«, sagte ich.

»Ich will dich nicht aufhalten«, meinte er. »Steht für heute was Besonderes an?«

»Nein«, sagte ich schließlich. »Und bei dir?«

»Hektischer Nachmittag vor mir«, sagte er. »Heute Abend ein Bankett im chinesischen Stil im Mandarin.«

»Ich ruf dich wieder an.«



Jack schickt eine SMS, um zu schauen, wo ich bin, und ein paar Minuten später sehe ich ihn in einer Kurve hinter einem Lieferwagen auftauchen.

Ich kurbelte das Fenster herunter, und er beugt sich herein, leicht gerötet, als hätte er sich beeilt. Er ist frisch rasiert – ich rieche den seifigen Schaum – und trägt ein frisch gebügeltes weißes Hemd. So wie er mit den Fingern auf die Oberschenkel trommelt

und mit Münzen klimpert, weiß ich sofort, dass er den Anruf von letzter Nacht aus dem Gedächtnis gelöscht hat. Seine Stimmung ist anders. Er ist abgelenkt. Kein Witz, keine Begrüßung, keine Sorge, keine Krümel.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme«, sagt er.  
»Ein Redakteur hat angerufen. Ich habe für heute einen Auftrag. Wenn wir hier fertig sind, mache ich mich gleich auf den Weg.«

»Oh. Okay.« Ich schlucke meine Enttäuschung herunter. Was habe ich erwartet? Freundlichkeit? Die Besorgnis eines Ehemanns? Wenigstens ein paar mehr Worte. Doch hierauf war ich nicht gefasst – wie die Einzige, die im Faschingskostüm in eine formelle Veranstaltung platzt, auf der alle in Abendgarderobe erschienen sind. »Kein Ding«, sage ich möglichst flapsig.

»Geht's Ihnen gut?«, fragt er. »Konnten Sie irgendwann schlafen?«

»Wie ein Murmeltier.«

Ich soll im Wagen warten, während er zu Christa geht. Sobald er rauskommt, gibt's dann eine Nachbesprechung. Er stapft über den abschüssigen Rasen. Die Tauben an den Müllheimern fliegen auf. Ich sehe, wie er sich in den Schatten beugt, das Gesicht dreht, als er redet. Er schaut auf seine Uhr, ein

schnelles, gereiztes Drehen des Handgelenks.

Ich warte. Im vierten Stock von Christas Gebäude lehnt ein Mann mit rasiertem Schädel am Balkongeländer und schaut herunter. Die Tür eines Lieferwagens geht mit einem Rums zu. Musik: »Don't you want me, baby?« Der Lieferwagen fährt vorbei. Der Mann mit dem rasierten Schädel verschwindet in seiner Wohnung.

Jack kommt die Wiese hoch. Christa ist bei ihm. Er blickt betont nicht in meine Richtung.

Selbst von hier aus kann ich sehen, dass sie eine bemerkenswerte Frau ist, spitze Züge, kastanienbrauner Bubikopf und strenger Pony. Es ist ein kühler Tag, doch sie trägt ein Sommerkleid und Sandalen mit Keilabsatz. An einem Absatz hat sich die Bastschnur gelöst und schlägt beim Gehen gegen ihren Knöchel.

Ich überlege nicht lange, und in dem Augenblick, da ich aus dem Auto steige, ist es zu spät. Ich fange sie auf dem Weg ab. Jack wirkt erschrocken. Nervös setzt er an, uns einander vorzustellen, doch sie unterbricht ihn.

»Gaby Mortimer«, sagt sie. »Sie sind Gaby Mortimer von Mornin' All.«

»Ja.«

»Sie haben Ania gefunden. Sie haben meine

Freundin gefunden.«

Ich nicke. Meine Freundin. Die beiden Frauen waren befreundet. Ich krümme fest die Zehen, um nicht zu schwanken. Ich stelle mir vor, wie sie am Telefon plaudern, wie sie zusammen ausgehen, Arm in Arm, lachen.

»Und Sie kennen einander?« Sie sieht von Jack zu mir. Er macht den Mund auf und wieder zu; er hat noch Mühe, sich zu fassen.

»Ja«, sage ich und stelle mich ein wenig breiter hin. »Und ich wollte Sie kennenlernen. Es tut mir leid. Wir hätten es gleich sagen sollen. Ich hätte offener sein sollen.«

»Gaby hilft mir bei dem Erinnerungs...«

Sie unterbricht ihn. »Aber die Polizei hat Sie festgenommen?«, sagt sie. »Sie hat Sie über meine Freundin befragt?«

»Es war ein Fehler«, sage ich. »Ich habe versucht zu helfen. Die arme Ania. Ich wurde nur ...« Doch in ihren Augen ist ein Ausdruck, so hilflos, so traurig, dass ich aufhöre mit meinen Erklärungen und sie in die Arme nehme. Ich spüre, wie schmal ihre Knochen sind, wie spitz ihr Kinn, spüre ihren Atem an meinem Hals. »Es tut mir so leid«, sage ich. »Es tut mir so schrecklich leid wegen Ania. Es muss sehr schwer für Sie sein, eine Freundin zu verlieren. Ich

kann mir das nicht vorstellen.« Ich löse mich. Ich sehe Jacks Miene. Er ist verdutzt. So hatte er sich das nicht vorgestellt.

Sie beißt sich auf die Oberlippe und nickt. Ihre Augen sind grün, mit haselnussbraunen Einsprengseln. Ihre Haut ist blass. Als sie die Zähne von der Lippe löst, bekommen ihre Wangen wieder Farbe. Sie erwidert meinen Blick. »Sie sind so nett. Danke.« Sie legt die Hand auf meinen Arm, und ich spüre, dass etwas Trübes und Schweres schwindet. Sie glaubt mir.

Jetzt unterbricht Jack uns und erklärt, dass Christas Mann Pawel schläft – er arbeitet nachts als Wachmann – und dass sie in ein Café gehen wollten. Er sieht mich mit großen Augen an, um mich daran zu erinnern, dass er es eilig hat, um zu seinem Auftrag zu kommen.

»Also, es ist immer schön, in ein Café zu gehen. Ein Café ist immer etwas Besonderes. Nicht dass ich Hunger hätte. Wie steht's mit Ihnen, Jack?« Ich rede ihm zu wie einem kleinen Kind. »Ich habe gerade erst gefrühstückt.«

Wir gehen den Weg wieder runter in Richtung Hauptstraße, durch samtige Schatten und Rechtecke aus Licht. Busse mit leichter Schieflage versammeln sich unten, ihr Brummen hallt kehlig

wider. Der Bürgersteig ist schmal, und Jack geht ein paar Schritte hinter uns. Ich frage Christa, ob sie mit der Polizei gesprochen hat, und sie sagt, ja, einmal, doch sie hatte nichts zu sagen. Sie war in Polen auf Hochzeitsreise, als Ania ... starb.

Ein Wagen fährt vor. An den hinteren Fenstern flattern Mini-Union-Jacks. Rihanna plärrt und verstummt abrupt. Ein junger Mann mit reichlich tätowierten Unterarmen steigt aus, in der Hand einen Heliumballon in Form einer Drei. Christa nickt ihm zu.

»Ich musste nach Hause nach Krakau, um zu heiraten«, sagt sie, nachdem er fort ist. »Eine große Hochzeit mit der ganzen Familie. Ania war da. Es war die Woche davor ... das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe.«

»Hatten Sie eine schöne Hochzeit?«, frage ich freundlich.

»Ja. Groß. Meine Mutter hatte alle Hände voll zu tun. Sie war sehr rechtherberisch.«

Sie lächelt kleinlaut, und ich frage, ob sie ein hübsches Kleid getragen habe, und den Rest des Weges beschreibt sie es mir – die Tülllagen des Rocks, das Spitzenmieder und die dekorative Perlenstickerei. Ich erwähne, dass ich in einer Zeitschrift ein Kleid gesehen habe mit einer

Stoffblume an einer Hüfte, und Christa sagt lebhaft:  
»Ja, ja, genau. So war mein Kleid auch.«

»Wie schön«, sage ich. »Sie können sich sehr  
glücklich schätzen. Meins war ein billiges altes Ding.«

»Haben Sie kürzlich geheiratet?«

»Nein!« Ich lache. »Das ist schon lange her.«

»Und Ihre Mutter, war sie rechthaberisch?«

»Nicht besonders«, antworte ich lächelnd.

Sie reibt sich die Augen mit den Knöcheln der  
Hand. Gänsehaut überzieht ihre Brust.

»Ist Ihnen kalt?«, frage ich.

Sie reibt sich lachend die Arme. »Mein Mantel ist in  
dem Zimmer, wo Pawel schläft.«

Das Café liegt am Ende einer Ladenreihe zwischen  
einem edlen Floristen und einer Bäckerei. Drinnen  
duftet es nach Speck, frischem Kaffee und  
getoasteten Käsesandwiches. Am Fenster ist gerade  
ein Tisch frei geworden, und Jack springt hin, um ihn  
uns zu sichern. Zwei Frauen mittleren Alters  
bemerken mich – ich sehe etwas Kompliziertes in  
ihren Augen aufscheinen –, und ein alter Mann, der  
Zeitung liest, hebt den Blick und sieht zu schnell  
wieder weg. Es macht mich nervös und raubt mir  
gleichzeitig jegliche Kraft. Doch Christa und ich sind  
jetzt am Kopf der Schlange, und ich bestelle  
mehrere Törtchen – sie sieht aus, als müsste sie

aufgepäppelt werden –, eine Kanne Tee, einen Cappuccino und auf Zuruf von Jack einen doppelten Espresso.

In dem Moment, als wir uns setzen, beugt er sich vor und räuspert sich. Er hat eine Weile nichts gesagt. »Wegen dieses Erinnerungsbuches«, beginnt er.

»Ja.« Christa nimmt Platz. »Ich weiß nicht genau, was Sie damit meinen.«

»Es ist so etwas wie ein Sammelalbum«, erklärt er.

»Ein Sammelalbum?« Sie nimmt mit einem Löffel ein wenig Schaum und schluckt ihn runter.

»Ja. Ein Buch, in das man Fotos und Erinnerungen an einen Menschen klebt.«

»Nein, das ist es nicht«, werfe ich ein.

Die beiden sehen mich an.

»Ich meine, das ist es schon, aber deswegen sind wir nicht hier. Jack ist ein richtig guter Journalist, und er möchte für eine Zeitung einen Artikel über Ania schreiben, wie sie war und was womöglich passiert ist. Dass ich sie gefunden habe, war Zufall. Es hätte jeder sein können. Aber weil ich sie gefunden habe, fühle ich mich irgendwie verantwortlich. Ich weiß nicht, ob Sie das nachvollziehen können. Ich würde gern herausfinden, wie sie gestorben ist.«

»Sie war sehr, sehr nett. Sie hätte ... wie sagt

man? Sie hätte keiner Fliege etwas zuleide getan.«

Jack sieht sie an. »Dann macht es Ihnen nichts aus, mit mir über sie zu reden?«

»Sie sind nette Menschen. Ob sie so ein Buch machen oder für die Zeitung schreiben, ich weiß, dass Sie die Wahrheit sagen.« Mit langen, schmalen Fingern nimmt sie eine Custard Tart und beißt ein wenig ab.

»Die Wahrheit ist immer das Beste«, sage ich und sehe Jack an.

Er lächelt dümmlich.

»Die Leute, bei denen sie gearbeitet hat, haben gesagt, sie ist mit den Kindern oft in den Richmond Park gegangen«, sagt er.

»Ja.« Sie legt die Hand über den Mund, während sie schluckt. »Verzeihung. Sie hat den Park geliebt. Als sie letzten Sommer bei mir wohnte, sind wir jeden Tag hingegangen. Sie ist mit den Kindern an den Teich gegangen, und danach haben wir uns hier zu Tee und Kuchen getroffen, Ania und Mollie und der kleine Alfie.«

»Hat er Sie gebissen?«, frage ich.

Jack stößt etwas aus, was verdächtig nach einem Lachen klingt.

»O ja«, sagt Christa. »Ania sagte, er könne ein sehr ungezogener Junge sein, aber bei ihr war er

immer brav. Alle Kinder sind brav bei Ania. Waren«, fügt sie hinzu und beißt sich auf die Unterlippe. Was wäre, wenn ich Ania eingestellt hätte und sie unser Kindermädchen geworden wäre? Wäre es auch passiert, wenn sie bei uns eingezogen wäre? Mir wird eng um die Brust. Der Schmerz, Millie zu vermissen, und der Schmerz um Anias Tod scheinen sich einen Augenblick lang zu vermischen. Ich kann das eine nicht von dem anderen trennen. Es ist wieder der Katzenraum, das überwältigende Bedürfnis, etwas in Sicherheit zu bringen, die verzweifelte Angst davor, dass es mir nicht gelingt.

Jack stellt ihr weitere Fragen. Wie lange hat Ania bei ihr gewohnt? (Sechs Monate.) Wie lange hatten sie sich vorher schon gekannt? (Seit Kindertagen.) Er nimmt sich eine Tart, steckt sie ganz in den Mund und schluckt mit leicht erschrockener Miene – sie ist größer, als er gedacht hat. Danach wischt er sich die Lippen mit einer Papierserviette ab. »War sie teuer, die Wohnung, die sie gefunden hat?«, fragt er.

Sie zuckt die Achseln. »Sie hatte viele Jobs, und sie hoffte, als Lehrerin Arbeit in einer guten Schule zu finden, wenn sie ihre Ausbildung beendet hatte. Aber es ist eine sehr kleine Wohnung, also ist sie wahrscheinlich nicht so teuer. Sie hat einen Schrank hier mit einigen ihrer Sachen – Bücher, Unterlagen,

ihre alten Kalender –, die sie nicht mehr brauchte.« Sie unterbricht sich und wirkt einen Augenblick ganz verloren. »Die sollte ich wohl zu ihren Eltern nach Lodz schicken.«

Ihre Eltern. Ihre armen Eltern. Der Gedanke ist unerträglich. Ich muss zurück zur Arbeit und mein normales Leben wieder aufnehmen, um all das hier zu vergessen. Ich hätte im Auto sitzen bleiben sollen.

Doch Jack sieht sie aufmerksam an. »Können wir sie sehen? Die Kalender, meine ich?«

»Vielleicht.« Sie klingt zögerlich. Bedrängt er sie zu sehr?

»Ihr Freund?«, frage ich und zwinge mich, mich zu konzentrieren. »War er gut?«

»Ja. Nein.« Sie beißt sich wieder auf die Unterlippe. »Gut? Ich weiß nicht.«

»Schlecht?«, wirft Jack ein.

»Tolek, er hat Ania sehr, sehr geliebt.« Sie wischt sich unsichtbare Krümel von den Knien. »Zu sehr.«

»Was meinen Sie damit?«, fährt Jack auf.

Sie mustert mich, als überlegte sie scharf. Schließlich sagt sie schnell: »Er wollte Ania bald heiraten, aber sie sprach von Karriere, vom Unterrichten. Tolek, er ist gut mit den Händen, ein netter Mann. Er wollte eine Frau, die ihn so liebte,

wie er sie liebte. Es war schwierig.«

»Hat er sich auf das Baby gefreut?«, frage ich.

»O ja«, sagt sie vage. »So besorgt, als Ania fürchtete, schwanger zu sein. Leichte Blutung. Große Erleichterung für Ania und den Vater des Babys, als der Ultraschall ergab, dass es okay war.«

Ich sehe, dass Jack zusammenzuckt. Er begegnet meinem Blick. Es ist ihm auch aufgefallen. Seltsame Formulierung. Nicht Tolek. Der Vater des Babys.

»Haben Sie Toleks Telefonnummer?«, fragt Jack.

»Wir würden sehr gern mit ihm sprechen.«

»Sein Englisch ist nicht gut. Er war in Polen, als sie starb. Er ist sehr wütend und fühlt sich schuldig.«

»Sind Sie sicher, dass er in Polen war?«, fragt Jack.

Sie rutscht ein wenig auf ihrem Stuhl herum, windet sich. »Ja. Er ist sehr wütend auf die Polizei, die immer nur Fragen stellt.«

»Wütend?«, hakt Jack nach. »Obwohl er unschuldig ist? Was meinen Sie damit, wütend?«

»Er ist Klempner, ein hart arbeitender Mann«, sagt sierätselhaft. Sie fährt mit den Händen an den Unterarmen rauf, als wollte sie unsichtbare Ärmel hochschieben, eine Geste, die mir verrät, dass sie gern gehen würde. Sie ist verunsichert. Sie richtet den Blick überallhin, nur nicht auf uns.

Der alte Mann am Nebentisch ist aufgestanden,

und ich ziehe meinen Stuhl ein Stück vor, damit er vorbeikommt. Christa starrt auf die Zeitung, die er auf dem Tisch liegen gelassen hat. In der unteren rechten Ecke ist ein winziges, briefmarkengroßes Foto von mir.

Christa schaut auf und begegnet meinem Blick. Sie steht auf. Sie möchte raus an die frische Luft, doch Jack klammert sich an seine leere Tasse. Er hat noch eine Frage. »Hatte Ania in letzter Zeit mehr Geld? Ihre Arbeitgeber fanden, sie habe einen kostspieligeren Lebensstil gepflegt: neue Kleider, Unterwäsche, Schmuck.«

»Ania hat hart gearbeitet«, sagt sie. »Sehr zielstrebig. Sie wollte immer das Beste.«

»Tolek?«

»Er verdient gutes Geld«, sagt sie nachdrücklich. »Die Leute in South London«, sie zeigt vage in die Richtung von Wandsworth, »wollen immer neue Badezimmer.«



Wir begleiten Christa wieder den Hügel hinauf und verabschieden uns an ihrer Wohnungstür von ihr. Ich umarme sie noch einmal. »Wenn Sie es herauskriegen«, meint sie, »sagen Sie es mir.« Ihr

Mund wird zu einem grimmigen Strich. Sie nickt, kämpft gegen die Tränen.

»Das verspreche ich Ihnen«, sage ich und nicke ebenfalls, und in diesem Augenblick würde ich die Antwort sehr gern finden, für Christa, Anias Freundin, wenn für niemanden sonst.

Jack fummelt an seinem Handy herum. Er überprüft etwas. Ich sage nichts. Ich gehe nur den Hang hinauf dahin, wo das Auto parkt. Ich kämpfe gegen die Tränen.

Ich setze mich hinter das Steuer und nehme die Zeitung des alten Mannes heraus, die ich im Rausgehen in die Tasche gestopft habe. Es ist ein Boulevardblatt vom Sonntag – die Zeitung vom Vortag. Das Briefmarkenfoto ist ein Anreißer für einen Artikel auf Seite sechs. Ich blättere.

Moderatorin von Mornin' All schmeißt alles hin

Gaby Mortimer ist aus der Fernsehsendung ausgestiegen, mit der sie sich einen Namen gemacht hat.

»Ich würde das Programm lieber gar nicht machen«, sagte die zweiundvierzigjährige Moderatorin zu guten Freunden. »Es ist die falsche Art von Publicity.«

Kollegen sagen, ihr Verhalten sei immer unberechenbarer geworden, seit sie vor zwei Wochen auf dem Wandsworth Common die Leiche des polnischen Kindermädchen Ania Dudek gefunden hat.

»Ja, wir fühlen uns im Stich gelassen«, sagt eine Vertreterin von Mornin' All, »aber Gaby weiß, dass wir hier sind, wenn sie uns braucht.«



Fotos von mir vor meiner Haustür, von dem blauen Fleck, von Stan the Man – den Kopf leicht zur Seite geneigt, gut aussehend und besorgt. Das Foto habe ich noch nie gesehen, es ist ganz neu, der eitle Mistkerl. Ein Porträt von India, »meinem Ersatz«, ein altes, wahrscheinlich aus Spotlight.

Ich höre, wie die Autotür aufschnappt und sich jemand auf den Beifahrersitz setzt. Ich habe den Kopf aufs Lenkrad gestützt. Er legt mir die Hand auf die Schulter.

Ich richte mich auf. Rasch zieht er den Arm zurück, bevor ich ihn zerdrücke.

»Haben Sie es gewusst?«, frage ich. »Gestern? Hatten Sie die Zeitungen gelesen? Ist es überall drin?«

Er nickt.

»Warum haben Sie nichts gesagt?«

»Ich habe darauf gewartet, dass Sie die Sprache darauf bringen oder mir sagen, dass Sie gekündigt haben. Und als klar wurde, dass Sie nichts darüber wussten und dass Sie nicht mal die Zeitungen gelesen hatten, dass Sie sie unters Sofa gestopft hatten, also ... es war nicht an mir. Ich fand, jemand anders sollte es Ihnen sagen. Philip ... Clara.«

Wusste Philip es? Steckte das hinter seiner aufgesetzten Fröhlichkeit? War vorgetäuschte Unwissenheit sein Verteidigungsmechanismus für den Fall, dass ich in Tränen ausbreche und ihn bitte, nach Hause zu kommen? Vielleicht wusste er es auch gar nicht. Vielleicht ist er ganz in seiner Hedgefonds-Blase aufgegangen, ohne die Zeitungen zu lesen oder fernzusehen oder gar SMS zu lesen. Aber Claras Anruf, den ich verpasst habe ... wahrscheinlich hat sie deswegen angerufen. Und Robin hat es gewusst. Die Besorgnis in ihrer Stimme, das Reden über Leckereien und wie sie mich beschwatzt hat, doch zu ihr zu kommen. Und die Leute im Pub gestern, wie die mich angesehen haben.

»Das ist von vorn bis hinten erlogen. Ich habe nicht gekündigt«, sage ich. »Sie haben meine Worte völlig aus dem Zusammenhang gerissen. Ich habe zu

Stan gesagt, ich würde die Sendung lieber nicht machen, als Ania auszunutzen. Und >die falsche Art von Publicity<, das war auf mich bezogen. Ich habe gesagt, die Sendung würde durch mich die falsche Art von Publicity kriegen.«

»Ich bin mir sicher.«

»Wollen sie mir auf diesem Weg kündigen?«

»Ich weiß nicht. Es tut mir leid.« Er legt seine Hand auf meine.

Wir sitzen eine Minute da. »Wollen Sie das Interview immer noch machen?«, frage ich nach einer Weile.

»Ja! Die Rehabilitation von Gaby Mortimer. Ich liebe Herausforderungen.«

»Danke«, sage ich unsicher.

Er schaut auf seine Uhr. »Also«, meint er, »ich bin spät dran. Gibt es jemanden, zu dem Sie heute gehen können? Ich muss jetzt los. Wir müssen uns weiter darüber unterhalten. Und über Christa. Aber später, ja? Oder morgen?«

»Selbstverständlich. Soll ich Sie mitnehmen?« Ich drehe den Zündschlüssel. »Wohin müssen Sie?«

»Tottenham.«

»Oh. Ich weiß nicht ...«

»Irgendeine U-Bahn-Haltestelle wäre nett.«

Ich fahre. Ich kuppele und lege einen Gang ein. Ich

schalte das Radio ein, überprüfe den Rückspiegel und halte den Blick darauf gerichtet, um nach Autos und Scheinwerfern zu sehen, doch die ganze Zeit denke ich: Sie haben mich übers Ohr gehauen. Sie haben die Zeitungen mit diesem Mist gefüttert. Wie konnten sie nur? Nach allem, was ich ihnen gegeben habe, nach all den Jahren mit Soapstars, EU-Vorschriften und den bescheuerten krummen Bananen. Stan, die Oberbosse, die ehrgeizige India: An denen liegt mir nichts. Aber Terri. Ich dachte, sie wäre meine Freundin.

Jack sagt etwas, und ich höre nicht zu. Er versucht mich abzulenken. Er sagt etwas über seinen Auftrag, dass er hofft, er bringt es aufs Titelblatt.

Ich halte an der Ampel. »Worum geht es da noch mal?«, hake ich nach, um zu zeigen, dass ich ihm dankbar bin.

»Der Vater des Teenagers aus Tottenham, der bei der Hotelbombe vor ein paar Monaten am Roten Meer ums Leben gekommen ist. Erinnern Sie sich? Er hat einen Aufruf gestartet: Britische Familien bekommen eine Entschädigung, wenn Angehörige bei terroristischen Angriffen in der Heimat ums Leben kommen, aber nicht im Ausland. Das möchte er ändern.«

»Der Arme«, sage ich gedrückt: Was ist im

Vergleich dazu schon ein Job? »Ein Kind zu verlieren ist das Schlimmste überhaupt.« Anias Eltern in Lodz.  
»Unvorstellbar.«

»Ein schwieriger Auftrag«, sagt er mit einem leisen Anflug von Selbstgefälligkeit.

»Ich habe – hatte – immer Schuldgefühle, wenn ich Menschen interviewen musste, die Schlimmes durchgemacht haben. Sie möchten reden, deswegen kommen sie ja; vermutlich ist es so was wie Therapie. Aber als Journalistin weiß man, dass man den O-Ton braucht, die Geschichte ...«

»Man muss sich innerlich distanzieren«, sagt er kurz. »Der sein, der man sein muss. Eine Art Spiel spielen. Ein bisschen was von sich abhacken.«

»Sie Armer. Der Arme.« Ich schaue in den Spiegel und biege links auf die A3, nehme die mittlere Spur und beschleunige.

Ein Stück vor uns hat sich mit kreisender Signallampe ein Polizeiwagen schräg auf der Fahrbahn positioniert. Zwei Polizisten stehen daneben, einer streckt den Arm aus. Ich verlangsame. Ein weißer Lieferwagen stellt sich beinahe vor mir quer und kommt auf dem Seitenstreifen rutschend zum Stehen.

Ich fahre langsam vorbei. Im Rückspiegel sehe ich, dass die Polizisten sich dem Lieferwagen nähern. Ich

schließe flüchtig die Augen, schüttele den Kopf. Es dauert ein paar Minuten, bis sich meine Nerven wieder beruhigt haben. Werde ich für den Rest meines Lebens beim Anblick von Polizisten erschrecken?

An dem Kreisverkehr vor uns stößt Jack ein Lachen aus. »Sie sind eine schreckliche Fahrerin. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts, dass ich das sage, aber das sind Sie wirklich.«

»Was?«

»Eine seltsame Mischung: gleichzeitig draufgängerisch und unsicher.«

»Bin ich das? Bin ich nicht. Ich bin keine schreckliche Fahrerin! Bin ich das wirklich?«

»Allerdings. Wie Sie gerade den Chrysler geschnitten haben, und dann setzen Sie sich vor ihn und bremsen.« Er putzt mich mal wieder spielerisch runter, diesmal, um mich abzulenken.

Ich biege auf die West Hill. »Ich weiß nicht, ob ich Sie wirklich zu einer U-Bahn-Haltestelle bringe. Ich setze Sie einfach hier irgendwo ab, dann haben Sie einen hübschen langen Fußmarsch.«

»Tut mir leid. Ich sage kein Wort mehr. Ja, ich mache einfach die Augen zu.«

Er schließt tatsächlich die Augen, lehnt sich im Sitz zurück und macht es sich bequem. Das lenkt mich

wirklich ab. Er hat sich die Haare aus dem Gesicht gestrichen, und die leichte Bewegung seines Kopfes verrät mir, dass er dem Radio zuhört. Es läuft gerade ein Lied, das Philip nicht mag, eingängig und mit rüdem Text – Millie summt es die ganze Zeit. Wenn Philip neben mir säße, hätte er längst einen anderen Sender eingestellt, und ich würde mich ein wenig abgeurteilt fühlen. Es ist schockierend, wie nervös ich in letzter Zeit in Philips Gegenwart war, wie ich mir eingebildet habe, alles, was ich tue, werde mit einem fernen Ideal verglichen und als unzulänglich erachtet. Wie viel leichter es doch war, wenigstens vorübergehend davon frei zu sein.

Ich bin an der U-Bahn angekommen und fahre auf die Busspur, um anzuhalten.

»Dann einen schönen Tag«, sage ich und stelle mir für einen Augenblick vor, ich wäre eine Hausfrau aus Somerset – die, die ich geworden wäre, wenn die Dinge anders gelaufen wären –, die ihren Mann an einem ländlichen Bahnhof absetzt, bevor sie wieder nach Hause zu ihren Kindern fährt.

Jack öffnet die Augen und sieht mich an. Seine Miene ist freundlich, seine Lippen bewegen sich leicht. »Machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Job«, sagt er. »Es wird alles gut. Das geht vorüber, es ist ein Missverständnis. Sie sind viel zu wertvoll für

die. Das kriegen Sie wieder hin.«

Er steigt aus, wirft sich die Tasche über die Schulter und klopft zweimal auf das Wagendach.



Zu Hause ziehe ich sofort die Zeitungen unter dem Sofa raus, die von gestern und die von heute, und lese sie alle. Die seriösen Zeitungen sind die schlimmsten: ihre lüsterne Missbilligung – wie ein Richter am Obersten Gericht, der unter einer Toilettentür durchspäht. Sie fassen das Thema an wie mit spitzen Fingern. »Quellen aus dem nahen Umfeld der Moderatorin zufolge ...«, »sind Zweifel aufgekommen ...« Bin ich wirklich so interessant? Wenn ich Produzentin einer vormittäglichen Nachrichtensendung wäre, würde ich mich dann zum Thema machen? Vermutlich schon. Mord und Promis – eine delikate Mischung.

In einem Boulevardblatt von heute ist ein Foto von mir im Pub, »wo sie einen Drink mit einem geheimnisvollen Fremden genießt«. Da war jemand ganz clever und hat mit dem Handy eine Aufnahme gemacht. Es ist mir nicht einmal aufgefallen. Weitere Gefahren der modernen Welt. Mit einem Samsung Galaxy ist man nie allein.

Ich kann es nicht länger aufschieben. Ich weiß, ich sollte es lassen. Es ist wie in den Keller gehen. Dort ist eine Verrückte mit einem Messer. Doch die Versuchung ist zu groß. Ich gehe in die Küche.

Sky Plus. Die Sendungen von Donnerstag, Freitag und heute, hübsch ordentlich untereinander aufgereiht. Ich wähle die von heute.

Zuerst denke ich, es wird alles gut. Ich werde es überleben. Als Stan seine einführenden Worte in die Kamera spricht – ein Gruppeninterview mit der Besetzung von Made in Chelsea ankündigt und einen Beitrag über die wachsende Beliebtheit der Augenbrauenkorrektur mittels Fadentechnik –, wirkt er nicht auf der Höhe. Ein schlechtes Hemd, die Ärmel zu kurz. Zu viel Körperbehaarung. Er braucht Ballast. Er braucht mich. Es ist unsere Beziehung, die ihm seinen jugendlichen Touch gibt. Ich bin Mrs Robinson für seinen Benjamin Braddock, Francesca Annis für seinen Ralph Fiennes. Ohne mich wirkt er schäbig, schmuddelig, gealtert. Und India? Sie ist nervös. Sie hockt auf dem Sofa und gestikuliert wild mit den Händen, was man auf keinen Fall tun soll. Sie hat die Gewohnheit, mitten im Satz zu schlucken, ja, fast zu würgen, als hätte sie zu viel zu fragen und mir – mir, der Zuschauerin – so viel zu sagen, dass sie die Worte schier nicht

herausbekommt.

Ich bin mir nicht sicher, wann genau es dämmert. Es ist wie ein Gedanke, den ich nicht recht fassen kann, der durch meinen Kopf flattert wie eine Motte. Sie haben sich einen Slogan ausgedacht. Stan sagt: »Topnachrichten ... Topansichten ...« Und India endet mit: »Topklatsch ...« Das ist neu: Er überlässt ihr die Pointe. Stan, mit übereinandergeschlagenen Beinen, wirkt ein wenig gedämpft, fast onkelhaft und seltsam nett, und India beugt sich leicht zu ihm hin. Sie haben ihr die Haare aus dem Gesicht frisiert. Nein, geschnitten. Ich erkenne Annies magischen Touch, ihren schockierenden, köstlich schmeichelhaften Schnitt, der einen Trend setzen wird. Binky von Made in Chelsea kann die Augen nicht davon lassen.

Der Hinterbänkler der Tories, der den Pressespiegel macht, ist so bezaubert von Indias Mädchenhaftigkeit, dass er sich glatt verhaspelt und den Premierminister als »Eton-Abhänger« bezeichnet. Das wurde sicher getwittert. The World at One hat es sicher schon verbreitet. Perfekte Publicity. Das ist alles, was Terri je will: dass die Leute über die Sendung reden. Stan schüttelt den Kopf über den Parlamentarier, mehr betrübt als verärgert. »Topnachrichten ... Topansichten«, sagt er, und

India schließt mit: »Topklatsch.«

Ich weiß, was das ist. Es ist Chemie. Davon redet Stan die ganze Zeit.

Ich schalte den Fernseher aus und stöhne in der stillen Küche. Ein Schmerz wie ein elektrischer Schock schießt durch mich hindurch, ein Strom, der nicht rauskann. Eine erschreckende Erkenntnis. Hier geht's nicht um Publicity, ob gute oder schlechte, Anschuldigungen, wahre oder falsche. Dies ist nichts Vorübergehendes und auch kein Missverständnis. Dies ist die Gelegenheit, auf die sie gewartet haben. Dies ist ihr Weg, mich rauszukicken. Ich kann nicht mehr zurück, egal was aus dem Fall wird. Danach nicht. Indias Triumph. Ich bin Schnee von gestern, absolut vorbei. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich seit Monaten, dass sie mich gern los wären.

»Gutes und Schlechtes«, habe ich zu Jack gesagt. Ich denke darüber nach. Steve, mein Fahrer, kommt mir in den Sinn. Steves Gesicht, sein Geplauder, sein Taktgefühl, die Neuigkeiten über seine Frau und seine Tochter. Wenn dies das Ende ist, werde ich nie erfahren, was aus dem Polyp geworden ist. Den Polypen! Oder ob Sammy ein Vorstellungsgespräch bekommen hat. Und es ist der Gedanke an Steve, bei dem ich schließlich in Tränen ausbreche.

Oben im Bad spritze ich mir Wasser ins Gesicht, ein

Gesicht, das zu viel gesehen und zu viel getan hat. Ein Gesicht, das schon zu lange dabei ist. Falten vom Stirnrunzeln und Falten vom Lächeln und ein kleiner Riss über einem Vorderzahn. Gesichtshärchen, die gezupft werden müssen, violette Schatten, für die jeden Tag mehr Abdeckcreme gebraucht wird. Ich bin zu teuer an Touche Éclat. Auch meine Haare – lächerlich. Im Zahnpflegebecher steckt eine Nagelschere, und zornig schnippele ich daran herum, sehe zu, wie die Strähnen ins Waschbecken fallen und den Ausguss verstopfen. Ich mache immer weiter. Meine Mutter hat einmal in einem Anfall von überschwänglicher Extravaganz beschlossen, die Hecken in unserem Garten zu stutzen. Mit Baumschere und Rosenschere und Astschere bewaffnet, kam sie aus dem Gartenzentrum, und ich sah vom Haus aus zu, wie sie sich fluchend, mit zerkratzten Armen wedelnd, über eine Rosenhecke hermachte. Sie schien nicht zu wissen, wann sie aufhören musste. Sie schnitt und schnitt, bis von den wunderschönen Sträuchern nur noch ein paar schwarze, stoppelige Ranken übrig waren.

Danach mustere ich die Haare im Waschbecken. Sie sehen aus wie ein totes Tier. Noch einmal betrachte ich mein Gesicht. Die ganzen Bemerkungen, ich habe sie geglaubt, dabei sehe ich

eigentlich überhaupt nicht aus wie Ania, nicht ohne Make-up. Es waren nur die Haare, rötliche Haare von derselben Länge, mehr nicht. Die Menschen haben keine Vorstellungskraft. Christa, die sie gut kannte, die ihr Gesicht gekannt hat, wie sich sein Ausdruck veränderte, war es gar nicht aufgefallen.

Ich stopfe die Haare in eine Tüte und gehe damit runter. Als ich sie über den Mülleimer halte, frage ich mich für einen Augenblick, ob ich sie verkaufen könnte. Wir leben über unsere Mittel: Schulgeld, Urlaube, Tennisklub, eine lächerlich hohe Hypothek. Und falls ich meinen Job verloren habe und falls Philip plant ... also, darüber werde ich jetzt nicht nachdenken. Man muss sich innerlich distanzieren, da hat Jack vollkommen recht. Bilder strömen herbei und bedrängen einen, wenn man sie lässt. Besser, sie hinzulegen wie Fotos, sie verblassen zu lassen, sie in dunkle, ungestörte Ecken, in Bücher und unter Steine zu schieben.

Wenn das hier vorbei ist, brauche ich einen neuen Job. Wenn das hier vorbei ist, sage ich mir, wird sich einiges ändern. Ich fange damit an, dass ich den Harbour Club anrufe, um unsere Mitgliedschaft zu kündigen. Sie lassen mich ihre höhnische Überraschung spüren. Philip wird stocksauer sein. Es ist mir egal! Und dann hole ich eine Rolle schwarzer

Müllsäcke aus der Schublade in der Küche und gehe meinen Kleiderschrank durch. Die reinste Entschlackung. Drei gleiche braune Pullover mit V-Ausschnitt, vier Wickelkleider, mehrere Paar hochhackige Schuhe, mit denen ich auf dem glatten Boden im Studio nicht gehen konnte, Stiefel mit Kitten-Heels und elegante schwarze Hosen mit Bügelfalten: Sie landen alle in den Säcken. Dann wende ich mich den Sachen zu, die ich tatsächlich trage, und sortiere auch da das meiste aus.

Nora kommt herein, als ich gerade mitten dabei bin. Ich mache ihr eine Tasse Tee und sage ihr, sie könne sich nehmen, was sie wolle. »Oh. Okay«, meint sie glücklich. Sie entscheidet sich für die Hosen – Agnès B und Joseph – und sämtliche Schals und Kleider. Sie probiert die hochhackigen Schuhe an, doch die sind ihr viel zu groß, und zeigt Interesse an einer Trainingshose aus Frottee von Juicy Couture, an der der Gummi kaputt ist. Ich flicke sie ihr – mache den Trick mit der Sicherheitsnadel, die man in das Gummiband steckt, um es durch den Saum zu ziehen.

Sie lebt in Burgess Hill, erzählt sie mir, mit zwei Freundinnen. »Weit, weit weg.« Ihr kleines Mädchen zu Hause in Manila ist zwölf.

Ich nehme allen Mut zusammen und rufe Jude an. Die nette, interessante Jude, die meine Freundin sein könnte. Doch Freundschaft gibt es nicht umsonst, man muss etwas dafür tun, muss den Sprung wagen, selbst wenn man Angst hat. Vielleicht ist sie gar nicht zu Hause, vielleicht hat sie aber die nächsten Tage auch Zeit für einen Kaffee, aber das erfahre ich nur, wenn ich sie frage.

»Oh«, sagt sie. »Hi. Ja. Gaby. Wie geht es dir?«

»O Gott, frag besser nicht«, sage ich. »Es ist ein Albtraum.«

»Ich hab's gehört. Du hast deinen Job hingeschmissen.«

»Es ist nicht so, wie es aussieht. Wenn man die Zeitungen liest, denkt man ...«

»Hör mal«, unterbricht sie mich, »ich bin froh, dass du anrufst. Ich wollte mich auch schon melden. Also, es geht um diesen Quizabend des Lehrer-Eltern-Ausschusses. Das hast du bei dem ganzen Stress sicher vergessen. Ich wollte Bescheid sagen, dass Pollys Mann gesagt hat, er würde es machen, er ist Auktionator bei Christie's. Im Augenblick steht dir der Sinn sicher nicht danach, zusätzlich zu ... allem anderen.«

»Nein, ich ...«

»Also, du bist vom Haken.«

Ich will gar nicht vom Haken sein. Ich will am Haken sein. Ich will mit dem Genick an einem Schulhaken hängen.

»Ich kann's trotzdem machen!«, sage ich. »Ich habe mich schon darauf gefreut. Weißt du, mal mit den anderen Eltern zusammensitzen.«

»Vielleicht ein andermal. Ich habe ihm jetzt schon gesagt, dass er es machen kann.« In ihre Stimme hat sich ein kühler Unterton geschlichen. Ich weiß nicht, ob es die polizeilichen Ermittlungen sind, der Mensch, den die Zeitungen aus mir machen, oder schlicht und ergreifend die Tatsache, dass ich nicht ehrlich zu ihr war, aber es fühlt sich an, als würde eine Tür geschlossen.

»Oh. Bist du dir sicher?«

»Ja. Wahrscheinlich ist es so das Beste. Wie auch immer, schöne Feiertage. Man sieht sich.«

»Ja. Man sieht sich.«

Die Freundschaft, die nie eine war.



Clara verlässt nach der letzten Stunde gerade die Klasse, als ich anrufe. Sie freut sich, meine Stimme zu

hören. Sie hat sich große Sorgen gemacht. Geht es mir gut? Wirklich? Das ganze Zeug ... Natürlich lauter Lügen.

Ich erkläre ihr, dass ich im Grunde erleichtert bin, dass mir die Arbeit eigentlich in letzter Zeit keinen großen Spaß mehr gemacht hat. »Veränderung ist gut«, sage ich.

Ich versuche alles, damit sie sich keine Sorgen mehr macht, aber in meinen Worten liegt auch ein Körnchen Wahrheit.

»Ich habe mir die ganzen Haare abgeschnitten«, erzähle ich ihr.

»Oh, du bist genial. Mutig. Irgendein schicker Laden in Mayfair?«

»Nein. Waschbecken im Bad. Hab's selbst gemacht.«

»Bist du allein?« Die Furcht in ihrer Stimme ist deutlicher zu hören.

»Ich vermisste Millie«, sage ich und werde innerlich ganz klein, jetzt da ich Clara am Ohr habe. »Ich habe das schreckliche Gefühl, wenn man denkt, man würde sein Kind nie mehr wiedersehen.«

»Wenigstens weißt du sie in sicheren Händen.«

»Niemandes Hände sind sicherer als Robins.«

»Genau.«

Ich bin ein wenig auf und ab gegangen, und jetzt

schaue ich aus dem Wohnzimmerfenster und drücke die Nase an die Scheibe, um nicht von meinem Spiegelbild abgelenkt zu werden.

Clara bietet an, zu mir zu kommen oder sich mit mir in der Stadt zu treffen, aber ich merke, dass es einigen Aufwand für sie bedeuten würde. Ihre Stimme ist verhalten: Klavier üben und Physikhausaufgaben und Projekte benoten – hundertmal anschauen und korrigieren.

Ich erkläre ihr, dass es mir gut geht und dass ich eigentlich einen Berg zu tun habe – »du weißt schon, Papierkram und so. Ende der Woche würde mir besser passen.« Ich will nicht, dass sie sich Sorgen macht, und ich will ihr auch nicht zur Last fallen. Ich sage, dass ich jeden Augenblick eine Freundin erwarte. »Jude, die Frau vom Schultor. Eine Freundin aus der Nachbarschaft.«

Hinter den Olivenbäumen erhasche ich eine Bewegung.

Clara ist erleichtert. »Wie schön. Ich muss. Lehrerkonferenz.«

Ein Schatten bewegt sich. Äste wackeln.

Ich schieße zur Haustür hinaus. Ich bin voller Zorn: Stan, die Produzenten, die Klatschblätter, die opportunistischen Trinker im Pub – meine verrückte, zornige Jagd gilt ihnen allen. Der Mann schießt hinter

dem Geländer raus und hastet über die Straße. An der Allee wendet er sich kurz um, und ich sehe sein Gesicht: kurzes Haar, gedrungene, streitsüchtige Züge. Ich brülle ihm hinterher – ein einziger heißer Strom aus Wut und Empörung –, doch es ist zu spät. Er ist schon in die Allee gebogen, und bis ich an deren Ende angekommen bin, ist er verschwunden.

Als ich nach Hause komme, bin ich außer Atem. Meine Hände zittern. Ich muss es Perivale erzählen. Noch nie war ich so nah dran, jemanden zu erwischen. Es geht um meine Rehabilitierung. Wenn er bisher an mir gezweifelt hat, dann wird er mir jetzt glauben.

Ich will schon auflegen, da hebt er endlich ab. Ich erkläre ihm, dass vor meinem Haus ein Mann herumgelungert hat, und beschreibe ihn. Vielleicht sitzt er gerade hinterm Steuer. Seine Stimme kling verzerrt, als würde er auf einige Entfernung laut reden. Derselbe Mann wie gestern? Der in dem roten Renault? Ich sage, ich weiß es nicht. Ich kann mir nicht sicher sein. Ich glaube schon. Seine Stimme ist beruhigend. Er kümmert sich darum, sagt er. Ich soll es ihm überlassen. Und zum ersten Mal frage ich mich, ob er etwas weiß, was ich nicht weiß, ob er mich nicht beobachtet, sondern vielmehr beschützt.

»Haben Sie schon etwas gegessen?«

Ich atme tief durch. Ich liege bei geschlossenen Läden in meinem Schlafzimmer. »Nein, noch nicht.«

»Darf ich Sie zu einem feudalen Mahl einladen?«

»Sie sind also aus Tottenham zurück.«

»Ja, und ich könnte, genau wie Sie, dringend etwas Aufmunterung gebrauchen. Es war ein wenig traumatisch.«

»Obwohl Sie ein bisschen was von sich abgehackt haben?«

»Selbst damit.«

Ich stehe auf, klemme mir das Telefon unters Kinn und spähe durch die Lamellen. Der Abend ist seltsam hell. Violett über den Dachfirsten. Die Straße ist leer.

Jack schlägt ein neues Restaurant in der Nähe vor, eine dieser Lokalitäten – Bistro/Bar/Café –, die Menüs für zwei oder demi Plats oder Demi-Pliés oder Demi Moores oder Ähnliches anbieten. Er säuselt mir etwas von Ziegenfrischkäse und Muscheln und Rhabarbersorbet ins Ohr.

»Saisonale Produkte«, sage ich in möglichst normalem Tonfall. »Einfache Zubereitung.«

»So gut wie ein Moralkodex«, sagt er. »Kommen Sie mit? Fühlen Sie sich dem moralisch gewachsen?«

Ich antworte nicht. Ich müsste Kleider und Schuhe anziehen, die Haustür öffnen und nach draußen gehen. Ich müsste annehmen, dass ich nicht gehasst und verachtet werde, müsste den kleinen, gedrungenen Mann vergessen und Jude und die Frauen mit ihren Buggys, die mich auf dem Common angestarrt haben. Ich müsste so tun, als wäre ich dem moralisch gewachsen. Ich gebe einen Laut von mir. Ich weiß nicht, ob es ein Ja oder ein Nein ist.

»Toll«, sagt er und löst das Rätsel für uns beide.  
»Dann sehen wir uns dort.«

•—•

Ich gehe zu Fuß. Ich öffne die Haustür und suche die Straße ab. An einem Laternenpfosten wurde ein gelbes Parkverbotsschild aufgehängt. Zwischen den Reifen der parkenden Autos flattert eine Einkaufstüte. Mein Handy klingelt.

»Gabs, Gabs«, sagt Philips Stimme, »isch vermiss disch, Schatz. Rück näher«, singt er. Seine Worte sind verwischt. »Rück ganz nahzumirran, bisessich anfühlt, sich anfühlt wie ... ischweißnich.«

»Du bist spät auf«, sage ich. »Hallo.«

In Singapur ist es mitten in der Nacht oder in den

frühen Morgenstunden.

»Wo ist mein kleines Mädchen? Kann ich mit ihr reden? Meine Mils, mein Baby.«

»Sie ist in Suffolk bei Robin, Philip. Nur für ein paar Tage, bis ...«

»Meine süße Millie. Meine Gabs. Weissu noch, als wir in Cornwall nackt baden gegangen sind? Kalt, was?«

»Es war richtig kalt.«

»Brrrr. Es war so kalt. Weissu noch, wie kalt uns war?«

»Ja. Uns war richtig bitterkalt.«

»Vermissu mich?« Im Hintergrund ist Musik zu hören, Rufe, Lachen, Singen. Ein Bankett im chinesischen Stil. Karaoke und Sake. Sehr viel Sake.

»Ja.« Mit einem leisen Klicken schließe ich die Haustür hinter mir ab. Das Handy habe ich unters Kinn geklemmt. »Ja.« Ich öffne das Tor zur Straße und biege nach links in Richtung Common. Tränen brennen mir in den Augenwinkeln. »Wann kommst du nach Hause?«

»Endederwoche. Verschprochn, wennischkann. Vielleicht schon früher.« Ich verlasse die Allee und trete aus dem Schutz der Bäume. Warum muss er jetzt anrufen? Es kommt mir vor, als wäre es zu spät. Verlassen und grün erstreckt sich der Common vor

mir. Eine Kathedrale aus Bäumen, dunklen Ecken und leeren Plätzen.

»I schliebedisch. Wirsehnunsbald, versprochen. Tschüs. Tschüs.« Seine Stimme verhallt, als hätte ihn jemand fortgezogen.

Das Telefon liegt schwer in meiner Tasche und schlägt mir gegen den Oberschenkel, als ich über den gekiesten Weg gehe. Ich möchte mich umdrehen. Den ganzen Weg über den Common muss ich mich zwingen, es nicht zu tun. Ich setze einen Fuß vor den anderen und drücke die Schultern durch. Ich sehe mich nicht um.



Das Bistro/Bar/Café ist ganz in dunklem Holz und Stahl gehalten, antike Anglepoise-Leuchten stehen in Nischen.

Jack knabbert an ein paar Oliven und etwas, was aussieht wie abgeschnittene Fingernägel.

Ich bleibe einen Augenblick in der Tür stehen, um mich zu sammeln, um das richtige Gesicht aufzusetzen. Und dann richte ich mich kerzengerade auf und gehe hinüber, als wären wir alte Freunde und das Leben ganz normal. »Konnten Sie es nicht erwarten?«, frage ich ihn von hinten.

Er blickt entrüstet auf. »Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen.«

»Nicht, seit Sie heute Morgen Ihr Körpergewicht in Custard Tarts verputzt haben.«

»Oh. Ja, die hab ich ganz vergessen.«

»Charmant.« Ich lege den Mantel ab und hänge ihn über die Stuhllehne. Es ist viel los. Eine bunt gemischte Schar – Singles, die direkt von der Arbeit kommen, Paare, die sich einen schönen Abend machen, Frauen, die kleinen Kindern kalte Pommes frites aufnötigen. Niemand achtet auf mich, doch ich setze mich rasch und wende das Gesicht ab.

Jack hat eine trendige Karaffe französischen Weins auf dem Tisch stehen. Mit einer stummen Geste bietet er mir ein Glas an, und ich nehme ebenso wortlos an, lehne mich zurück und genehmige mir einen ordentlichen Schluck. Er steigt mir direkt in den Kopf. Kurz schließe ich die Augen und gebe dem Alkohol ein paar Minuten, um Philips Anruf vergessen zu machen.

Als ich sie wieder aufschlage, sieht Jack mich mit leicht gerunzelter Stirn an. »Neue Frisur?«

»Alle abgeschnitten.«

»Macht Sie jünger.«

»Danke. Ich ...«

Er fährt sich mit der Hand durch die Haare. »Bin

froh, dass Sie gekommen sind. Ich weiß, dass wir einiges zu besprechen haben, aber zuerst, Gott, dieser Nachmittag, dieser Typ ...«

Das war's also zu meinen Haaren. Er erzählt von dem Vater des toten Jungen und wie er, als die Bombe detoniert war, runter zur Rezeption gerannt war und die Trümmer durchsucht hatte, Mauerteile weggehievt und in Leichenteilen gewühlt hatte, Antworten von der Polizei, von Ämtern und Krankenhäusern verlangt hatte, wie er die ganze Ferienanlage mit Postern zugepflastert hatte. Nach einer Woche verzweifelter Suche war er schließlich fünf Stunden durch die Wüste zu einem Leichenhaus in einem anderen Teil von Ägypten gefahren, wo der Leichnam seines Sohnes lag.

Als er an diese Stelle kommt, krempelt Jack sorgfältig die Ärmel seines weißen Hemds hoch, einen Umschlag nach dem anderen. Es ist keine entspannte Bewegung. Sie ist kontrolliert, doch seine Hände zittern. »Inzwischen waren er und seine Frau und ihre zwei anderen Söhne in ein anderes Hotel verlegt worden – viel vornehmer als das, das sie gebucht hatten –, und wenn sie nicht suchten, saßen sie am Pool. Können Sie sich das vorstellen? Sie wussten nicht, was sie sonst machen sollten.« »Die Banalität der Tragödie, was?« Ich schüttete

den Kopf. »Die Tatsache, dass das Leben einfach weitergeht, dass die Kinder eine Cola möchten. Wahrscheinlich haben sie die Unterwäsche im Bad ihres Zimmers mit der Hand ausgewaschen.«

»Die Sonnenmilch ist ihnen ausgegangen. Sie mussten welche im Hotelladen kaufen.« Er trinkt einen Schluck Wein.

»Verdammtd.«

»Seine Frau habe ich nicht gesehen – sie wollte mich nicht kennenlernen –, aber ich konnte sie durch die Wand hören. Sie hat die ganze Zeit Geschirr gespült.«

»Gott. Unter solchen Umständen ein Kind zu verlieren.«

Ich seufze schwer. Das Entsetzen, die Endgültigkeit des Todes, es ist mehr, als ich ertragen kann. Starkes Mitleid mit diesen Eltern kommt hoch und gerät dann ins Stocken. Jeder ist jemandes Kind. Ania. Alfie, der kleine Beißer. Millie. Allein bei dem Gedanken könnte ich sterben.

»Er wollte mir alles bis ins kleinste Detail erzählen.«

»Vielleicht dachte er, wenn er die Geschichte immer weitererzählte, hätte sie ein anderes Ende, dann hätte er eine gewisse Kontrolle darüber, wie sie ausgeht.«

»Ja. Vielleicht. Und jetzt kämpft er darum, dass

das Versorgungsrecht geändert wird, aber eigentlich geht es ihm gar nicht darum. Er will seinen Sohn wiederhaben.«

»Der Arme.« Ist es zu früh, um das Thema zu wechseln? Wir wissen nicht mehr, was wir noch sagen sollen, aber wir können uns nicht gleich auf mich stürzen. Nicht einmal auf den Mann vor meinem Haus. Es wäre herzlos. Ich seufze noch einmal.

»Meine Probleme kommen mir dagegen so mickrig vor ...«

Jack lächelt mich an, als würde er mich schon sein ganzes Leben lang kennen. »Hören Sie«, sagt er. »Wir waschen Ihren Namen rein. Sie sitzen bald wieder auf diesem Sofa.«

»Ich weiß gar nicht, ob ich das noch will.« Ich erzähle ihm, wie gut India war und wie schlecht ich in letzter Zeit war und dass meine Karriere womöglich vorbei ist, dass ich aber nicht weiß, was ich sonst machen soll.

»Eins nach dem anderen«, sagt Jack. »Lassen Sie uns wenigstens zu Ende bringen, was wir angefangen haben. Wenn erst mal ein hübscher Artikel erschienen ist, der Ihre Unschuld verkündet, sehen Sie das vielleicht anders. Ich hatte übrigens heute ein bisschen Zeit herumzuschnüffeln.«

Der Kellner kommt, und ich überlasse Jack das

Bestellen.

»Wo?«, frage ich, als der Kellner fort ist.

»Als ich heute Nachmittag aus Tottenham kam, bin ich zufällig am Polizeirevier Battersea vorbeigekommen. Hab von Mickey Smith vom Mirror den Tipp bekommen, dass Hannah Morrow – die PC – ganz inoffiziell noch ein paar Sachen über die Ermittlungen zu sagen hatte.«

»Und?« Ich beobachte ihn aufmerksam. Das überrascht mich.

»Sie hat sich für eine Tasse Tee und ein Millionaire's Shortbread im Café um die Ecke rausgeschlichen. Ich glaube, sie macht das ganz clever; sie sieht eine Chance, Perivale zu untergraben, was nicht heißt, dass sie nicht glaubt, was sie sagt. Sie hat durchblicken lassen, dass er von Beginn der Ermittlungen an Vorurteile gegen Sie hatte. Gegen Sie zu ermitteln, um seinen Vorgesetzten zu beweisen, dass er sich nicht durch den Ruhm oder den Ruf einer Person einschüchtern lässt, ist eine Möglichkeit zu zeigen, dass er aus hartem Holz geschnitten ist und eine Beförderung verdient hat.« Er lächelt. »Ich persönlich glaube ja, er steht auf Sie und weiß nicht, wie er damit umgehen soll.«

Ich senke den Blick auf mein Glas und trinke einen

Schluck, weil ich, glaube ich, rot geworden bin.

»Hannah versteht nicht, warum er Martas Spur nicht richtig verfolgt hat«, fährt Jack fort.

»Hannah?«

»Hannah – erstaunlich, wie nah man sich kommen kann, wenn man sich ein Shortbread teilt – findet auch, dass es sich lohnt, der Möglichkeit nachzugehen, dass Ania einen anderen hatte ... oder mehrere.«

»Hat sie eine Idee, wer das sein könnte?«

»Nein. Aber ich glaube, Christa weiß was. Sie war heute Morgen recht zugeknöpft, nicht wahr? Sie hat von dem >Vater des Babys< gesprochen. Nicht von Tolek. Ist Ihnen aufgefallen, dass sie immer wieder gesagt hat, Tolek sei wütend? Seltsame Charakterisierung von jemandem, der gerade seine Freundin verloren hat.«

»Nicht unbedingt ...«

»Ich gehe noch mal zu Christa. Lasse meinen berühmten Charme spielen. Versuche ihn zu treffen.«

»Seien Sie vorsichtig«, sage ich. »Das ist kein Spiel.«

Das Essen kommt. Es ist köstlich – ganz gewöhnliche Zutaten wie Rote Bete und hartgekochte Eier mit exotischen Ergänzungen aus

Orten wie Santiago de Compostela. Während wir essen, geht mir auf, dass ich nicht mehr über Anias Tod nachdenken möchte. Zum ersten Mal denke ich, wir sollten die Sache vielleicht doch auf sich beruhen lassen. Wir bewegen uns auf sehr dünnem Eis. Wenn Christa etwas verheimlicht, dann sollten wir das PC Morrow überlassen. Es scheint mir gefährlicher zu sein, als ich ursprünglich angenommen hatte.

»Heute war ein Mann draußen vor dem Haus«, erzähle ich Jack. »Ist da rumgeschlichen. Ich finde, wir sollten Tolek oder Christa nicht weiterverfolgen. Also, da draußen läuft ein Mörder herum. Wie nah wollen wir dem kommen?«

Ich bin mir nicht sicher, ob er begreift. Er lacht, als hätte ich einen Witz gemacht. Jetzt, da das Essen da ist, hat sich sein Fokus verschoben. Er sieht sich die Dinge an, bevor er sie isst, dreht Rote Bete mit der Gabel um und untersucht die Unterseite wie ein Botaniker.

»Lassen wir es gut sein und reden über etwas anderes«, sage ich und schenke uns nach. »Ein neues Thema, etwas Interessanteres. Tun wir so, als wären wir zwei ganz normale Menschen, die zusammen zu Abend essen. Muntern Sie mich auf. Erzählen Sie mir von Ihrer Familie.«

Und er lächelt, als wäre das ein schöner Gedanke, etwas, wogegen er nicht das Geringste einzuwenden hätte, und erzählt mir als Erstes von seinen Schwestern: Die älteste wohnt in Leeds und ist im Marketing tätig, die zweite ist Allgemeinärztin, die dritte lebt mit ihrer Familie auf dem Land in der Nähe ihres Vaters. Als Kind wurde Jack, der heiß ersehnte Sohn, ganz schön verwöhnt. Seine Mutter starb vor drei Jahren an Krebs, doch sein Vater fand innerhalb von sechs Monaten eine neue »Geliebte«.

»Das ist bei Männern oft so. Wir hatten bei Mornin' All mal einen ›Trauerberater‹. Witwen brauchen im Durchschnitt zehn Jahre, bis sie wieder heiraten, Männer heiraten oft innerhalb eines Jahres wieder.«

»Hat Ihr Vater noch einmal geheiratet?«

Ich überlege gründlich. Will ich das wirklich später im Artikel lesen? »Im Vertrauen?«

»Im Vertrauen.«

»Tot.«

»Mist.«

Ich lache. »Ja, Mist.«

»Was ist passiert?«

Ich habe seit Jahren nicht darüber gesprochen. Ich fühle mich nicht wohl damit, die Worte »mein« und »Vater« zusammenzusetzen; es gibt keine Beziehung, auf die ich mich berufen könnte. In der

Presse habe ich noch nie darüber geredet, und ist jetzt wirklich der richtige Zeitpunkt? Will ich das wirklich mit Jack zusammen auspacken? Will ich, dass er dieses Material sammelt oder benutzt oder auch nur im Hinterkopf müßig darüber sinniert? Fange ich gleich an zu weinen? Ich trinke noch einen Schluck Wein. »Da gibt es nicht viel zu berichten. Er starb, als ich noch ein Baby war. Er war manisch-depressiv, und er hat sich umgebracht, indem er gegen einen Baum gefahren ist. Eine Regennacht. November.«

»Unfall oder ...?«

»Meine Mutter hat niemals das Wort ›Selbstmord‹ in den Mund genommen. Doch es schwebte in der Luft, sooft ein Verwandter seinen Namen erwähnte.«

Als Teenager habe ich Jungen spät in der Nacht von meinem toten Vater erzählt. Schon damals hatte ich Schuldgefühle. Es war wie ein Trick, eine Möglichkeit, Nähe herzustellen. Jetzt habe ich das beunruhigende Gefühl, als würde etwas Ähnliches ablaufen. Dieses Geständnis war nicht als Einladung zu Vertraulichkeiten gedacht gewesen, doch ich hätte vorsichtiger sein sollen.

»Hart für Ihre Mutter, mit einem kleinen Kind.«

Ich habe komisch angefangen zu atmen, als würde von unten etwas gegen das Zwerchfell drücken. Das

habe ich nicht gemeint, als ich von »etwas Interessanterem« sprach. Meine Stimme klingt gepresst. »Es war nicht leicht für sie. Sie war eine Frau, die einen Mann brauchte. In dieser Hinsicht war ihr Leben eine lange Reihe tragischer Misserfolge. Nur eine Beziehung hat gehalten. Die mit dem Schnaps.«

»O Gott, tut mir leid.«

»Muss es nicht. Es war ihre Tragödie, nicht meine. Ich war immer eigenständig. Reif für mein Alter, haben die Lehrer gesagt. Einige haben sich ein bisschen um mich gekümmert. Genauso wie die Eltern von Freunden.«

»Haben Sie unter ihre Fittiche genommen?«

»Und dafür gesorgt, dass ich mich an der Uni bewerbe und so. Und zu ihrer Ehre muss ich sagen, dass meine Mutter es während meiner Kindheit einigermaßen im Griff hatte. Erst als ich auszog, ging es ein ... richtig bergab. Aber hören Sie, ich mag nicht ... normalerweise ... wissen Sie, die Kindheit! Alter Hut!«

»Geschwister?«

»Nein. Hab mich immer nach einer großen Familie gesehnt, aber leider nein. Nur ich. Typisches Einzelkind.«

»Ebenso draufgängerisch wie unsicher?«, fragt er freundlich.

»Aha«, sage ich. »Direkte Verbindung zwischen Alkoholikerin zur Mutter und >unberechenbarer Fahrweise<. Jetzt verstehe ich.«

»Ich denke«, sagt er, und um seine Augen bilden sich Fältchen, »ich denke, das haben Sie falsch verstanden.« Er sieht mich an, immer noch lächelnd. Ein Schock durchzuckt die Luft, ein winziger Augenblick, in dem sich eine Möglichkeit auftut. Vielleicht ist es der Wein, aber all das hier war nicht das, wofür ich es gehalten habe: keine schuldbewusste Offenbarung, sondern eine Befreiung.

Eine von den Frauen mit den kleinen Kindern hat zweimal zu uns herübergesehen. Sie hat die Stirn gerunzelt, als wollte sie das Bild über Jacks Kopf genauer betrachten. Jack bemerkt es und verzichtet das Gesicht. Er bezahlt die Rechnung – hält sie steif von mir weg, wie ein Reiseleiter sein Fähnchen über den Kopf hält –, und bevor die Frau ihre Tischnachbarinnen anstupsen kann, sind wir raus in die Nacht.

Der Himmel ist klar und mit Sternen übersät. Von einer Party in einem oberen Stockwerk dringen Rufe herunter. Ein Auto mit dröhnender Musik fährt vorbei. Jack sagt, er bringt mich nach Hause. Insgeheim bin ich ihm dankbar. Wir gehen langsam

die Straße rauf, an Fahrrädern und Mülleimern und mit Abfall übersäten Geländern vorbei, an Häusern, wo Buchhalter schlafen und Anwälte und Lehrer, Kinder in Etagenbetten, Babys mit ausgestreckten Ärmchen und Beinchen in Gitterbettchen, Familien und Frischverheiratete und Studenten. Normalität.

Wir reden kaum. Der Wein ist mir in den Kopf gestiegen, die Welt ist voller flüssiger Bewegungen. Eine Mondsichel zieht tief über eine zitternde Silhouette aus Bäumen. Ich bibbere, aber leise, damit Jack es nicht mitbekommt. Als wir über die Straße gelaufen sind, hat er mir die Hand in den Rücken gelegt, und ich spüre sie immer noch.

Wir haben beim Gehen die Hände in die Taschen geschoben, und nach ein paar Minuten sage ich: »Kommen Sie, erzählen Sie mir von Ihrer Exfrau. Was hat sie gemacht, dass Sie so sauer auf sie sind?«

Er hebt den Kopf und blickt zum Himmel hinauf. Der Wind spielt mit seinen Locken. Er zieht die Hand aus der Tasche, um sie glatt zu streichen. Den Blick immer noch nach oben gerichtet, sagt er: »Verheiratet mit fünfunddreißig, geschieden mit neununddreißig. Ich wollte Kinder. Viele Kinder. Sie nicht. Ich dachte, Treue sei ein wichtiger Bestandteil unserer Verbindung. Sie war anderer Meinung.«

»Kann mir vorstellen, dass das zu Reibereien

geführt hat«, sage ich leichthin und denke: Ein Mann, der viele Kinder will, wie erfrischend, wie nett.

»Kaum hatte sie einen anderen, wurde sie natürlich innerhalb von sechs Monaten schwanger.«

»Typisch.«

Er macht »hm«, ich kann nicht sagen, ob es ein Lachen oder ein Räuspern ist. »Ich habe eine Frage an Sie. Sie müssen nicht antworten«, fügt er hinzu.«

»Das ist gut.«

»Sie haben gesagt, Sie hätten sich immer nach vielen Geschwistern gesehnt, nach einer großen Familie. Warum haben Sie dann nicht mehr Kinder? Warum nur eins? Warum nur Mils?«

Zuerst antworte ich nicht. Ich registriere die Tatsache, dass er Millie »Mils« nennt, als würde er sie kennen. Er muss das Gefühl haben, er würde sie kennen. Ich folge weiter dem Weg. Als er mich einholt, sage ich: »Ich wollte mehr. Ich dachte, wir würden viele Kinder kriegen. Drei oder vier mindestens. Und Tiere. Katzen und Hunde. Hühner.« Ich wedele mit den Armen. »Aber das Leben läuft nicht immer so, wie man es sich wünscht.«

»Stimmt, aber ...?«

»Mein Job ... Philip hatte das Gefühl, es wäre nicht fair. Wir arbeiten beide, und er fand, wir sollten uns

nicht zu viel zumuten.« Ich singe das. »So hat er es formuliert«, füge ich hinzu. »Und ich liebe – liebte – meinen Job. Andere Prioritäten schienen zur falschen Zeit wichtig zu sein. Aber ich habe Glück: Ich habe Millie. Mils.«

»Kein Hund? Keine Katze?«

»Philip ist allergisch.«

Er lacht, und ich falle ein. »Er ist allergisch auf alles Mögliche«, sage ich. »Haustiere, Schellfisch, Pollen ...« Und auf das Leben mit mir, denke ich, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich es laut sage. Vielleicht aber doch. Es spielt keine Rolle mehr. Inzwischen habe ich ihm so viel gesagt. Er hat seine Enthüllungsstory bekommen, und vielleicht ist das auch ganz okay so.

Das letzte Stück des Wegs gehen wir schweigend. Zwei Gestalten, Jungen im Teenageralter, lungern an einer Bank herum. Als wir näher kommen, verziehen sie sich, scheinen mit den Sträuchern zu verschmelzen. Nur zwei glühende Punkte – Zigaretten, die sich bewegen wie Glühwürmchen – zeigen, dass sie noch da sind.

Wir lassen sie hinter uns und erreichen die Allee. Jack fasst an den Metallpfosten, der Radfahrer fernhält, hängt sich seitlich daran und sagt: »Sie sind sicher nicht scharf darauf, so spät in der Nacht allein

durch den Common zu gehen, oder?«

Ich schüttle den Kopf.

»Und schließen Sie auch immer ab und so?«

Ich nicke, will an dem Pfosten vorbei in meine Straße. »Aye, aye, Kapitän.«

»Wer auch immer es war ... Ich meine, wie Sie sagten, er wurde noch nicht verhaftet.«

»Niemand wird mich umbringen«, sage ich. Er hat mich eingeholt. »Hodge wird nicht erschossen.« Das hat Dr. Johnson über seinen Kater gesagt. Es ist einer dieser obskuren Sätze, die Philip und ich ab und zu zitieren.

»Dr. Johnson?«, sagt Jack. »Ein schöner Kater. Ein sehr schöner Kater.«

Ich bleibe stehen und drehe mich um. Es ist, als wäre er in meinen Kopf gekrochen und stocherte dort herum. Er scheint so viel zu wissen. Ich lache.

»Sie kennen Boswells Dr. Samuel Johnson. Leben und Meinungen? Jack Hayward, Sie sind wahrlich ein Mann voller Überraschungen.«

Ich habe das Ende der Allee erreicht. Jack ist stehen geblieben, ein dunkler Schemen vor der Efeuwand.

»Gaby?«, sagt er.

Der Himmel dreht sich ein wenig.

Er sagt nichts. Ich habe so ein Gefühl, wie man es

bekommt, wenn man in eine Pfütze blickt und Wolken ziehen sieht und nicht weiß, was real ist und was nicht.

»Gaby?« Er bewegt sich ein wenig. Grüne Ranken verfangen sich in seinen Haaren. Das Pochen eines Motors, ein Polizeiwagen fährt vorbei, kreisendes Signallicht, verlangsamt, als er an meinem Haus vorüberkommt. Und bevor er noch etwas sagt, laufe ich über die Straße in die Sicherheit meines Hauses.



Ich schlage die Augen auf.

Etwas hat mich geweckt. Ein Schatten an der Schlafzimmertür. Ein Tier? Eine gekrümmte Gestalt? Nein. Mein Kopf sinkt ins Kissen. Erleichterung. Nichts, nur eine schwarze Tüte voll Kleider.

Und dann wieder das Geräusch. Ein abruptes Klopfen, ein Rattern. Ich weiß, was das ist, dieses Geräusch. Es ist die Haustür, die gegen die Sicherheitskette rammt.

Meine Schlüssel? Kann das Philip sein, oder habe ich schon wieder die Schlüssel im Schloss stecken lassen?

Meine Beine zittern, mein Kopf ist dumpf, mein Mund trocken. Ich stolpere nach unten. Die Haustür

ist einen Spalt geöffnet. Eine Hand langt durch den Spalt, tastet nach der Verriegelung der Kette.

»Wer ist da?«, schreie ich.

Die Tür schließt sich langsam. »Wer ist da?«, brülle ich. »Wer ist da draußen?«

Eine Pause, und dann eine leise Stimme: »Ich bin's. Marta.«

»O Gott.« Ich denke daran, dass Jack gesagt hat, ich solle vorsichtig sein. Und eine Sekunde lang erwäge ich, sie nicht reinzulassen, doch nur eine Sekunde lang, denn ich weiß natürlich, dass ich sie nicht da draußen stehen lassen kann, im Dunkeln. Ich öffne die Tür. »Sie haben mich zu Tode erschreckt«, sage ich und ziehe den Morgenmantel enger. »Um diese Nachtzeit! Kommen Sie rein.«

»Tut mir leid. Ich war in dieser Bar. Ich musste herkommen.«

Sie hat die Haare zu einem hohen Pferdeschwanz gebunden und trägt eine erstaunliche Menge Make-up: schwarzer Lidstrich und dicke Foundation. Sie ist auch größer als normalerweise, trägt enge Jeans und klumpige Absätze.

Ich sehe auf die Uhr. Es ist Viertel nach eins. »Sie waren also auf Sauftour?«

»Auf was?«

»Waren Sie irgendwo, wo's nett war?«

»Ja. In der Bar, von der Sie mir erzählt haben.  
Doom.«

»Oh, ja. War es lustig?« O Gott. Ich tu's schon wieder.

Ich gehe in die Küche und bin überrascht, als ich höre, dass sie mir folgt. Ich setze Teewasser auf. Inzwischen bin ich hellwach. Wenn Millie älter ist, werden wir uns dann auch spät in der Nacht auf einen Tee in der Küche treffen? Werde ich eine Mutter sein, der sie sich anvertrauen kann?

Marta hat sich ein wenig wacklig an den Tisch gesetzt.

»Geht es Ihnen gut?«, frage ich vorsichtig.  
»Brauchen Sie etwas zu essen? Viel gibt es nicht, ich bin ja allein.« Ich öffne den Kühlschrank. »Ein paar Eier. Sehr viele Möhren.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein. Ich hab keinen Hunger.«

Ich gieße Tee auf, versuche ruhig zu bleiben. Ich hatte nicht mit ihr gerechnet. Ich setze mich an den Tisch, Becher und Milch in den Händen. Soll ich sie nach den Postquittungen fragen? Wäre dies ein guter Moment oder ein sehr schlechter? Soll ich warten, bis wir nicht allein sind? »Haben Sie sich gut amüsiert?«

»Ja. Nein.« Sie zuckt die Achseln. »Meine

Freundin, sie ist ein dummes Mädchen.«

»Oje.«

»Ja. Sie hat mit ein paar Jungs gesprochen, die nicht nett waren, und ich sagte ihr, wir müssten gehen, und als sie nicht mitkommen wollte, habe ich sie dagelassen.«

»Oje«, wiederhole ich. »Sie meinen, Sie haben sie allein in der Bar zurückgelassen?«

»Ja.«

»Glauben Sie, sie kommt zurecht?«

»Ist mir egal. Wenn nicht, ist sie selbst schuld.«

»Oh. Okay. Himmel.«

»Also bin ich nach Hause gegangen.«

»Marta, Sie müssen vorsichtig sein. Das habe ich Ihnen doch gesagt. Jemand könnte Ihnen gefolgt sein.«

»Ich bin die Hauptstraße gegangen. Meine Freundin findet allein nach Colliers Wood. Ich sehe sie nie wieder.«

»Also, gut dass Sie hergekommen sind«, sage ich, nachdem ich diese Information verdaut habe. »Ich wollte mit Ihnen über etwas sprechen.«

Sie wendet sich mir zu. Im Licht der Tischlampe ist ihr Gesicht voller Schatten. »Ja?«

Ich seufze müde. Ich weiß nicht recht, ob ich seufze, weil ich finde, dass ich dieses Gespräch

führen muss, oder nur wegen der langen, trüben, schlaflosen Nacht, die vor mir liegt.

»Es ist ein wenig heikel.«

»Ja?«, sagt sie schnell. Ihre Augen wirken schwer. Sie hat vor irgendetwas Angst. Vielleicht denkt sie, ich will sie feuern. Etwas in mir lenkt ein, ein leises inneres Absinken, das ich als Mitleid identifiziere.

»Ach, eigentlich ist es nichts«, sage ich. »Zeit fürs Bett.«

# Dienstag

Ich habe mich getäuscht. Der Schlaf, in den ich sinke, ist so katatonisch und tief, dass er für die ersten Augenblicke des Wachseins alles Vorherige auslöscht.

Es ist das Telefon, das mich weckt, doch ich erkenne es nicht. Was ist das? Wo bin ich? Wer bin ich? Zwanzig Sekunden Leere.

»Habe ich Sie geweckt?«, fragt Jack.

»Ja.«

»Tut mir leid. Haben Sie gut geschlafen?« Da ist etwas in seiner Stimme, dessen ich mir nicht ganz sicher bin: Zärtlichkeit oder Tadel.

»Ja, allerdings. Wahrscheinlich der Wein.«

»Gott, ja. Ich habe mich gestern Abend ganz schön zugeschüttet. Diese französischen Karaffen, da vertut man sich leicht. Kann mich kaum erinnern, wie ich nach Hause gekommen bin.«

Er nimmt uns aus der Verantwortung. Glaube ich jedenfalls. »Ich auch«, sage ich. »Alles ein bisschen verschwommen.«

Er atmet tief durch. »Können wir uns treffen?«

Er nennt einen Ort: Spencer Park, ein Dreieck von Privathäusern, das an vier Morgen gemeinschaftliches

Gartenland grenzt, nicht weit von hier. Ich war noch nie dort, obwohl wir einmal von irgendeinem Hedgefondskollegen von Philip zu einer Party eingeladen waren. Es geht das Gerücht, dass sie da Tennisplätze haben, einen Rosengarten und einen von Rhododendren gesäumten Spazierweg. Vielleicht sogar einen von Feigen umstandenen Swimmingpool, aber das kann auch bloß Gerede sein.

»Warum dort?«, frage ich vorsichtig.

»Dann wäre es keine Überraschung mehr.«

Er spart es auf wie einen besonderen Leckerbissen, wie Millie mit der Karamellschicht im Twix.

»Ich weiß nicht, Jack«, sage ich. »Sie haben gehört, was ich gestern Abend gesagt habe. Das war ernst gemeint. Ich bin unsicher, ob wir wirklich weitermachen sollten. Wir haben uns mit Christa unterhalten, und darüber bin ich wirklich froh. Aber PC Morrow hat alles unter Kontrolle. Jack, wir spielen Detektive. Es ist gefährlich.«

»Sie verstehen das nicht! Ich habe Tolek gefunden!« Er stößt den Namen aus wie eine geballte Faust. »Christa hat gerade angerufen. Ich habe mich in ihr geirrt. Sie hat den Weg frei gemacht. Und zwar Ihretwegen. Sie hat gesagt, sie mag Sie und Sie seien >Opfer eines Justizirrtums<. Die

Formulierung hat sie bestimmt aus dem Fernsehen. Sie will helfen. Tolek arbeitet seit ein paar Monaten in Spencer Park an der Renovierung eines Hauses. Sie wird für uns übersetzen. Heute ist er dort, er wartet auf einen Kran, er muss Zeit totschlagen. Das wollten wir doch, oder?«

Was ist los mit ihm? Er hört mir nicht zu. »Ich weiß nicht recht ...«

»Was ist los?«

»Ich habe Angst davor, wohin das führen könnte.«

Er lacht. Ich kann sagen, was ich will, es nützt nichts. »Spencer Park. Das Haus mit dem Container davor. Wir treffen uns in fünfzehn Minuten.«



Er sitzt auf der Mauer vor einer viktorianischen Villa, neben sich vorsichtig einen Styroporbecher balancierend, und kaut etwas aus einer Papiertüte. »Hm. Das sollten Sie probieren«, sagt er. »Himbeermandelbiskuit von Gail's in der Northcote Road. Eine winzige mandelige Köstlichkeit.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Hören Sie eigentlich nie auf zu essen?«

»Ich bin zu Fuß hergekommen«, sagt er.

»Bewegung macht hungrig.« Mit ulkiger Miene zeigt er auf die Turnschuhe an seinen Füßen. (Asics. Habe ich Perivale doch gesagt, dass jeder Asics trägt.)

»Na los, probieren Sie mal.« Er hält mir ein paar Krümel hin, und mir schießt der hysterische Gedanke durch den Kopf, dass ich wie ein Vogel nur den Schnabel aufmachen muss. Dann wird er mich füttern, seine Finger werden meine Lippen berühren. Stattdessen strecke ich die Hand aus. Die Krümel lösen sich noch weiter auf – gemahlene Mandeln und rote Himbeerschmiere auf meiner Handfläche.

»Absolut köstlich«, sage ich und lecke es schnell ab. Er trägt weite Khakishorts. Seine Wadenmuskeln sehen aus wie Madeleines aus brauner Haut. »Und wo ist Tolek?«

Er zeigt die Straße hinunter auf ein weiß verputztes Herrenhaus mit Zinnen im Stil einer Burg. Die halbrunde Auffahrt ist vollgestellt mit Rohren und Holzbalken, wie die Bauklötzchen für ein Tudorhaus. Zwei Männer krabbeln auf dem Dach herum. Musik dröhnt – Tinie Tempah. Millie mag ihn, aber die Nachbarn sind sicher genervt, jede Wette.

Auf der anderen Straßenseite parkt ein ramponierter Audi mit kreidigen Kratzern auf einer Seite, und Christa steigt aus. Ich überquere die

Straße, und wir begrüßen einander mit einem Küsschen auf beide Wangen. Sie hält mich auf Armeslänge von sich weg. »Ihre Haare!«, sagt sie. »Hm!« Sie trägt dasselbe geblümte Kleid wie am Vortag, dazu eine Strickjacke und flachere Schuhe. Neuer Nagellack funkelt auf ihren Fingernägeln, perlmuttrosa.

»Vielen Dank hierfür«, sage ich. »Das ist sehr nett von Ihnen, wenn auch überflüssig. Ich kann mir vorstellen, dass Tolek uns eigentlich nicht sehen möchte. Wir stören ihn nicht lange.«

»Sie tun mir leid«, sagt sie. »Sie sind nett, das sehe ich. Ich möchte Ihnen helfen. Sie kriegen raus, was Sie wissen wollen, und geben es an die Polizei weiter, und dann lässt sie Sie in Ruhe.«

Ich nicke. »Und Ania«, sage ich. »Wir tun es für Ania.«

»Okay. Aber ich bin in Eile. Ich hab nicht viel Zeit. Ich hab einen Termin in Chelsea. Auf der Battersea Bridge ist manchmal ganz schön was los.«

»Einen Termin?«

»Mein mobiler Schönheitssalon.« Sie reicht mir ihre Karte: South London Beauty Services. »Maniküre, Pediküre, Brazilian Waxing, Massage. Ich komme ins Haus.« Sie tätschelt meine Hand. »Rufen Sie mich an, dann mache ich Ihnen einen guten Preis. Und

jetzt gehe ich Tolek suchen.«

»Mobiler Schönheitssalon«, sagt Jack, als sie hinter einem Container verschwunden ist. »Das hätte ich nicht erwartet.«

»Und sie spricht über die Battersea Bridge, als würde sie da jeden Tag drüberfahren«, sage ich.

»Daraus schließe ich auf Stammkundinnen in Chelsea.«

»Wir beide«, sagt er. »Ich hab's Ihnen doch gesagt. Wir sind richtige Detektive, wir zwei.«

Wir lächeln einander an und wenden wie in gegenseitigem Einvernehmen den Blick rasch wieder ab.



»Das ist Tolek«, sagt Christa. »Er hat fünf Minuten.«

Ein schmächtiger Mann mit dünnem blondem Bart und kurz geschnittenem Haar nickt uns zu. Er kommt mir vage bekannt vor. Gebräunte Schultern unter einer ärmellosen Weste; auf dem gewölbten Bizeps prangt ein kunstvoller Adler. Er drückt sein Mittagessen an die Brust – ein Würstchen im Teigmantel von Greggs, ein Apfel und eine kleine Tüte Chips. Christa erklärt uns, dass er seit sechs Uhr auf der Baustelle ist.

Wir gehen rüber zum Common und setzen uns leicht betreten in einem Kreis unter einen Baum ins feuchte Gras. Über uns flattert eine Ringeltaube auf und schießt voller Panik durch die Äste. Das Gras sieht grüner aus als seit Monaten, als wäre es über Nacht grasgrün angestrichen worden. Ich suche nach dem richtigen Wort für die Farbe, die es vorher hatte – Khaki oder Gelbsucht.

Tolek holt eine Dose Red Bull aus der Tasche seiner Trainingshose, öffnet sie mit einem freudlosen Zischen und kippt sie in einem Zug runter. Die Sehnen seiner Hand spielen, die Handrücken sind mit weißen Farbsprengeln übersät. Er isst sein Würstchen, kaut fast zu gleichmäßig, sein Kiefer arbeitet schwer. Ich frage mich, warum er einverstanden war, mit uns zu reden, und wie gut er Christa kennt. Sie spricht auf Polnisch wie ein Schnellfeuer auf ihn ein.

Er wischt sich mit den Fingerspitzen den Mund ab und erwidert etwas. Seine Stimme ist unerwartet hoch, und in der Zunge hat er einen silbernen Knopf.

»Okay«, sagt sie zu uns. »Tolek macht sich Sorgen wegen der Polizei, weil er sein Geld hier auf die Hand kriegt. Er hat oft genug mit ihr gesprochen. Für Sie wird er reden, aber er will nichts davon in der

Zeitung lesen. Fragen Sie.«

»Wir möchten hauptsächlich Hintergrundinformationen«, sagt Jack. »Wie lange waren sie zusammen? Wo haben sie sich kennengelernt? Solche Sachen.«

Christa und Tolek besprechen sich auf Polnisch, und dann erklärt Christa uns, dass Ania und Tolek sich in der Schule kennengelernt haben, dass ihre Eltern im selben Dorf leben.

»Wie lange waren die beiden in London?«, fragt Jack. »Sind sie zusammen hergekommen?«

Christa sieht ihn an. Sie macht sich nicht die Mühe, es zu übersetzen. »Ania ist vor zwei Jahren gekommen«, sagt sie. »Tolek, er ist letztes Frühjahr gekommen.«

»Das war immer der Plan, nicht wahr?«, fragt Jack. »Ich meine, Ania wollte, dass er kommt?«

Wieder sieht Christa ihn eindringlich an, als überlegte sie, ob sie es übersetzen soll oder nicht. Als sie mit Tolek spricht, antwortet er ausführlich und wendet dann den Blick ab.

»Ja«, sagt Christa. »Das war der Plan. Tolek, er musste das Geld verdienen, um herzukommen. Und Ania hat auf ihn gewartet. Sie wollten heiraten. Sie haben sich geliebt.«

Tolek beißt kräftig in seinen Apfel, einen

unnatürlich glänzenden Granny Smith.

»Ich frage nur ungern nach Geld«, sagt Jack, »aber Anias Arbeitgeber sagten, er habe ihr teure Blumen geschickt und in den letzten sechs Monaten habe sie sich auch teurer gekleidet. Können Sie ihn fragen, ob er das erklären kann?«

Christa und Tolek unterhalten sich kurz auf Polnisch.

»Diese Arbeit«, sagt sie und zeigt mit dem Kinn auf das weiß verputzte Haus, »gutes Geld für Tolek. Er arbeitet viele Stunden.«

Tolek wirft das Apfelgehäuse den Tauben hin, die aufflattern und sich wieder niederlassen. Er wendet von Neuem den Blick ab und sieht den Autos hinterher, die die Trinity Road hinunterfahren. Aus irgendeinem Grund werde ich an den Mann erinnert, der mich von einem Balkon in Christas Haus beobachtet hat. Vielleicht war er das ja.

»Sagen Sie ihm, wie leid es uns tut«, sage ich schnell, »dass uns sein Verlust sehr leidtut.«

Sie übersetzt, und Tolek sieht mich ungerührt an, zum ersten Mal. Seine hellblauen Augen sind rot gerändert, als wäre er sehr müde oder hätte geweint. Tiefe Furchen haben sich in seine Mundwinkel gegraben. Ich betrachte seine Hände und Arme, über die sich violette Adern ziehen. Ich

versuche sie mir um Ania Dudeks blassen Hals vorzustellen.

Er sagt etwas auf Polnisch.

»Danke«, übersetzt Christa.

»Kennt er jemanden, der Ania etwas zuleide tun wollte?«, frage ich. »Hatte sie Streit mit jemandem, einem Freund oder ... einem Ex ...?«

»Oder wäre es möglich, dass sie einen anderen hatte«, wirft Jack ein, »als er in Polen war oder nachdem er ...?«

Christa schürzt die Lippen. An ihrem Kiefer zuckt ein Muskel. Sie sagt etwas auf Polnisch, und Tolek macht eine Armbewegung – wie ein Schüler, der im Unterricht eine Frage beantworten will und es sich dann plötzlich anders überlegt. Er steht auf und knüllt die Papiertüte zusammen. Eine Minute denke ich, er würde einem von uns die Red-Bull-Dose ins Gesicht kicken. Ein Schwall von Worten ergießt sich über seine Lippen. Schimpfworte?

Jack erhebt sich ebenfalls. Die beiden Männer stehen einander gegenüber. Tolek ist schmächtiger, doch so, wie er das Kinn vorschiebt, möchte man es sich nicht mit ihm verderben. Er hebt wieder die Hand, fährt damit durch die Luft wie mit einem Messer. Jack zieht sich ein wenig zurück, und Tolek bedenkt ihn mit einem finsternen Blick und stapft zum

Haus zurück. Jack läuft hinter ihm her. Nachdem die beiden fort sind, schneide ich Christa ein Gesicht, ziehe die Mundwinkel nach unten.

»Tolek ist ein guter Mann, aber traurig«, sagt sie. »Er muss zurück nach Polen, um bei seiner Familie zu sein und bei Anias. Es wäre besser für ihn.« Sie steht auf. »Und jetzt muss ich fahren. Ich komme zu spät zur Arbeit.«

Ich hebe die Red-Bull-Dose auf und zerdrücke sie. »Vielen Dank, dass Sie hergekommen sind«, sage ich rasch. »Ich weiß das sehr zu schätzen. Ich will nicht, dass Sie denken ... Christa?« Sie sieht mich an. »Ich tue das für Ania, das wissen Sie, oder? Aus keinem anderen Grund.«

Sie nickt und sieht mich an, als wollte sie etwas sagen. Doch dann ruft Jack von der anderen Straßenseite: »Tolek!«

Christa macht sich auf den Weg zu ihrem Auto.

Ich laufe hinter ihr her. »Wissen Sie etwas, Christa?«, frage ich, als ich sie eingeholt habe. »Gibt es da etwas, was Sie uns nicht sagen?«

Sie ist an ihrem Auto angekommen, hat den Schlüssel in der Hand und fummelt an der Tür herum. Ihre Hand zittert leicht. »Nein.«

»Bitte. Ich flehe Sie an. Denken Sie an Ania. An das Baby.«

Sie wendet sich mit dunklen Augen um. »Ich denke an Ania. Und an das arme Baby. Wegen Ania und dem Baby ...«

»Hatte sie einen anderen? Allmählich sieht es danach aus. Und ich glaube, das Kind war nicht von Tolek. Habe ich recht, Christa? Schützen Sie jemanden?«

Sie lehnt sich Halt suchend an den Wagen.

»Die Polizei wird die Wahrheit herausfinden«, sage ich.

»Ich will nicht mit der Polizei sprechen«, erwidert sie.

»Ich kann Sie vor ihr schützen. Wenn Sie es mir sagen.«

Sie sieht mich nachdenklich an. »Ich habe es Ania versprochen.« Sie atmet tief durch.

»Was haben Sie ihr versprochen?«

»Ich bin es ihr und ihren Eltern schuldig. Sie trauern. Sie lieben Tolek ...«

»Dann hatte sie also einen anderen.«

Langes Schweigen.

»Bitte, Christa.«

Und dann nickt sie. Nur ganz leicht, aber sie nickt.

»Wer ist er, der andere Mann? Wen schützen Sie?«

»Ich schütze niemanden. Ich ...« Sie schüttelt

gerezt den Kopf, als hätte sie genug. »Ich habe ihn nie gesehen. Er war Brite, ein netter Mann, hat Ania gesagt. Aber er hat sie nicht umgebracht, das weiß ich, sonst hätte ich es der Polizei gesagt. Er hat sie angebetet. Er hat sie behandelt wie eine Prinzessin.« Sie schaut über die Straße. Jack kommt auf uns zugelaufen. »Sagen Sie es ihm nicht!«, sagt sie und zeigt mit dem Kinn auf ihn. »So charmant, Männer wie er. Ich vertraue ihm nicht. Versprechen Sie es mir, Gaby.«

»Ich ... ich verspreche es.«

Schnaufend erreicht Jack das Auto. »Was hat Tolek gesagt, bevor er wegelaufen ist?«

Christa ist in ihren Wagen gestiegen.

»Christa?«, hakt er nach und hält die Tür fest, sodass sie sie nicht schließen kann.

Ihr Blick huscht in meine Richtung. »Nein«, sagt sie. »Er kannte niemanden, der seiner Ania etwas zuleide getan hätte.«



Ich möchte nur noch hier fort, um wieder einen klaren Gedanken fassen zu können, doch Jack scheint noch nicht wegzuwollen. Er geht wieder über die Straße und sieht zu, wie Tolek die Teile

eines ausrangierten Badezimmers in den Container wirft. Gipskartonstücke und scharfkantige Porzellanteile, dick wie menschliche Gliedmaßen, schleudert er so leicht, als wäre es Herbstlaub.

»Jemand lügt«, sagt Jack. »Einer von den beiden verheimlicht uns etwas.«

»Ich wünschte, wir könnten Polnisch.«

»Wäre sehr hilfreich«, erwidert er ernst.

»Ich glaube, ich habe ihn schon mal irgendwo gesehen«, sage ich. »Sie auch?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein.«

Ich weiß nicht, was ich machen soll. Das Natürlichste wäre, ihm zu erzählen, was Christa gesagt hat. Doch ihr Auto ist noch auf der Straße – sie wendet in drei Zügen –, ich kann es ihm unmöglich sofort erzählen. Ich muss wenigstens ein bisschen warten. Sie hat mir das Versprechen abgenommen, es ihm nicht zu sagen. Warum? Kann man ihm nicht vertrauen? Vielleicht ist es auch etwas Kulturelles. »Kommen Sie, gehen wir. Besorgen wir uns einen Kaffee.«

Er lenkt ein, und wir gehen um die Ecke, bis wir außer Sichtweite des Hauses sind.

»Ein ganz schönes Temperament«, sagt Jack. »Er hat förmlich rot gesehen. Er ist explodiert. Wenn sie einen anderen hatte und von ihm schwanger war,

kann ich mir durchaus vorstellen, dass Tolek in eifersüchtiger Raserei durchgedreht ist. Wenn Perivale sich nicht die Mühe gemacht hat, Marta zu überprüfen, vielleicht hat er sich dann auch nicht vergewissert, dass Tolek wirklich in Polen war?«

»Wäre möglich.«

»Das Geld«, fährt Jack fort, »die neue Unterwäsche ... Sieht Tolek aus wie einer, der bei Agent Provocateur einkauft?«

»Ich weiß nicht, Jack. Wie sieht denn einer aus, der bei Agent Provocateur einkauft?«

Er überlegt laut. »Vielleicht hat sie finanzielle Forderungen gestellt, hat ihn gedrängt, immer härter zu arbeiten, um ihren teuren Geschmack zu befriedigen. Und dann hat er herausgefunden, dass sie einen One-Night-Stand hatte und das Kind nicht von ihm war.«

»Möglich.«

»Bei Gail's gibt es tolle Suppe«, sagt er nachdenklich. »Kichererbsen und Spinat, glaube ich. Solange ein paar ordentliche Brocken drin sind. Ich mag Suppe mit Zutaten, die man kauen kann.«

Da kommt mir der Gedanke, dass Jack womöglich gar nicht so besessen ist von der nächsten Mahlzeit, wie er immer tut, sondern dass er über Essen spricht, wenn er eigentlich sehr gründlich über etwas

anderes nachdenkt.

»Wenn sie einen anderen hatte«, füge ich vorsichtig hinzu, »vielleicht hat der sie dann umgebracht.«

Er sieht mich an. In seinen Augen ist eine Frage, flackernder Zweifel.

Ich bin kurz davor, es ihm zu sagen. Wir stehen im Schatten breiter Ahornbäume in frischem Laub, deren Rinden abblättern. Das wiederholte Heulen eines Zugs, der auf den Gleisen jenseits der Straße vorbeifährt. Doch dann stelle ich mir vor, was er als Nächstes tun würde – zurückgehen, um Tolek zu konfrontieren, Christa hinterherjagen, uns beide noch mehr in die Sache reinziehen? Jetzt, da sie es mir gesagt hat, jetzt da ich es weiß, möchte ich loslassen. Es ist nur ein Instinkt, ein Gefühl, Selbstschutz oder so. Vielleicht sage ich es ihm auch, aber erst später, wenn ich mir überlegt habe, was wir als Nächstes tun können – womöglich sogar damit zur Polizei gehen –, und wenn er Zeit hatte, sich zu beruhigen.

»Jack«, sage ich. »Es kommt mir nicht richtig vor, dass wir darüber reden, darüber nachdenken. Wir sollten aufhören und es den Leuten überlassen, die was davon verstehen.«

»Das kapiere ich nicht.«

»Ich habe schon gestern Abend versucht, es zu sagen, und vorhin ... am Telefon.«

Er wirft die Arme hoch. »Was, zum Teufel?«

»Es ist mir ernst.«

»Sie haben damit angefangen, Gaby!« Er verzieht das Gesicht. »Sie haben mich da reingezogen.«

Wir haben die Hauptstraße erreicht. Gegenüber steht der Gedenkstein für die Opfer des Zugunglücks in Clapham Junction aus schwarzem Granit. Dahinter die Gleise – es ist die Linie, die zu dem Teil des Common führt, wo ich Ania Dudeks Leiche gefunden habe.

»Ich glaube, es war ein Fehler.«

Er starrt mich an, als hätte ich ihm eine geknallt.

»Sieh mal einer an«, sagt er. »Ist TV-Gaby zufällig ein wenig unberechenbar?«

Alles Mögliche stimmt nicht. Sein gemeiner Tonfall und »TV-Gaby«. Ein Tiefschlag. Ich sehe ihn an. Vielleicht tut Christa recht daran, ihm nicht zu trauen. Er begegnet meinem Blick. Seine Miene ist unmöglich zu deuten. Er fährt sich mit Daumen und Zeigefinger über eine Augenbraue.

»Ich frotzele nur«, fügt er nach einem Augenblick hinzu.



Ich lasse Jack allein an der Ecke stehen. »Keine Suppe?«, ruft er hinter mir her.

»Keine Suppe«, sage ich, ohne mich umzudrehen.

Ich gehe sehr schnell, meine Beine sind wie Scheren. Ich habe das fast obsessive Bedürfnis, nach Hause zu gehen, Unterschlupf zu suchen, mich sicher zu fühlen. Ich durchquere die schicke moderne Siedlung, die an den Fitzhugh Grove grenzt, und überquere nur wenige Meter von da, wo Anias Leiche lag, das Kicketfeld. Ich kann nicht pfeifen, aber ich summe mit vibrierender Kehle, um die Geister zu vertreiben. Ein Mann, ein Brite, hat Christa gesagt, aber sie wusste nicht, wer. Wie müsste man vorgehen, um es herauszufinden? Ihr College? Andere Freundinnen? Tolek? Vielleicht weiß er es. Schritte hinter mir. Ein Mann im Anzug kommt näher und überholt mich. Eine Bewegung in den Sträuchern. Ein Mensch? Ein Hund. Ich habe versucht, es zu verdrängen, doch das Bild ihres misshandelten Halses – die oberflächlich eingeschnittenen bogenförmigen Abschürfungen, wie Perivale sie bezeichnet hat –, steht mir plötzlich so unmittelbar vor Augen, dass ich das Gefühl habe, mir wird gleich schlecht. Die Bäume rücken näher. Ich laufe los.

Als ich das Café mit dem Hof erreiche, herrscht

Großbetrieb: Mütter, Kindermädchen und kleine Kinder, ein Gewirr aus Fahrrädern, Rollern und heruntergefallenem Knabbergebäck.

Der Himmel ist kobaltblau. Kinder tanzen. Der Frühling ist ohne Ania ausgebrochen.

Kein rot-weißes Polizeiabsperrband mehr, nicht einmal ein zurückgebliebener Fetzen an einem Ast. Nichts deutet darauf hin, dass es überhaupt hier passiert ist.



Als ich nach Hause komme, sitzt Perivale am Küchentisch und unterhält sich mit Marta. Angst macht sich in meiner Brust breit. Ich müsste ihm eigentlich sagen, was ich von Christa erfahren habe. Um Himmels willen, er sollte es längst wissen. Es liegt mir auf der Zunge. Ich muss nur den Mund öffnen und die Worte hinauslassen. Dann wäre ich frei. Doch ich habe es Christa versprochen, und sie ist hier, die Information, in mir. Ich kann sie jederzeit benutzen, wenn ich sie brauche, nur vielleicht nicht gerade jetzt. Also tue ich, was ich immer tue, wenn ich nervös bin: Ich mache Witzchen, betrachte die Situation über die Schulter, halte alle wahren Gefühle in Schach. »Ah. DI Perivale«, sage ich.

»Déjà-vu.«

Er steht auf. Ich trete vor, wie um ihn auf die Wange zu küssen, einmal links und einmal rechts, als wäre dies ein freundschaftlicher Besuch. Gerade rechtzeitig bremse ich mich. Marta, barfuß und in Leggins, huscht an mir vorbei zur Tür hinaus. Hat er sie richtig vernommen?

»Tut mir leid, dass ich hier so reinplatze«, sagt er. Er ist unrasiert, die Stoppeln haben weiße Spitzen. Seine Wangen sind schneller gealtert als der Rest.

»Wir hatten einen kleineren ...« Er unterbricht sich.

»Sie haben die Haare frisch geschnitten.«

»Ja.« Ich hebe die Hand, um die neuen stumpfen Enden zu berühren. »Gefällt es Ihnen?« Keine Ahnung, warum ich frage. Es ist einfach das, was mir als Erstes in den Sinn kommt.

»Auf jeden Fall anders.«

»Ich nehme das«, sage ich schrecklich schüchtern, »als Kompliment.«

Er deutet eine höfische Verneigung an.

»Ja, wie ich schon sagte, wir hatten einen kleineren Durchbruch. Ich habe mich gefragt, ob es Ihnen etwas ausmachen würde, mich aufs Revier zu begleiten.«

Keine Frage, eine Feststellung. Ein Befehl. Könnte ich sagen, es würde mir etwas ausmachen? Könnte

ich mich hier und jetzt auf den Boden werfen und mit dem Kopf aufschlagen und schreien, bis er wegginge?

»Was für einen kleineren Durchbruch?«, frage ich beiläufig. »Etwa in der Art, dass Sie den Mörder gefunden haben?«

»Nicht im Fall Ania Dudek, obwohl sich auch da«, er schiebt sein Polohemd in den schlaffen Bund seiner Jeans, und dabei vermitteln seine Bewegungen eine gewisse Selbstzufriedenheit, »Entwicklungen abzeichnen. Wir sind durch die Wohnung und haben uns noch einmal gründlich umgesehen. Äußerst erhelltend. Weitere Beweise in der Pipeline.«

»In der Pipeline?«, frage ich. »Haben Sie beim ersten Mal nicht gründlich nachgesehen?«

»Das ist nicht besonders witzig«, sagt er. »Nein, der kleinere Durchbruch, von dem ich spreche, bezieht sich auf Ihren Stalker. Wir haben heute Vormittag einen Mann festgenommen. Ein Anwohner, ein Nachbar von Ihnen, hat berichtet, dass sich gegen elf Uhr jemand seltsam verhalten hat, und einer meiner Beamten war rechtzeitig vor Ort, um die Person festzunehmen. Wenn Sie also nichts vorhaben, könnten Sie vielleicht mit mir zum Revier kommen, um einen Blick auf BIDAVIS zu

werfen. Mein Wagen steht draußen.«

»Worauf?«, frage ich überrascht.

»BIDAVIS, unser Bilddatenverarbeitungs- und Informationssystem.« Jedes Wort ist wie ein Stoß in meine Rippen. »Das ist die moderne elektronische Version der altmodischen Gegenüberstellungen.«



PC Morrow – Hannah – sitzt am Empfang, als wir kommen. Sie winkt mir, ein kleines Flattern der Finger, und ruft: »Hallo!« Ob Perivale ahnt, wie illoyal sie ist, wie viel sie beim Kaffee ausgeplaudert hat?

»Ist Caroline Fletcher irgendwo?«, frage ich Perivale, als wir durch die Flure gehen.

»Sie brauchen Caroline Fletcher nicht«, sagt er, »denn in diesem Fall sind Sie das Opfer und nicht die Verdächtige.« Vor einem Raum bleibt er stehen und späht durch ein kleines quadratisches Fenster in der Tür hinein. »Es sei denn, Sie bestehen darauf.«

»Nein, natürlich nicht. Sie haben recht: Wer braucht schon Caroline Fletcher?« Er fasst mich auf eine Art am Ellbogen, die ich nicht gerade beruhigend finde. Hier zu sein bringt alles wieder hoch, das Entsetzen und die Klaustrophobie. Meine Beine zittern förmlich vor Grauen.

Er drückt die Tür auf. Noch so eine kleine weiße Kammer, doch in dieser gibt es einen Tisch, drei Stühle und einen Computer. Wir setzen uns, und er friemelt eine Weile herum. Das rote Licht über der Überwachungskamera an der Wand blinkt, ein seltsam exotischer Vogel.

Die Tür geht auf, und PC Morrow kommt hereingehuscht, lässt sich auf dem dritten Stuhl nieder und sagt stumm über Perivales Kopf: »Tut mir ... leid. Huch.«

»Sie sind zu spät«, sage ich.

»Was fällt mir nur ein?« Sie verdreht die Augen.

Du bist um einiges gerissener, denke ich, als du dich gibst.

»Okay.« Perivale hat die Seite gefunden, die er braucht, doch der Bildschirm ist düster, und PC Morrow muss sich hinüberbeugen und ihm zeigen, wo der Helligkeitsknopf ist, bevor wir es deutlich sehen können.

»Richtig.« Perivale bläst sich noch ein bisschen mehr auf, um seine mangelnden technischen Fähigkeiten zu überspielen. »Wir zeigen Ihnen jetzt eine Reihe von zwölf kurzen Videos, jedes von einer anderen Person, von vorn und von der Seite, die der Beschreibung entsprechen, die Sie uns von Ihrem Stalker gegeben haben. Bitte sehen Sie sich alle

Videos sorgfältig an, und sagen Sie PC Morrow oder mir Bescheid, wenn Sie einen der Männer erkennen. Diese Sitzung wird gefilmt«, er zeigt auf die Überwachungskamera, »und aufgenommen«, er zeigt auf ein Tonbandgerät auf einem Tisch in der Ecke, »um sicherzugehen, dass weder PC Morrow noch ich Sie in irgendeiner Weise beeinflussen.«

»Nicht husten und nicht stupsen«, sage ich zu PC Morrow. »Kapiert?«

Er setzt das Programm in Bewegung, und ich sehe ein Gesicht nach dem anderen über den Bildschirm flackern und sich drehen. Kurze Haare, gedrungene Züge, breites Gesicht. Millionen von Pixel. Beim Dritten bin ich unsicher. Beim Fünften bin ich fast überzeugt. Beim Achten verliere ich das Vertrauen in mein Erinnerungsvermögen, doch beim Neunten ... »Das ist er«, rufe ich. »Das ist er. Eindeutig.«

»Wie viel Prozent sicher?«

»Hundert Prozent«, sage ich. Meine Augen bohren sich in den Bildschirm. Die untersetzte Figur, die schmale Stirn, die streitsüchtigen Augen. Mich schaudert. »Ja, hundertprozentig. Das ist der Mann, der vor meinem Haus war, der Mann in dem roten Renault.« Perivale schaltet den Computer aus und steht auf.

Ich frage ihn, ob ich recht hatte, ob ich das Auto

oder das Plüschtier gewonnen habe, doch er sagt, er wisse es nicht, es sei nicht sein Fall. Wenn dem so wäre, dürfe er nicht mit mir im Raum sein. Er wird PC Evans informieren, den Beamten, der diesen Fall bearbeitet, und man wird sich bei mir melden.

Ein Anflug von Unsicherheit. »Dann wissen Sie nicht, ob auf der DVD irgendwelche Fingerabdrücke waren?«

»Das kann ich in Erfahrung bringen.«

»Und der Mann, wissen Sie, ob er in Haft ist oder ...«

Er zuckt zusammen. »Er wird auf Video aufgenommen, wahrscheinlich über seine Rechte aufgeklärt und entlassen worden sein.«

»Aha. Ja. Okay.«

Ich schiebe meinen Stuhl zurück und trete zu ihm an die Tür. »Ich verstehe das nicht ... wenn es nicht Ihr Fall ist, warum haben Sie mich dann abgeholt? Warum haben Sie hier dabeigesessen?«

Perivale zieht seine stoppligen Wangen nach unten. »Kommen Sie«, sagt er. »Glauben Sie wirklich, ich würde mir eine Gelegenheit entgehen lassen, Zeit mit Ihnen zu verbringen?«

PC Morrow kichert nervös. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Die Witzchen, die ich gemacht habe, das »Nicht husten und nicht stupsen«, war das der

Auslöser für diesen katzbuckelnden Flirtversuch?  
Habe ich ihm das Gefühl gegeben, er kennt mich?  
Oder hatte Jack recht? Ist es nur ein Zeichen dafür,  
wie falsch diese ganze Ermittlung läuft?

Ich bin so aufgebracht, dass ich kaum einen Ton herausbringe. »Ich wünschte, ich könnte behaupten, das Gefühl beruht auf Gegenseitigkeit«, erwidere ich schließlich.

• — •

Marta ist wieder in der Küche, sie steht an der Kochinsel. Clara hat einmal gesagt, ihrer Erfahrung nach (jahrelange Kaffeepausen im Lehrerzimmer) lassen sich Menschen in zwei Typen einteilen: Aufzehrer und Ausstrahler. Clara ist eine Ausstrahlerin, keine Frage. Robin ist eine Ausstrahlerin. Marta ist definitiv eine Aufzehrerin. Ich frage sie, ob sie am Morgen irgendjemand Verdächtigen herumschnüffeln gesehen hat. »Nein. Ich habe niemanden gesehen.« Sie hat Müsli gegessen und stellt die Schale jetzt in die Geschirrspülmaschine und die Milch zurück in den Kühlschrank.

Ich sehe zu, wie sie mit kleinen, vorsichtigen Bewegungen in der Küche herumhantiert. Sie setzt

sich an den Tisch und überfliegt eine Zeitschrift. Ich finde, diesmal kann ich auf die Einleitung verzichten. »Ich habe diese Woche Frühjahrsputz gemacht«, sage ich und versuche zu lächeln, »und habe auch in Ihrem Zimmer ein bisschen Staub gewischt.«

Ein bisschen Staub gewischt. Gott, ich kann nicht einmal mit ihr darüber reden, ohne vor Verlegenheit über mich selbst schier zu vergehen.

Sie blickt mit schweren Augenlidern auf.

»Hab meine Jeans gefunden! Sie ist wohl aus Versehen in Ihrem Schrank gelandet ...«

Sie ist rot geworden. Sie braucht gar nichts zu sagen, ich sehe den Kampf in ihren Zügen. Schließlich sagt sie: »Es tut mir leid. Ich habe sie mir ausgeliehen. Wollte schauen, ob sie gut aussieht.«

Mein Herz wird ein wenig weicher. »Und?«

Sie senkt den Blick auf die Zeitschrift. »Nein.«

»Also, damit ist ein Rätsel gelöst. Das andere, was mir zwangsläufig aufgefallen ist, sind die vielen Umschläge und die Schachtel mit Quittungen unter Ihrem Bett.«

Sie legt die Finger wie einen Fächer um den Becher. Sie trägt schwarzen Nagellack mit einem Strassstern in der Mitte jedes Nagels, eine Maniküre, für die man einen Schönheitssalon braucht oder eine Kosmetikerin. Die Welt scheint auf wenige Personen

zu schrumpfen, dicht beieinanderstehende Punkte in einem Diagramm.

»Ich hab mich nur gefragt ...« Sie wartet, was ich zu sagen habe. Ich spüre ihre Anspannung. »Ich will nicht, dass Sie Ihr Geld für so etwas ausgeben«, schließe ich. »Dass Sie Sachen nach Hause schicken oder so. Also, lassen Sie mich das bezahlen.«

Ihr Gesicht ist starr. »Nein«, sagt sie. »Es ist okay.«

»Aber die ganzen Geschenke nach Hause.«

»Keine Geschenke. Das sind keine Geschenke nach Hause. Ich verkaufe.« Sie stellt den Becher ab und zieht ihren Pferdeschwanz stramm. »Ich verkaufe auf eBay.«

»Auf eBay?« Ich komme der Sache näher. »Was verkaufen Sie?«

»Bloß Sachen.«

Ich beobachte sie aufmerksam. »Sachen?«

»Sachen, die ich finde ... die ich billig kaufe.«

Der Nebel verzichtet sich. Der Bildschirm klart auf. Man muss nur den richtigen Knopf finden. Es ist ebenso klar wie schockierend. Sie hat meine Kleider genommen, hier oder da etwas abgezweigt, gestohlen.

Es ist eine Erleichterung, mich hinzusetzen. Meine Beine sind wie Blei. »Haben Sie Ania Dudek

irgendetwas verkauft?«

Ihr Gesicht verschließt sich. Ihre Hände ruhen flach auf dem Tisch. »Nein.«

Lügt sie? »Wissen Sie«, fahre ich vorsichtig fort, »ich habe oben einen großen Sack Kleider, die können Sie haben. Sonst gehen sie an einen Wohltätigkeitsladen. Behalten Sie den Erlös. Sie tun mir einen Gefallen.«

Sie reibt sich unter den Augen. »Aber ...«

Es befriedigt mich, die Zeichen der Demütigung zu sehen, eine andere Röte, höher in den Wangen. Wahrscheinlich sollte ich empört sein, aber ich empfinde eher einen widerwilligen Respekt. Ist es so schlimm? Ich bekomme so viel geschickt. An einigen Sachen waren sogar noch die Preisschildchen. Mir war gar nicht aufgefallen, dass sie fort sind.

»Haben Sie der Polizei von Ihren eBay-Geschäften erzählt?«

»Nein.«

»Haben die gesagt, sie würden Sie gern noch einmal sehen? Hat Perivale Ihnen sonst noch irgendwelche Fragen gestellt?«

»Nein.«

Ich lehne mich zurück. »Ich bin platt. Die ganzen Beweise, die sie über den Mord an Ania Dudek zusammengetragen haben, sind nicht mit mir

verknüpft, sondern mit diesem Haus. Es könnte jeder sein. Heute hat Perivale gesagt, er hätte noch etwas ausgegraben, auch wenn ich keine Ahnung habe, was. Vielleicht hat es nichts damit zu tun. Was ich wirklich merkwürdig finde, ist, warum die Polizei Sie nicht genauso befragt wie mich.«

Sie zuckt die Achseln. »Perivale hat gesagt, er weiß, dass ich nicht die Mörderin bin.«

Ich hätte nicht gedacht, dass es mir so schwerfallen würde, das, was ich fragen möchte, in Worte zu fassen. »Woher wissen Sie das?«, frage ich schließlich.

»Woher ich weiß, dass ich nicht die Mörderin bin?«

Ungewollt muss ich lachen. »Woher Sie wissen, dass er weiß, dass Sie nicht die Mörderin sind, ja.«

»Ich weiß es, weil ich es nicht getan haben kann. Ich war die ganze Zeit mit einer anderen Person zusammen.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, mir zu sagen, mit wem?«

Sie setzt zu einer längeren Geschichte an, und zuerst begreife ich nicht, worauf sie hinausläuft. Es geht um Millie und einen Albtraum. In der Nacht, in der Ania ermordet wurde, »hatte Millie Angst und kam in mein Bett«. Einzelheiten landen in meinem Gehirn – Marta hat Millie etwas vorgesungen und ihr

Geschichten über Hühner erzählt –, aber ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Wie die Geschichte endet, höre ich nicht.

»Tut mir leid? Was haben Sie gesagt?«

»Ich habe gesagt, dass ich der Polizei erklärt habe, dass ich Ania Dudek nicht umgebracht haben kann, weil Millie die ganze Nacht bei mir war.«

Doch ich höre immer noch nicht richtig zu oder konzentriere mich nicht richtig, denn das ist mir egal. Mir ist egal, wer Ania Dudek umgebracht hat. Oder wessen Alibi Perivale überprüft hat und wessen nicht. Alles, woran ich denken kann, ist, dass Millie einen Albtraum hatte und nicht zu mir gekommen ist, ihrer Mutter, sondern zu Marta ging. Sie hat sich an ihren Rücken gekuschelt und ihre Arme und Beine um die ihren geschlungen. Diese Frau, die kompliziert sein mag und einsam und ein wenig hinterlistig, die sich meine Jeans ausborgt und mein Parfüm benutzt, hat meiner Tochter in der Nacht, in der Ania starb, etwas vorgesungen und sie umarmt und auf sie aufgepasst.

Und für einen Augenblick ist das alles, was zählt.



Als mein Handy klingelt, gehe ich beinahe nicht ran.

Ich liege im Halbdunkeln auf dem Bett. Marta ist in ihren Abendkurs gegangen. Knarren und Ächzen und Kratzen in den Wänden. Auf der Trinity Road herrscht heute Abend starker Verkehr, oder der Wind steht in die falsche Richtung. Ab und zu erbebt das Haus. Meine Gedanken sind wieder in Aufruhr, alle Vernunft unter Unschlüssigkeit und Angst begraben. Ich habe das Gefühl, dass es noch nicht vorbei ist, dass etwas Schreckliches passieren wird.

»Hier ist Jack«, sagt er, aber ich weiß schon, dass er es ist. »Ich rufe an, um zu sagen, dass es mir leidtut.«

Ich gebe mich möglichst unbeteiligt. »Was tut Ihnen leid?«

»Es tut mir leid, dass ich ungehobelt und gefühllos war.«

»Das ist okay.«

»Also, das ist es nicht, oder? Ich hätte Sie niemals ›TV-Gaby‹ nennen dürfen. Sie sind nicht TV-Gaby.«

»Na, das ist ja nett!«

»Sie wissen, was ich meine. Sie sind viel mehr als irgendjemand aus dem Fernsehen.«

»Danke.«

»Ich war ein Dödel.«

»Ein Dödel?«

Er lacht. »Benutzen wir das Wort ›Dödel‹ nicht?«

Ich lächle. »Nicht, wenn wir es vermeiden können.«

»Okay. Ich war ein Arschloch.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Ein Arschloch?«

»Ist das auch tabu?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht.«

»Ein Wichser?«

»Mit Wichser kommen Sie wahrscheinlich durch.«

»Es ist nur ... ich weiß nicht ...«

»Was?«

»Also. Wissen Sie. Sie sind lustig und nett, und Sie stecken in Schwierigkeiten, und wir scheinen gut miteinander klarzukommen, aber in der einen Minuten wollen Sie meine Hilfe und in der nächsten nicht.«

Lustig und nett: Diese Worte sind wie Gänseblümchen. Ich könnte mich bücken und sie pflücken und eine Girlande daraus winden und mir um den Hals hängen. Es ist sehr lange her, dass mich jemand lustig genannt hat oder nett. Die Worte kommen mir vor wie Schwindeleien. »Es tut mir leid, wenn ich Sie verärgert habe«, sage ich schließlich.

»Wahrscheinlich hatte ich bloß Hunger.«

Ich lächle. »Ja, immerhin war es mindestens zehn Minuten her, seit Sie was gegessen hatten.«

»Zuerst war ich nicht scharf auf die ganze Sache.«

Wenn ich ehrlich bin, dachte ich, ich mache einfach mit, damit Sie mir das Interview geben, aber jetzt ... jetzt, da ich Sie kennengelernt habe, möchte ich Ihre Probleme aus der Welt schaffen. Ehrlich. Und ich wünschte, Sie würden mich lassen.« Seine Stimme ist kratzig und tief, als wäre er erkältet oder hätte gerade eine Zigarette geraucht; eine nette Stimme, eine Stimme, in die ein nettes Mädchen sich verlieben sollte.

Ich löse den Kopf vom Kissen, sodass er flach auf dem Federbett liegt. Meine Füße baumeln über das Ende des Bettes hinunter. Ein kleiner schwarzer Punkt an der Decke gerät in mein Blickfeld. Es könnte eine winzige Spinne sein oder eine Fliege, es könnte aber auch nur ein schwarzer Fleck sein. Bewegt es sich? Wird die Entfernung zwischen dem schwarzen Punkt und dem Kronleuchter größer, oder bleibt sie gleich?

»Danke«, sage ich nach einem Weilchen.

»Wissen Sie, was ich denke? Ich bin immer noch überzeugt, dass Christa irgendetwas weiß. Wir müssen sie fragen, ob sie uns Anias Terminkalender zeigt. Vielleicht finden wir raus, was los war, und graben irgendetwas aus, was Sie aus der Schusslinie holt.«

Jetzt wäre der Zeitpunkt, ihm zu sagen, was

Christa mir über Anias anderen Mann anvertraut hat. Aber es war ein langer Tag. Ich bin zum Umfallen müde. Und wie es aussieht, mag ich dieses Gespräch jetzt. Hier ist ein Mann, der weiß, dass ich in Schwierigkeiten stecke, und der mir – im Gegensatz zu Philip – unbedingt helfen will. Vielleicht ist es schrecklich von mir, aber mir kommt flüchtig der Gedanke an eine Frau, die wir einmal in der Sendung hatten: Sie litt unter dem Münchhausen-Syndrom und erfand eine Krankheit nach der anderen, um Mitgefühl und Aufmerksamkeit zu bekommen, die ihr als Kind versagt geblieben waren. Das hier ist wahrscheinlich so ähnlich wie Münchhausen: Die Information ein wenig zurückzuhalten, um mich von Jacks Besorgnis und Wärme einhüllen zu lassen. Ich wünschte, ich könnte behaupten, ich möchte Christa gegenüber mein Wort halten, doch das wäre gelogen. Ich sage es ihm nur deshalb nichts, weil ich mich in seiner Aufmerksamkeit, seiner Fürsorglichkeit sonne, wenn auch nur vorübergehend. Also, nein, nicht ehrenwert. Meine Motive sind ganz und gar fragwürdig.

»Geht es Ihnen gut?«, fragt er.

»Ja.« Meine Stimme ist ein Krächzen. »Es ist nur der Anfang einer Erkältung.«

»Gaby, da ist doch was. Was ist los?«

Der schwarze Punkt an der Decke hat sich nicht bewegt. Es ist nichts Lebendiges. Es ist nur ein schwarzer Punkt, ein Fleck.

Ich seufzte tief. »Die Polizei hat neue Beweise. Ich weiß nicht, was. Perivale hat es mir gesagt, als ich ... als ich auf dem Revier war.«

»Sie waren auf dem Revier? Was haben Sie denn auf dem Revier gemacht?«

»Heute Morgen wurde ein Mann dabei beobachtet, wie er vor meinem Haus herumlungerte ... derselbe wie gestern. Die Polizei hat ihn festgenommen, inzwischen aber wieder freigelassen.«

»Haben Sie sämtliche Türen abgeschlossen?«

»Ja.«

»Sind Sie allein?«

»Marta ist in ihrem Abendkurs.«

»Ich komme vorbei.«

Draußen vor dem Fenster hält ein Auto mit laufendem Motor. Ich frage mich, wann Philip mir das letzte Mal das Gefühl gegeben hat, dass er sich um mich kümmert. Ehrgeiz und Tatendrang, da bleibt ganz gewöhnliche Freundlichkeit schon mal auf der Strecke. Seit einigen Tagen fühle ich mich auf etwas Nacktes und Gewöhnliches reduziert, und Jack möchte sich um diesen nackten, gewöhnlichen

Menschen kümmern. Das weckt Zweifel, mit denen ich nicht umzugehen weiß.

»Soll ich vorbeikommen?«, fragt Jack.

In seinem Tonfall, seiner Ernsthaftigkeit ist etwas, was mich an seine Hände denken lässt, ihre Spanne, die stumpfen Finger, die dunklen Haare über den Knöcheln. Ich denke an sein Gesicht und wie seine Stimmungen sich auf einfache, unkomplizierte Art darin spiegeln. Unbefangen denke ich über seinen Körper nach und wie schwer er wäre, wenn er auf mir läge, die weiche Textur seines Haars zwischen meinen Fingern.

»Ich mache nichts Besonderes«, sagt er. »Ich bin allein. Als Höhepunkt des Abends hatte ich ein Glas billigen Weins und eine Pizza vom Lieferdienst geplant.«

Ein Glas billigen Weins und eine Pizza vom Lieferdienst. Eine Wohnung über einem Waschsalon, Etagenbetten voller Kinder. Wenn ich Philip nicht begegnet wäre, hätte ich wohl einen Mann wie Jack geheiratet. Mit ein paar mehr Rückschlägen, nicht ganz so viel Erfolg hätte sich Philip vielleicht sogar zu so einem Mann entwickelt. Jack ist mein alternatives Ende.

# Mittwoch

Das Laken unter mir ist zerknittert und zusammengeknüllt; das Federbett liegt halb über mir, halb hängt es runter. Meine Kleider ziehen eine krumpelige Spur über die Fußbodendielen: mein T-Shirt und mein BH, mein Alltagsslip in der Jeans. Meine Achselhöhlen verströmen die salzige Feuchtigkeit von frischem Schweiß.

Die Toilettenspülung geht, und er steht in der Tür zum Bad, nackt, das Gesicht gerötet, der Körper lilienweiß. Er lächelt und lässt sich bäuchlings aufs Bett plumpsen. Die Matratze atmet aus.

»Hallo«, sagt er.

»Hallo.«

Er streckt den Arm an meinem Rücken hoch und rollt mich herum, sodass wir in Löffelchenstellung liegen. Sein Kinn kratzt über meinen Hals, und er liebkost meinen Nacken. »Ich mag es kurz«, sagt er. »Es gefällt mir wirklich gut.«

»Also, da bin ich ja froh«, sage ich. »Deine Zustimmung bedeutet mir offensichtlich sehr viel.«



Er ist direkt vom Flughafen nach Hause gekommen,

ohne vorher im Büro vorbeizuschauen. Ich kann mich nicht erinnern, wann er das das letzte Mal gemacht hat. Die Haustür, der Rums seiner Tasche, dann rief er meinen Namen und war auch schon in der Küche. Ich aß gerade ein Müsli, und der Löffel katapultierte Getreideflocken und Milch über den Tisch. Ich hatte keine Zeit, meinen Schock herunterzuschlucken. Er war einfach da, mit ausgestreckten Armen, und verströmte Schmerz und Gefühle – halb betrunken, halb im Jetlag; ich weiß nicht. Eine Woge überdrehter Gefühle. Er wollte mich überraschen. Sobald seine Meetings abgeschlossen waren, hatte er nur noch nach Hause gewollt. Es war das Einzige, was ihm wichtig war. Ein Bootsausflug war geplant gewesen, aber ... Mein Mund wurde gegen seine Schulter gepresst, mein ganzer Körper zerdrückt. Als ich überrascht auflachte, klang es wie ein Hicksen.

»Ich muss Millie sehen«, hatte er gesagt und sich aus der Umarmung gelöst.

»Sie ist in Suffolk bei Robin und Ian. Das habe ich dir doch gesagt.«

Er hielt mich auf Armeslänge von sich, um mich genauer anzusehen. »Deine Haare!«, sagte er. Und dann hielt er eine kleine Rede, die er sicher im Flugzeug vorbereitet hatte, in der Schlange vor dem Zollschatz, im Taxi: »Das Ganze tut mir wahnsinnig

leid, Gaby. Ich weiß, dass du die Hölle durchgemacht hast. Es wird alles anders. Wir fangen neu an. Wir machen irgendwas, gehen irgendwohin, wohin du willst.«

»Okay.«

»Was ist mit der Polizei? Haben sie ...«

»Es ist noch niemand angeklagt worden.«

»Haben sie dich in Ruhe gelassen?«

»Einigermaßen.«

»Gott sei Dank. Und in der Arbeit? Die haben dir ein paar Tage freigegeben?«

Wusste er es wirklich nicht?

»Gewissermaßen.«

»Gabs. Es tut mir so leid. Nicht nur ... was dir widerfahren ist, sondern auch, wie ich mich verhalten habe ... Ich kann nicht glauben ... Komm her.«

Er zog mich an sich. Es war wie eine Ganzkörpermassage. Er war nicht er selbst. Er bemühte sich zu sehr. Marta kam in die Küche, und wir tauschten einen besorgten Blick. Sie verschwand die Treppe hoch. Ich hörte, wie ihre Tür zuging und die Dielen über uns knarrten.

»Musst du nicht ins Büro?«, fragte ich nach einem Augenblick.

»Nein. Sie können mir ruhig mal einen Tag

freigeben.«

»Hast du was getrunken?«

»Nur die Miniflaschen Rioja im Flugzeug.«

»Hast du geschlafen?«

»Gaby, ich bin im Vollbesitz sämtlicher Fähigkeiten.«

Er setzte sich auf die Tischkante, die Hose knittig wie Elefantenhaut, ganz der gut aussehende, jugendliche Philip. Doch ich sah ihn nur an. Es war seltsam. Ich fühlte mich wie losgelöst. Ich war nicht einmal mehr sauer. Es war zu etwas Dumpferem verkalkt. Ich konnte es nicht genau ausmachen. Dies war alles, wonach ich mich gesehnt hatte, doch es war falsch, es war schräg, es war zu spät. Ich hatte das alles ohne ihn durchgestanden, allein, und es hatte etwas verändert. Ich wusste nicht, ob ich die Veränderung rückgängig machen konnte. Ging es bei diesem emotionalen Erguss um mich oder in Wirklichkeit um ihn? Und ein »Bootsausflug«? War es überhaupt wert, erwähnt zu werden? Er sprach weiter, ein wahrer Sturzbach von Worten: »Ich hab mich auf die andere Seite der Welt verpisst, obwohl du Erschütterndes durchgemacht hast. Ich war nicht hier, um dich zu unterstützen, als die Polizei dich gepiesackt hat ...«

»Also, genauer gesagt, festgenommen.«

»Du hattest alles im Griff, wie immer.«

»Ich habe eine Nacht in einer Zelle verbracht, Phil.

In einer Zelle!«

»O Gott. Sie haben dich dabeihalten? Über  
Nacht?«

»Ja.« Das hat er doch wohl gewusst. »Eine ganze  
Nacht.«

Er schnappt nach Luft. »War es schrecklich?«

»Eigentlich«, erwiderte ich, »war es okay. Ich  
hab's überlebt.«

»Du armer Schatz. Ich habe dich nicht verdient.«  
Mein Blick fällt auf eine Ader in der zarten Haut unter  
einem Auge. »Ich bin ein wertloses Stück Dreck.«

»Sei vorsichtig mit solchen Selbstgeißelungen«,  
sagte ich, »sonst geht es wieder nur um dich.«

Er wandte den Kopf ein wenig, drückte mit den  
Fingern die Stelle zwischen den Augen und schob sie  
über den Nasenrücken.

Die Vertrautheit dieser Geste rührte etwas in mir  
an. Philip macht das immer – die Nase drücken –,  
wenn er müde ist, als könnte er die Müdigkeit  
hinauspressen. Ich trat auf ihn zu und küsste ihn auf  
die Lippen, eine Stelle, die ich eine Weile als  
verboten empfunden hatte. Ich probierte es aus. Er  
umfasste meinen Hinterkopf mit einer Hand, und ich  
spürte den Druck seiner Zähne an meinen Lippen.

Dann nahm er meine Hand und zog mich aus der Küche, an Martas geschlossener Tür vorbei die Treppe hoch in unser Zimmer.

Sein Körper ist mir so vertraut wie mein eigener. Ich weiß, wo die Knochen vorstehen und die Haut faltig geworden ist, wo ein Muttermal gewachsen ist und wo Muskeln fester geworden sind. Zuerst war ich schüchtern – die Kränkung, nach einer Phase ohne Sex wieder Sex zu haben, die Verlegenheit –, doch es war nicht wie in Brighton. Ein Teil von mir senkte den Blick und stellte sich das Gespräch vor, das ich vielleicht mit Clara führen würde. Worte wie »einfühlend«, »aufmerksam«, »rücksichtsvoll«. Ich spürte die Macht von Philips Gefühlen. Es war nicht Leidenschaft, es war etwas anderes.



Ich wende mich um wie ein Delfin im Wasser, um sein Gesicht zu betrachten. Seine Bartstoppeln haben weiße Spitzen und sind am Kinn heller als um den Mund, ein bisschen wie bei Perivale, obwohl ich mir wünschte, dieser Gedanke wäre mir nicht gekommen. Hautschuppen seitlich an der Nase, hier und da ein Haar, das ausgezupft werden müsste. An seiner Schläfe blüht ein Altersfleck auf – ist der neu?

Pfefferminzduft.

»Du hast dir die Zähne geputzt«, sage ich.

»Schwindler.«

»Hah! Ich war im Bad und habe die Gelegenheit genutzt!« Er sieht mich ernst an. »Ich werde mir Mühe geben, Gaby.«

»Und mit den Zähnen hast du angefangen.«

»Und mit den Zähnen habe ich angefangen.«

Ich betrachte ihn einen Augenblick.

Plötzlich niest Philip, als sei die Aufmerksamkeit ihm zu viel. »Tut mir leid. Heuschnupfen.«

Er niest noch einmal, und diesmal gibt er den Dirigenten mit dem unsichtbaren Taktstock. In meinem Herzen, tief innen drin im Muskel, zwickt etwas, wenn er das tut.

Ich stütze mich auf einen Ellbogen. »Wir sind uns sehr fremd geworden«, sage ich.

»Ich weiß.« Er rutscht neben mich, schiebt sich ein Kissen unter die Schultern und sieht mir in die Augen. »Also, erzähl mir alles, was passiert ist, während ich weg war. Alles. Die Polizei hat dich also dabeihalten, die Scheißkerle, und dann beschlossen, dich in Ruhe zu lassen, Gott sei Dank. Was noch? Wie war die Arbeit? Verdammt, sie haben dich doch hoffentlich unterstützt?«

Ich öffne den Mund, um zu antworten, doch ich

schließe ihn wieder. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Eigentlich müsste ich ihm alles erzählen wollen. Es müsste aus mir herausbrechen wie ein Sturzbach, und ich müsste weinen, und er müsste mich trösten und sich von Neuem Vorwürfe machen, dass er nicht hier war. Er wird entsetzt sein, wenn er die Einzelheiten hört – wie sehr die Polizei mich eingeschüchtert hat, wie unheimlich Perivales Obsession war, wie bedrohlich der Stalker, wie verdammt einsam eine U-Haft-Zelle in der Nacht. Am Anfang habe ich mir diesen Augenblick ausgemalt, habe mir Philips Schuldgefühle vorgestellt und dass er mich dann womöglich ein ganz klein wenig mehr liebt. Doch etwas Grundlegendes hat sich verändert. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Es fühlt sich an, als würde ich auf der Stelle treten.

»In der Arbeit lief es nicht so besonders«, sage ich schließlich.

»Ich dachte, sie hätten dir ein paar Tage freigegeben, um den Schreck zu überwinden?«

Er scheint wirklich keine Ahnung zu haben. Vielleicht habe ich zu schlecht von ihm gedacht. Ich lache halb. »Ich weiß nicht, ob ich es so nennen würde.«

Ich berichte von Terris hilflosem Gestammel am Telefon, davon, dass Sachen an die Presse

durchgedrungen sind, dass sie mich nicht zurückrufen, dass ich überzeugt bin, dass sie mich ganz elegant rausgeschubst haben. Während ich rede, merke ich, dass das gar nicht das Wichtigste ist, doch im Augenblick ist es leichter, als ihm etwas anderes zu erzählen.

»Das können sie nicht«, sagt er.

»Jeder ist ersetzbar, Philip.«

»Keine Sorge, das fechten wir durch. Ich setze mich gleich mit Steven bei Withergreens in Verbindung. Wenn die dir deinen Job nicht zurückgeben, ist das eine ungerechtfertigte Entlassung und üble Nachrede. Gegen Steven haben sie keine Chance. Er sorgt dafür, dass Terri innerhalb von einer Woche fliegt.«

Philip, wie er lebt und lebt. Er ist wieder da und kämpft für mich. Warum geht es mir nicht besser? Außerdem will ich nicht, dass Terri rausfliegt. Seine Reaktion ist unglaublich aggressiv, ohne jegliches Einfühlungsvermögen, so ganz er.

Er streichelt mein Haar. Ich muss gegen den Instinkt ankämpfen zurückzufahren.

»Erzähl mir von deiner Reise«, sage ich.

Er lehnt sich zurück und zieht an dem Kissen, um es bequemer zu haben. Er spricht über die Eröffnung von Kaufpositionen und Verkaufpositionen und wie

wichtig es im derzeitigen Markt ist, handelsorientiert zu sein, über Treffen mit Vorstandsvorsitzenden und Optikfirmen und die Auswirkungen von Betrug und den Absturz von Anteilen. Es ist ein bisschen wie sein Sex. Auch jetzt ist er einfühlsam und rücksichtsvoll und erzählt mit Aufmerksamkeit.

»Hast du interessante Menschen getroffen?«, frage ich. »Irgendwas besonders Gutes gegessen?«

»Ein paar noble Restaurants, sehr viel Essenseinladungen, hauptsächlich international.« Er zuckt die Achseln, und einen Augenblick überlege ich, wie Jack geantwortet hätte – wahrscheinlich mit einer detaillierten Beschreibung eines Tofu Mie Goreng.

»Mein armer Schatz«, sagt er.

Mein armer Schatz. Schon wieder.

Philip gähnt und schüttelt den Kopf, wie um die Ohren frei zu bekommen. Die Augen hat er halb geschlossen. Mehr über das, was ich durchgemacht habe, wird er mich nicht fragen, geht mir da auf. Seine Hand fährt über mein Bein. Ich frage mich, ob ich ihm jetzt von dem Stalker erzählen soll, von I've Been Watching You 2, von BIDAVIS auf dem Polizeirevier, da klingelt mein Handy. Es steckt in der Tasche meiner Jeans und vibriert auf dem Holzboden, als lauerte darin eine lebendige Kreatur.

»Lass es«, sagt Philip.

»Es könnte Millie sein.«

Ich recke mich, schiebe die Hand in die Hosentasche und halte mir das Handy gerade rechtzeitig ans Ohr.

»Gaby!«

»Oh, hallo.« Ich hätte nicht rangehen sollen. Ich will jetzt nicht mit Jack reden.

»Ich muss Sie sehen«, sagt er. »Kann ich vorbeikommen. Es ist etwas Wichtiges passiert.«

Ich hänge halb aus dem Bett, die Matratze drückt mir in den Magen, und ich rutsche noch ein wenig weiter und stemme den Ellbogen in den Boden, um das Gleichgewicht zu halten. »Das Timing ist nicht ideal«, sage ich fröhlich. »Mein Mann ist gerade von einer Geschäftsreise zurückgekommen. Kann es warten?«

»Er ist wieder da? Philip ist wieder da? Nein, es kann nicht warten. Es ist wirklich dringend.«

»Dringend? Ehrlich?« Ich drehe mich um und sehe Philip ungläubig an. Er verdreht die Augen.

»Okay, also. Dann erzähl ich's Ihnen schnell. Ich war gerade noch einmal bei Christa und habe sie angefleht, mir Anias Kalender zu zeigen. Sie war argwöhnisch, aber ich bin den Dingen auf den Grund gegangen. Sie zahlt keinerlei Steuern und hat eine

Heidenangst, dass sie abgeschoben wird. Ich musste meinen ganzen Charme spielen lassen und ihr sagen, ich würde das bei der Steuerbehörde für sie klären, während ich gleichzeitig vage Drohungen in den Raum stellte, sie auffliegen zu lassen, wenn sie nicht mitspielt. Nicht besonders nett, aber was sein muss, muss sein.«

»Klingt ganz schön brutal.«

»Die Sache ist die, Gaby, dass es funktioniert hat. Sie war einverstanden, sie mir zu zeigen, obwohl die Einträge auf Polnisch sind, also nicht besonders hilfreich. Egal, der Punkt ist ...«

»Ja. Ich bin mir nicht sicher, ob es zu irgendeinem von diesen Zeitpunkten passt«, sage ich. Philip hat angefangen, meine Zehen zu küssen.

»Alles klar. Also, ich habe Christa gebeten nachzusehen. Letztes Jahr, am dreizehnten August, vierzehn Uhr dreißig. Ihr Name, Ihre Adresse. Es steht in ihrem Kalender, Gaby. Sie ist zu einem Vorstellungsgespräch gekommen. Es steht da drin. Sie haben es vielleicht vergessen, aber Sie haben sie gesehen, Gaby. Es steht in ihrem Kalender. Sie war bei Ihnen.«



Sobald ich kann, werfe ich ein paar Klamotten über und gehe nach unten, um Tee zu kochen. Ich sage Philip, ich würde ihn richtig aufgießen – die Kanne vorwärmen und ihn ziehen lassen. »Nicht rein mit dem Teebeutel und gleich wieder raus und dann am Rand ausdrücken, wie du es gern machst«, sage ich. »Du und dein lässiger, herzloser Umgang mit Teebeuteln.«

»Dann lass ihn mal schön ziehen«, meint er träge. »Ich gehe duschen und versuche, richtig wach zu werden. Ich muss was tun, sonst kriege ich heute Abend kein Auge zu.«

Ich stehe in der Küche und sehe mich um. Ich orientiere mich. Ich darf nicht in Panik geraten. Ich darf nicht hetzen. Meine Müslischale ist vom Tisch verschwunden. Der Spüllappen hängt als nasses Rechteck über dem Bogen des Wasserhahns. Der Teekessel ist heiß, als ich dranfasse. Marta ist offensichtlich noch im Haus, obwohl ich nichts von ihr höre.

Ich setze Wasser auf und fange an zu suchen. Der Haushaltkalender von letztem Jahr. Es war ein hellblauer Kalender mit Goldschnitt – ein Geschenk von den Oberbossen auf der Arbeit. Ich sehe ihn vor mir, strecke im Geiste die Hand danach aus. Habe ich ihn der Polizei gegeben? Nein, die hat nie danach

gefragt.

Er ist weder in dem Bücherstapel neben dem Fernseher noch im Regal im Wohnzimmer, und er steckt auch nicht zwischen Millies Klaviernoten.

Die Heißwasserpumpe gibt ein pfeifendes metallenes Schnarren von sich, und die Rohre in der Wand beginnen zu rauschen.

Ich bewege mich von Oberfläche zu Oberfläche. Ich bin jetzt ganz ruhig. Ist er im Altpapier gelandet? Haben wir ihn weggeworfen? Könnte er im Schlafzimmer sein? Habe ich, während Philip unter der Dusche steht, Zeit, hochzulaufen und dort nachzusehen?

Dann ein Bild, eine visuelle Erinnerung: Jack nimmt ein Buch in die Hand und stellt es zurück, fährt mit den Fingern über die Buchrücken. Und ja, da ist er, nicht versteckt, nicht begraben, sondern ganz offen, ordentlich neben den Hochglanzkochbüchern, die Philips Mutter mir voller Hoffnung jedes Jahr zu Weihnachten schenkt, steckt da zwischen Natürlich Jamie und Claudia Rodens Spanien. Das Kochbuch.

Eine Spinne hockt gekrümmt darauf. Ich puste sie weg. Der Lederumschlag riecht nach Staub und Kochfett. Die Seiten sind weich wie Butter.

Ich finde die Seite: Samstag, 13. August. Der Tag ist vollgekritzelt. Millie hatte einen Turnwettstreit in

Dagenham – »Aufwärmen um 8.30. Wettstreit um 9.15. Izzies Mutter nimmt sie mit« – und war am Nachmittag zu einer Party eingeladen – »Harriet Pughs 8.: Sammy Duder Pottery, Webb's Road, 16.00 – 18.00«. Ich habe in Großbuchstaben und unterstrichen »GESCHENK KAUFEN!!!!« drübergekritzelt, also überrascht es nicht, dass diese andere Sache übersehen wurde. Kein richtiger Eintrag, nur die vagen Abdrücke von Bleistiftstrichen, längst ausradiert. Man muss das Buch ins Licht halten, um sie überhaupt zu erkennen. Kein Name, keine Einzelheiten, nur ein Schemen – »14.30 AD« –, verborgen unter all diesen anderen Hieroglyphen.

Ich starre darauf. Es verschwimmt und wird wieder klarer. Ich blättere zurück. In der Woche davor wimmelt es nur so von mit festem Bleistiftstrich notierten Zahlen und Buchstaben. Am Montag steht da: »18.30 CS, 19.00 PT.« Die Armenierin aus Croydon und die Studentin, die jeden Augenblick weg zur Uni wollte. Am Dienstag steht da: »19.00 NM, 19.30 NS, 20.00 PB.« Die, die keinen Führerschein hatte, der Südafrikaner und die nette Portugiesin, die kein Englisch konnte. Dann am Mittwoch: »17.30 MB«. Marta Biely, ein kompetentes, vielseitiges polnisches Kindermädchen

mit erstklassigen Referenzen.

Ich hatte auf dem Weg ins Krankenhaus, wo ich meine Mutter besuchen wollte, mit Robin telefoniert. Daran erinnere ich mich. Ich bat sie, meine Verabredungen für die Woche abzusagen, ein Essen und einen Besuch beim Zahnarzt zu verschieben. Sie sagte, sie würde sich darum kümmern. Ich konnte es ihr überlassen. Doch sie war mit der Hochzeit beschäftigt – ein Problem in letzter Minute: Die Stühle im Zelt waren zu breit. Hatte sie versucht, Ania anzurufen, und hatte sie nicht erreicht? War sie gar nicht dazu gekommen? War Ania trotzdem hergekommen?

Ich schiebe den Kalender wieder zwischen die Kochbücher. Dies ist alles und nichts. Es beweist gar nichts. Erklärungen: Sie sind da, warten nur darauf, gepflückt zu werden.

Ich denke an die Woche, in der meine Mutter starb. Die letzten paar Monate waren eine ganz neue Variante der Hölle gewesen. Polizei. Ärzte. Interventionen. Wodka in Blumenvasen. Miniaturflaschen im Arzneischränkchen. Unpassende Männer, die auf dem Sofa bewusstlos wurden. Philip, der meine Mutter »ein echtes Original« genannt hatte, war angewidert von der rohen Brutalität des Ganzen. Ich zwang ihn zu nichts, wozu er nicht

bereit war. Das letzte Mal fuhr ich allein ins Krankenhaus. Ihre Haut war gelblich, das Weiß ihrer Augen wie Eigelb. Mit aufgedunstenen Fingern mischte sie unsichtbare Karten. Sie hatte sich sämtliche Krusten an den Armen und den Schorf auf den Handrücken aufgekratzt, bis sie bluteten. Ihr Bauch unter dem Laken war aufgebläht. Als sie sich in die nierenförmige Schale übergab, die ich festhielt, lief ihr das Blut wie Rotz aus der Nase.

Sie erzählte den Krankenschwestern, ich wäre auf sie losgegangen, hätte sie an den Haaren gezogen und sie grün und blau geschlagen. »Eine unnatürliche Tochter«, fuhr sie auf. Ich streichelte ihren Rücken, bis sie einschlief. Als sie aufwachte, erbrach sie schwarze Klumpen.

Philip war nicht bei mir, als sie starb. »Mein Schatz«, sagte er am nächsten Tag am Telefon, »mein armer Schatz.« Er schickte Blumen, ein hübsches Sträußchen aus Nelken und Inkalilien. Er kam zu spät zur Beerdigung, kam direkt von »einer Jobsache« ins Krematorium, schllich auf Zehenspitzen herein.

Der Wasserkessel schaltet sich aus, und ich fahre zusammen. Die Heißwasserpumpe ruckt und schweigt. Ich höre, wie das Schmutzwasser durch die Rohre in der Wand nach unten gurgelt.

Ich gieße gerade Wasser in die Teekanne, als das Telefon klingelt. Die Ladestation auf dem Beistelltisch in der gemütlichen Ecke in der Küche ist leer – das schnurlose Telefon liegt oben am Bett –, doch das Zweittelefon ist zwischen den Sofakissen vergraben. Als ich den Knopf drücke, um zu antworten, höre ich ein leises Klicken.

»Hallo, Mum. Wir sind an einer Tankstelle. Ich esse zu Mittag, obwohl es noch gar nicht Mittag ist. Würstchen, und was, meinst du, ist leckerer: Chips, Bratkartoffeln oder Butterpüree? Ich nehme Chips, weil Robin sagt, wahrscheinlich nehmen sie gar keine Butter. Sie sagt, es ist wahrscheinlich Margarinepüree.«

»Oder Lättapüree«, sage ich. Ich hatte es vergessen: Millie und Robin. Es ist Mittwoch. Der Gynäkologe. Millie ist auf dem Weg nach Hause. Ich werde Millie bald sehen. »Oder Ramapüree.«

»Sowieso ganz schön eklig. Hast du House of Anubis aufgenommen? Robin und Ian haben kein Nickelodeon, und ich muss wissen, wie es weitergegangen ist. Unbedingt, Mum.«

»Millie?«

»Bleib dran. Robin will mit dir sprechen.«

»Mils. Kann ich dich was fragen?«

»Okay.«

Ich gehe mit dem Telefon ans Fenster. »Kannst du dich an letzten Sommer erinnern, an das Wochenende, als ich bei Oma im Krankenhaus war, an dem Wochenende, bevor du bei Robins Hochzeit Brautjungfer warst?«

»Ja-a«, sagt sie zögernd.

Der größte Teil des Gartens liegt im Schatten, aber die Kamelie ist trotzdem schon draußen. »Duhattest einen Turnwettkampf am Vormittag und Harriet Pughs Geburtstagsparty am Nachmittag, wo ihr Porzellan bemalt habt.«

»Da, wo sie auf der Unterseite von dem Teller, den ich gemacht hab, meinen Namen falsch geschrieben haben und wir keine Pinguine malen durften. Ich wollte so gern einen Pinguin mit einer Fliege malen. Die waren so süß.«

»Dazwischen, erinnerst du dich an eine große hübsche Frau mit langen roten Haaren, die zu einem Vorstellungsgespräch gekommen ist, weil sie sich auf die Stelle als Kindermädchen beworben hatte?«

Eine Bewegung in den Hainbuchen.

»Ja«, sagt Millie.

Ein Eichhörnchen schwingt sich auf das Futterhäuschen unter dem Apfelbaum. »Ja?«

»Ja. Sie war nett. Sie hat gesagt, sie könnte Rad schlagen, aber sie hat geschummelt. Daddy hat ihr

mit der neuen Nespresso-Maschine einen Kaffee gemacht und die Milch anbrennen lassen.«

Ich plumpse schwer auf die Bank. Irgendwo in einem Garten bellt ein Hund.

Wie ferngesteuert spreche ich mit Robin. Sie wollen irgendwann kommen. Sie erwarten etwas. Robin muss irgendwann irgendwo sein.

Wenn Ania hier war und Philip sie empfangen und ihr einen Kaffee gemacht hat, warum hat er dann nichts gesagt?

Robin spricht noch, und ich muss reagieren, wie es erwartet wird, denn jetzt hat sie sich verabschiedet und aufgelegt.

Ich wähle Jacks Nummer. Es klingelt nicht mal, ich werde direkt mit der Voicemail verbunden.

Ich lege das Telefon ab und gebe ein lautes Stöhnen von mir.

»Was gibt's?«

Philip steht in meinem Morgenmantel in der Küchentür, die nassen Haare aus dem Gesicht gestrichen, die Wangen rosa und frisch rasiert. Feuchte dunkle Fußabdrücke auf den Treppenstufen im Flur. »Alles okay?«

Ich bemühe mich um ein Lächeln. Er wendet mir den Rücken zu und öffnet Schränke, sucht Bratpfanne und Besteck zusammen. »Ich bin Marta

auf der Treppe begegnet«, sagt er über die Schulter. »Ich habe ihr dreißig Pfund gegeben und sie für heute aus dem Haus geschickt, damit wir ungestört sind. Und jetzt mache ich meiner Frau Frühstück.« Er hat den Kopf in den Kühlschrank gesteckt, die Arme links und rechts ausgestreckt, als wollte er die Beinmuskulatur dehnen. »Nicht dass hier viel drin wäre: Eier, aasiger Käse, eine Zwiebel, Möhren ... Omelette à la Philippe.«

Während er die Sachen rausholt, schneidet er mir eine Grimasse, als wollte er sagen: »Na, bin ich nicht clever?« Ich bringe ein »Bist du nicht clever?« heraus und trete zu ihm, und während er Butter schmilzt und die Zwiebel anbrät und Eier aufschlägt, hole ich Brot aus der Tiefkühltruhe und löse zwei Scheiben ab, um sie zu toasten. Ich krame die Nespresso-Kapseln heraus, fülle den Wassertank der Maschine und mache mich an den angebrannten Resten am Boden des Milchaufschäumers zu schaffen. Ich würde gern nachdenken, aber mein Gehirn rast, wirbelt, als hätten die Räder keinen Bodenkontakt.

Auf dem Tisch klingelt und vibriert mein Handy.  
»Geh nicht ran«, sagt Philip. »Ruf später zurück. Schau.« Er zeigt mir seine leeren Hände, die leeren Taschen meines Morgenmantels. »BlackBerry-frei!«  
»Du hast es wirklich oben gelassen?«

»Na ja, nicht ganz. Es liegt im Flur, in Hörweite, aber ich habe es nicht in der Hand, drücke es nicht an meinen Busen. Kleine Schritte, Gabs, kleine Schritte.«

Ganz der alte, selbstironische Philip.

»Okay.«

Ich setze mich und esse meine Eier, höre überdeutlich das Kratzen meiner Gabel auf dem Porzellan, versuche mich normal zu verhalten. Ich erzähle ihm, dass Millie und Robin irgendwann in den nächsten zwei Stunden kommen. Ich beobachte sein Gesicht. Ist er oben ans Telefon gegangen und weiß es längst? Wenn ja, dann verbirgt er es gut. Er scheint sich zu freuen – seine Miene strahlt, hellt sich auf. Sein Gesicht erinnert mich an einen Ballon, der mit Luft gefüllt wird, und an das Seepferdchen aus Papier, das Millie zum Geburtstag geschenkt bekam und das im Wasser zu seiner zehnfachen Größe anschwoll. »Mein kleines Mädchen«, sagt er.

»Ist es möglich, dass Ania Dudek im letzten Sommer zu einem Vorstellungsgespräch hier war?«, frage ich plötzlich. »Die Tote. Bist du dir sicher, dass du nicht eine Kleinigkeit vergessen hast, dass sie doch hier war ...?«

»Nein. Nein, natürlich nicht. Warum?«

»Ach, nichts. Nur was, was Millie gesagt hat.«

Er würde sich erinnern, wenn er ihr Kaffee gemacht hätte und sie ein Rad geschlagen hätte oder auch nicht.

Als schließlich sein BlackBerry im Flur zwitschert, sieht er mich mit zur Seite geneigtem Kopf an, um seinen Mund zuckt es. Ich nicke. Ich tue, als würde ich zögern. »Geh schon«, sage ich. »Du willst doch rangehen.« Er geht zur Spüle, stellt seinen Teller hinein, zieht den Gürtel des Morgenmantels nach und verschwindet aus der Küche.

»Clive«, höre ich ihn sagen, und seine Stimme kommt wieder näher. »Ja ... ja ... okay. Ja.« Er ist wieder in der Küche. »Okay. Wir gehen es kurz durch.«

Ich befestige den Clip an der Brottüte und stecke es zurück in den Gefrierschrank, schiebe die Tiefkühlerbsen zur Seite, um Platz zu machen. Ich ziehe mir Martas Latexhandschuhe – »Höchster Tragekomfort« – über, um die Bratpfanne abzuwaschen.

Philip sucht meinen Blick. »Zwanzig Minuten«, sagt er stumm.

Ich nicke.

»Also, wer kriegt es noch zu sehen?« Er verlässt die Küche, doch er geht nicht nach unten. Die Tür zum Wohnzimmer geht auf und wieder zu.

Eine Weile lausche ich Philips Stimme, die lauter wird und leiser, als er im Wohnzimmer auf und ab geht, die mathematischen Berechnungen aussondert, die ihm so leichtfallen, die alles andere ersticken. Und als ich mir nach ein paar Minuten sicher bin, dass er sich ganz auf seine Rechnerei konzentriert, husche ich runter in den Keller.

Seine Schubladen sind fremdes Territorium. Aktendeckel mit Etiketten, die in seiner ordentlichen Handschrift mit »Steuer« und »Mehrwertsteuer« und »Dividenden« beschriftet sind. Ein Stapel Zeitungsausschnitte – Artikel über multinationale Konzerne. Stifte, Tacker, weiße Kabelschleifen mit stumpfen USB-Steckern am Ende, ein Gewirr aus Kopfhörern, Ersatzladegeräte. Plötzlich ein stechender Schmerz im Daumen: Ich habe mich an einer Tackerklammer gestochen.

Die unterste Schublade: Pässe, alte und neue, Führerscheine, ein Ordner für Fotonegative, eine Plastikhülle mit diversen Quittungen und Garantiescheinen. Die Bedienungsanleitungen vom Kühlschrank und von Philips Nikon, die er sich von seiner letzten Reise als »Geschenk« mitgebracht und kaum benutzt hat.

Während ich suche, denke ich über Philip nach und was für ein Mensch er ist, ein Mensch, der – im

Gegensatz zu mir – achtsam mit seinen Besitztümern umgeht, sämtliche Unterlagen dazu abheftet und sie sicher aufbewahrt für den Fall, dass etwas kaputtgeht oder nicht passt, und der für den Fall eines Brands, einer Überschwemmung oder einer anderen Katastrophe sämtliche Garantiescheine aufhebt. Er ist umsichtig und akribisch, nicht wild und leidenschaftlich. Darüber denke ich nach, als mir ein kleiner weißer Zettel in die Finger gerät, der zwischen den Quittungen für die Krups Nespresso Titan und den 5-Brenner-Gasgrill von Weber steckt. Es ist ein langer, zusammengerollter Kassenzettel, ein Posten über dem anderen, vom letzten Dezember. Agent Provocateur.

Love. So heißt die Kollektion. Ein Love-BH und ein Love-Tanga, ein Love-Leibchen und ein Love-Slip. Am Ende dreht sich alles um Liebe.

Ich muss mich zwingen zu atmen. Manchmal ist ein Gefühl so intensiv und überwältigend, dass es einen völlig lähmmt.

Ich werfe den Kassenzettel zurück in den Aktendeckel und schiebe diesen in die Schublade. In dem Augenblick, da ich ihn nicht mehr in der Hand halte, bin ich mir nicht mehr sicher. Die Unterwäsche, die er mir gekauft hat? Zum Geburtstag oder zu Weihnachten? Sie war von Myla,

oder, aus dem Laden um die Ecke von seinem Büro? Er hat rasch in der Mittagspause dort vorbeigeschaut. Vielleicht sogar die Sekretärin geschickt. Oder irre ich mich? War sie von Agent Provocateur? Ein Marsch durch die Stadt. Ein Liebesdienst. Vielleicht war es so. Kann ich alles wegerklären?

Ich habe die anderen Aktendeckel in die Schublade obendrauf gelegt und versuche jetzt, diese zu schließen, doch sie geht nicht ganz zu, hinten steckt etwas quer. Ich schiebe die Hand hinein, zwänge sie hinter die Schublade und ziehe sie wieder raus. Von meinen Fingern baumelt ein Goldkettchen. Es ist angelaufen, und der Verschluss ist kaputt – ich glaube, ich habe ihn kaputtgemacht. Ein kleiner runder Anhänger liegt in meinem Handteller. Ein flüchtiger Gedanke: Wie selten heutzutage. Ein Heiliger, der aus der Mode ist, der Heilige Christophorus, der seine kindliche Last schultert.

Ich atme ganz tief durch. Es ist eher ein Schaudern. Dann schließe ich mit übernatürlicher Ruhe die Schublade und stehe auf. Auf den Fußballen gehe ich leise durchs Zimmer und verharre am Fuß der Treppe. Seine Stimme kommt näher. Ist er auf dem Weg nach unten? Ich husche in den

Fitnessraum. Überall stehen Geräte. Ich lausche angestrengt. Er ist weder auf der Treppe noch in der Nähe. Er ist umgekehrt. Er telefoniert noch, geht dabei von einem Zimmer ins andere. Ich kann ihn nicht mehr hören. Ich setze mich auf den Crosstrainer, um nachzudenken. Von hier kann ich das Fenster sehen, durchkreuzt von einem Eisengitter, ein Stückchen Himmel, eine Baumkrone.

Ich fasse einen Entschluss. Ich werde hochgehen, als wäre nichts passiert, und das Haus verlassen, so schnell ich kann. Doch den Christophorus halte ich noch in der Hand. Im Fuß des Crosstrainers, wo zwei rechteckige Rohre von den Fußstützen in tiefe Hohlräume im hinteren Sockel des Geräts führen, ist ein Loch – es ist dunkel hier drin, unter anderen Umständen würde man nicht seine Finger riskieren wollen. Ich stecke die Halskette hinein, verlasse den Raum und laufe die Treppe hoch in die Küche. Philip ist im Wohnzimmer, wo er immer noch telefoniert und Anweisungen bellt. Es klingt, als säße er auf dem Klavierhocker. Unsere Teller und Kaffeetassen stehen noch auf der Spüle. Sie könnten eigentlich in die Spülmaschine, aber ich muss meine Hände beschäftigen, und ich fange damit an, sie in heißem Wasser zu versenken.

Philip hat wohl mitbekommen, dass Wasser

einläuft. Ich höre ihn im Flur, und dann ist er in der Küche. Er verzerrt das Gesicht und macht mit der freien Hand eine kreisende Bewegung, und dann klemmt er sich das BlackBerry zwischen Kinn und Schulter, tritt hinter mich und legt mir die Arme um die Taille. »Und noch einmal Ihr Standpunkt?«, sagt er.

Meine Hände sind im Wasser. Ich kratze und scheuere an dem Muster auf dem Teller herum.

»Ja«, sagt er. »Da sind wir dabei. Wir entscheiden später, wann wir verkaufen. Tschüs.«

Er legt auf, schiebt das Telefon in die Tasche des Morgenmantels und stützt das Kinn auf meinen Scheitel. Ein spitzes Gewicht. Wenn er sich noch fester aufstützen würde, würde mein Schädel bersten und mein Kopf würde in meinen Hals gezwängt werden. Ich habe das Gefühl, mich nicht rühren zu können, doch es gelingt mir, meine seifigen Hände aus dem Spülwasser zu heben.

»Die Dinge werden sich ändern«, sagt er langsam. Seine Stimme ist belegt.

»Meinst du wirklich, Philip?« Ich ziehe die Latexhandschuhe aus und drehe mich um, um ihn anzusehen. »Fünfjahresplan und so? Sprichst du von Suffolk? Bienen und Brombeergelee und Dorfschulen?«

Ein Schlag. Eine Pause. Zwei Sekunden Verrat. Ich weiß, dass er nicht die Absicht hat, nach Suffolk zu ziehen.

»Wir reden darüber«, sagt er.

Wenn er doch nur ehrlich gewesen wäre.

Ich kann mich nicht bremsen. »Bist du dir absolut sicher, dass Ania Dudek nicht hier war? Eine Kleinigkeit, die man bei unserem hektischen Alltag leicht vergisst?«

»Ich hab's dir doch gesagt. Nein. Sie war nicht hier. Um Himmels willen. Gott!« Er tritt zurück, holt das Handy aus der Tasche des Morgenmantels und knallt es auf die Arbeitsfläche.

Ich drehe mich wieder zur Spüle um und ziehe den Stöpsel. Das Wasser verschwindet kreiselnd. Ich wische mir die Hände an einem Küchenhandtuch ab, dasselbe, das ich Jack zugeworfen habe. Aus irgendeinem Grund denke ich an DNA und ob dieses Küchenhandtuch voll von seiner ist. »Ich gehe kurz in den Supermarkt, um Milch und was zu essen zu besorgen«, sage ich barsch. »Ich habe nichts für Robin und Millie da. Willst du irgendwas?«

Er reibt sich die Augen. »Könntest du mir ein Antihistaminikum besorgen? Sieht so aus, als herrschte starker Pollenflug.«

»Selbstverständlich.«

»Gaby?«

»Ja?«

Er sieht mich mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht an. »Nichts.«

Ich schnappe mir meine Geldbörse, steige rasch in ein Paar Schuhe und verlasse das Haus.

Der silberne Mondeo parkt auf der anderen Straßenseite. Ich überquere direkt daneben die Straße, um zu meinem Auto zu gehen. Heute hockt Perivale darin, er sitzt einfach nur da. Ich sollte beruhigt sein, aber das bin ich nicht. Ich weiß, ich sollte ans Fenster klopfen und einsteigen, aber ich bin noch nicht bereit. Stattdessen gehe ich rasch vorbei, spüre seinen Blick im Rücken und setze mich in mein Auto. Ich habe das Bedürfnis, zu fahren und zu fahren, aufs Gas zu treten, um hier wegzukommen, ganz weit weg. Stattdessen mache ich die kurze Tour zu Tesco. Ich ziehe ein Parkticket und lege es aufs Armaturenbrett, scanne mit dem Handapparat ein Hühnchen ein, eine Tüte Salat, zwei Liter Milch, einen Strauch lilafarbenen Zierlauch, ein wenig Milchschorle und zwei Schachteln Benadryl. Ich gehe mit dem Handapparat an die Kasse. Gab's bei irgendeinem Artikel Probleme? Nein, keine. Nur Sachen, die ich wahllos gekauft habe. Ich denke daran, mein Parkticket entwerten zu lassen.

Auf dem Parkplatz lehne ich den Kopf ans Lenkrad und schließe die Augen. Ich bin ganz ruhig. Es ist unglaublich. Fast möchte ich lachen. Wer hätte das gedacht?

Ich habe Christas Karte in der Hand – South London Beauty Services –, und ich wähle die Nummer.

Nachdem ich gesagt habe, wer ich bin, herrscht lange Schweigen. »Ich dachte mir schon, dass Sie anrufen«, sagt sie schließlich.

»Jack war also heute Morgen bei Ihnen«, sage ich.

»Ja. Er hat mir Blumen mitgebracht und Kuchen aus diesem Café. Ich ...«

»Ich dachte, Sie würden ihm nicht trauen, fänden, er sei zu charmant.«

»Er hat gesagt, er wollte die Sache für Sie in Ordnung bringen, und er will mir mit dem Finanzamt helfen.«

»Aber Sie haben Ania versprochen ...«

»Und Jack hat gesagt, sie ist tot. Sie leben. Und die Polizei will Sie ins Gefängnis stecken. Jack hat mir erzählt, dass Sie ein kleines Mädchen haben, und ...«

»Dann haben Sie was aus ihrem Kalender für ihn übersetzt?«

»Er sagt, er will nur Ihren Namen reinwaschen. Ich wollte eigentlich nicht, dass er ihn mitnimmt. Sie hat

Persönliches reingeschrieben ...«

»Das kann ich gut verstehen.«

»Aber er war so überzeugend, Gaby. Ich habe mich so mies gefühlt. Er hat gesagt, ich könnte belangt werden, weil ich polizeiliche Ermittlungen behindere und Informationen zurückhalte.«

Der Parkplatz füllt sich. »Ich verstehe das nicht. Sie meinen, Sie haben Jack den Kalender gegeben? Er hat ihn jetzt?«

»Ich wusste nicht, was ich machen sollte.«

»Haben Sie ihm von Anias Geliebtem erzählt?«

»Nein ...«

»Aber es steht im Kalender. Und wenn Jack damit zur Polizei geht, und das wird er, werden ihre Eltern es erfahren, ist Ihnen das klar?«

»Ich tue mein Bestes für Ania.« Sie klingt müde.

»Ich weiß nicht, was richtig ist.«

»Okay«, sage ich. »Vielen Dank, Christa. Wenn Sie sich sicher sind.«

»Sie sind eine gute Frau«, sagt sie. »Freundlich. Ihnen liegt etwas an Ania.«

Vibrationen. Eine Frau in einem Allradfahrzeug hat neben mir angehalten und das Fenster runtergekurbelt. Sie tippt an meins. »Fahren Sie weg?«, ruft sie.

»Noch nicht«, antworte ich stumm.

Die Frau macht »tz, tz«, verdreht aufgebracht die Augen und fährt fluchend davon.

Drei verpasste Anrufe von Jack. »Wo sind Sie?«, fragt er, als ich ihn zurückrufe. »Können Sie sich mit mir treffen?« Seine Stimme ist leise, bedeutungsschwer.

Ich unterbreche ihn, bevor er noch was sagen kann, und erzähle ihm, dass Ania tatsächlich zu uns zum Vorstellungsgespräch gekommen ist, dass ich aber nicht da war und Philip sie reingelassen hat, sich aber angeblich nicht daran »erinnert«.

»Das ist äußerst seltsam, Gaby.«

Ich muss ihm so ruhig wie möglich erzählen, was ich gefunden habe. Jetzt. Bevor er etwas sagt, bevor ich schreie. »Da ist noch was. Christa hat bestätigt, dass Ania einen anderen hatte und dass sie von ihm schwanger war, nicht von Tolek.«

»Ich weiß. Gaby ...«

Ich fahre fort. »In Philips Schublade habe ich eine Quittung von Agent Provocateur gefunden und den Heiligen Christophorus, den die Polizei sucht. Er hatte ihn. Sie hat ihn ihm gegeben, oder er hat ihn an sich genommen. Er hatte ihn hinter einer Schublade versteckt. Der Heilige Christophorus. Der fehlende Christophorus.« Ich klinge hysterisch. »Der andere Mann. Es ist Philip. Philip ist der andere Mann.«

»Wo sind Sie?«

»Bei Tesco.«

»Sie sind bei Tesco?«

»Es reimt sich alles zusammen, Jack. Wenn Philip eine Affäre mit Ania hatte und dauernd dort war – die Asics, die Erde aus unserem Garten, die Pizzaquittung. Er hat wahrscheinlich, ohne zu überlegen, meine Karte genommen ...« Ich unterbreche mich. Mein PIN: 2503. Unser Hochzeitstag.

»Und die Zeitungsausschnitte: Wenn sie eine Affäre mit Ihrem Mann hatte, ist auch klar, warum sie sich für Sie interessiert hat.«

»Die Kleider.« Meine Stimme bricht. Nicht bei Fara gekauft, nicht von Marta bei eBay erstanden. Geschenke von Philip. Ich stelle mir vor, wie er in meinem Schrank nach Sachen sucht, die ihr vielleicht stehen.

»Ich kann in zehn Minuten bei Ihnen sein«, sagt er. »Ich komme, jetzt. Wir gehen zusammen zur Polizei. Wir nehmen Christas Kalender mit. Holen Sie jemanden hinzu, der es übersetzen kann.«

»Nein, nicht ...«

»Wir müssen. Wenn Philip der Mörder ist ...«

»Das wissen wir nicht. Ich habe Mühe, das alles zu begreifen. Er kann Anias Geliebter gewesen sein,

ohne sie umgebracht zu haben. Ich meine, das ist doch möglich, oder? Ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Es ist unmöglich. Ich kenne Philip besser als mich selbst. Er ist kein Mörder.«

»Wenn er also nur ihr Geliebter war ...«

»Nur< ihr Geliebter.« Ich muss wieder lachen.

Nicht mein bestes Lachen.

»Wenn er >nur< ihr Geliebter war, warum ist er dann nicht damit rausgerückt, als Sie festgenommen wurden, Gaby? Ein Unschuldiger hätte das getan. Es tut mir leid, das gefällt mir nicht. Ich komme jetzt zu Ihnen.«

»Ich kann einfach nicht glauben, dass er sie umgebracht hat. Warum?«

»Vielleicht hat sie gedroht, es Ihnen zu sagen.«

»Sein Alibi. Er hat ein Alibi.«

»Alibi hin oder her, natürlich hat er sie umgebracht. Es ist die naheliegendste Erklärung. Ich meine, wie bombensicher ist ein Alibi, das eine ganze Nacht abdeckt – das wie ein Staffelstab zwischen Sekretärin, Kollege und Kellner hin und her gereicht wird? Ich weiß, was er ausgesagt hat: Er war im Fitnessraum im Keller des Büros, Abendessen bei Nobu, Drinks im Dorchester. Da herrscht doch meistens so ein Gedränge, dass niemandem auffällt, wer da ist und wer nicht, oder?«

Ich schließe die Augen. Philips Parlee Z2: Wie stolz er darauf ist, wie schnittig und schnell es ist. Vom Büro nach Hause in weniger als fünfzehn Minuten. Ein Augenblick. Ein Blinzeln. Im Nullkommanichts.

»Es könnte trotzdem Tolek gewesen sein«, sage ich. »Er kann in Bezug auf Polen gelogen haben. Ich meine, er kann es immer noch gewesen sein. In einem eifersüchtigen Wutanfall. Ich meine ... Ich gehe erst zur Polizei, wenn ich mehr weiß. Wenn Philip sie nicht umgebracht hat, brauchen sie nichts davon zu erfahren. Dann will ich nicht, dass Millie das durchmachen muss. Die Presse wieder vor dem Haus. Sie kommt heute heim. Sie kann jede Minute hier sein.«

»Jetzt aber, Gaby«, sagt er geduldig. »Es sind Beweise. Es tut mir leid, aber die Polizei muss es erfahren, so oder so. Und wenn Philip es war, sind Sie nicht sicher. Um Himmels willen, womöglich hat er sogar versucht, es Ihnen in die Schuhe zu schieben.«

»Perivale hat von neuen Beweisen gesprochen. Ich wüsste zu gern, was das ist.«

»Ich setze mich mit Morrow in Verbindung. Mal schauen, ob ich ihr die Daumenschrauben anlegen kann.«

»Tun Sie alles, um es herauszufinden. Schlafen Sie

mit ihr, wenn es nötig ist.«

»Immer mit der Ruhe«, erwidert er.

Wir lachen. Ich glaube jedenfalls, dass ich lache.

Vielleicht weine ich auch.

»Geben Sie mir ein paar Stunden. Es muss eine andere Erklärung geben.« Jetzt flehe ich ihn an. »Ich muss es mit eigenen Ohren hören. Vertrauen Sie mir, Jack. Bitte.«



Das Haus ist leer. Kein einziges Geräusch. Still wie ein Grab. Eine Stille, die sich wie Ohrenschützer über die Ohren legt.

Ich gehe zum Fuß der Treppe und lausche auf eine Stimme, ein Knarren. Auf der untersten Stufe liegt ein Briefumschlag mit meinem Namen darauf. Philips Handschrift. Er hat mir einen Brief geschrieben.

Der Umschlag ist nicht zugeklebt und die Lasche auch nicht eingesteckt, der glänzende Klebestreifen jungfräulich. Darin zwei Blätter. Ich setze mich und falte sie auseinander.

Liebe Gaby,

ich dachte, ich könnte weitermachen, ohne Dir die

Wahrheit zu sagen, aber ich kann nicht. Ich muss Dir alles sagen, sonst ist alles wertlos. Nichts bedeutet irgendetwas. Ist es feige, es Dir in einem Brief zu schreiben? Also, dann bin ich ein Feigling. Ania ist zu einem Vorstellungsgespräch hergekommen. Ich hätte es Dir sagen sollen, aber es war das Wochenende, an dem Deine Mutter starb. Und es stellte sich heraus, dass Du den Job eh schon Marta gegeben hattest. Und dann habe ich es vergessen. Es schien nicht wichtig zu sein. Zwei Tage später bin ich ihr zufällig auf dem Common über den Weg gelaufen. Ich war auf dem Fahrrad auf dem Heimweg von der Arbeit und hätte sie beinahe umgefahren, direkt hinter der Brücke, wo der Radweg endet. Ich hatte Schuldgefühle, weil ich ihr nicht Bescheid gesagt hatte wegen der Stelle, und am Ende habe ich sie zu einem Kaffee eingeladen. Dann habe ich sie nach Hause gebracht.

Wir fingen eine Affäre an. So, ich habe es hingeschrieben. Ich kann es nicht ungeschrieben machen.

Wir wollten uns nicht verlieben. Ich sollte lügen und behaupten, ich hätte sie nicht geliebt, aber das habe ich. Ich muss ehrlich sein. Das bin ich ihr schuldig. Als sie mir sagte, sie sei schwanger,

wusste ich nicht, was ich denken oder fühlen sollte. Ich hatte nie die Absicht, Dich und Millie zu verlassen. Das hier war ein kleines Schmankerl. Viele Kollegen haben nebenher eine Geliebte. Ich habe auf Zeit gespielt. Ich habe ihr gesagt, ich müsste den richtigen Moment abwarten, um es Dir zu sagen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Als sie dachte, sie hätte das Kind verloren, war ich, glaube ich, froh, als wäre mir die Entscheidung abgenommen worden.

Ich habe mich schlecht gefühlt, Gaby, war hin- und hergerissen. Gequält von dem Gedanken, Du könntest es herausfinden.

Dies ist nicht der Ort, über ihren Tod zu schreiben, ihre Ermordung, das Entsetzen, für das ich in gewisser Weise verantwortlich bin. Sie war eine Frau, die große Leidenschaft weckte. Und wenn ...

Der Rest des Satzes ist durchgestrichen.

Gaby, ich habe sie nicht umgebracht. Das schwöre ich Dir bei meinem Leben. Ich weiß nicht, was ich tun soll, damit Du mir glaubst, aber ich habe sie nicht umgebracht. Ich hätte sie niemals umbringen können.

Ich verharre und wische mir die Augen, als ich zur zweiten Seite umblättere. Tränen sind aufs Papier getropft, und die Tinte ist stellenweise verschmiert. Er hat mit Füller geschrieben und gutes Papier von Basildon Bond mit Wasserzeichen benutzt und einen Montblanc-Füllfederhalter, der Beileidsbriefen und ehebrecherischen Geständnissen vorbehalten ist.

Das zweite Blatt ist körniger – er hat die Rückseite genommen – und die Schrift spitzer. Es stehen nur wenige Zeilen darauf:

Ich kann nicht länger lügen. Was ich getan habe, ist schrecklich, und ich weiß nicht, was ich sonst noch tun oder sagen soll. Es tut mir leid, mein Schatz. Ich hoffe nur, dass Du mir irgendwann verzeihen kannst.

Philip

Ich falte die beiden Bogen zusammen und stecke sie wieder in den Umschlag. Dann lege ich ihn neben mich auf die unterste Treppenstufe. Irgendwo ist ein Fenster offen. Ein kalter Zug streicht mir über den Hals.

Die Tesco-Tüte steht noch zu meinen Füßen, und ich hebe sie hoch. Als ich damit in die Küche gehe und sie auf die Arbeitsfläche stelle, schneiden die

Plastikgriffe in meine Finger. Ich verstaut die Lebensmittel und arrangiere den Zierlauch in einer Vase. Philips Medikament lasse ich auf der Arbeitsfläche stehen.

Das Telefon klingelt, und ich gehe dran, ohne zu überlegen. Es ist jemand, der sich PC Evans nennt. Der Name kommt mir vage bekannt vor. »Ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten«, sagt er. »DI Perivale hat mich gebeten, Sie in dem Fall auf den aktuellen Stand zu bringen.«

»Dem Fall?«

»Leider sind auf der DVD, die Sie uns übergeben haben, außer Ihnen keine verwertbaren Fingerabdrücke. Und der Verdächtige, den Sie auf BIDAVIS identifiziert haben, ist Reporter beim Sunday Mirror. Wir haben ihn uns vorgeknöpft und ihm gesagt, er solle nicht so ein dämlicher Mistkerl sein. Ich fürchte, die sind alle Abschaum. Mehr können wir nicht tun.«

»Okay«, sage ich.

Dann gehe ich langsam nach oben.

Philip liegt zusammengekrümmt auf unserem Bett, das Gesicht im Kissen vergraben. Er trägt neue Schuhe. Unter einer Sohle klebt noch das Preisschild.

Für einen Sekundenbruchteil denke ich, er ist tot. Ich stehe in der Tür und betrachte ihn. Dann kne

ich mich hin und sage seinen Namen, und er wendet mir das Gesicht zu, fleckig und rot und tränenverschmiert, die Augen zugequollen, eine Ruine von einem Gesicht.

»Philip«, sage ich noch einmal, und wie ein verzweifeltes Kind, das eingesteht, dass es Hilfe braucht, zieht er sich hoch, vergräbt das Gesicht an meiner Brust und schluchzt. Seine Hände krallen sich in mein Top. Ist es Trauer um das Mädchen, Schmerz über sein Tun, Schuldgefühle oder Angst, was ich sagen könnte? Ich weiß es nicht. Alles und nichts. Er ist am Ende. Eine Kreatur, kein Mann. Zuerst finde ich es unerträglich – »Wir wollten uns nicht verlieben« –, doch nach ein paar Minuten berühre ich ihn. Zuerst sein Haar und dann seine Schultern. Erst sind die Berührungen leicht, dann fester, wie eine Massage. Ich knete die Angst aus ihm heraus. Mitleid pocht in mir wie ein kleiner Vogel in einem Käfig.

Zeit vergeht. Seine Schluchzer verebben und hören schließlich ganz auf.

Als er den Kopf hebt, schirmt er die Augen mit der Hand ab, sodass ich ihn nicht ansehen kann. Behutsam nehme ich seine Hand fort.

»Ich habe deine Bluse ganz nass gemacht«, sagt er leise.

»Rück rüber.«

Er rutscht ein Stück zur Seite, und ich lege mich neben ihn. Wir sehen einander an.

»Es tut mir schrecklich leid, Gaby. Alles.«

Er entschuldigt sich immer wieder.

»Warum hast du es mir nicht gesagt?«, unterbreche ich ihn.

»Es war eine Affäre. Ich dachte, du bräuchtest es nicht zu erfahren. Alle meine Kollegen haben Affären. Ich dachte einfach ...«

»Du dachtest einfach?«

»Ich dachte, ich käme damit durch.« Er stöhnt.

»Pete Anderson hat mal gesagt, ein kleiner Seitensprung sei wie ein Bonus, eine Belohnung dafür, dass man so hart arbeitet, eine Art Sonderzulage.«

Mir dreht sich der Magen um. »Aber du hast sie geliebt?«

Er stößt einen Laut aus, ein ersticktes Stöhnen.

»Ich weiß nicht. Ich wollte dich nicht verlassen. Niemals hätte ich dich und Millie verlassen. Ich war überfordert.« Er hat aufgehört zu weinen und hat sich wieder unter Kontrolle. »Sie hat mich an dich erinnert. Wie du warst, als wir uns kennengelernt haben, so grimmig unabhängig, so entschlossen, die Vergangenheit hinter dir zu lassen und etwas aus dir

zu machen.«

Voller Zärtlichkeit sieht er mich an.

»Sie hat sich sogar in die Lippe gebissen, wie du das immer gemacht hast – halb selbstsicher, halb verzweifelt unsicher. An dem Tag, als sie in der Küche war, als deine Mutter krank war, war sie unglaublich süß mit Millie. Ich ...«

»Als ich dich gefragt habe, warum du es mir nicht gesagt hast, meinte ich, als sie starb, Philip. Wie konntest du es mir da nicht sagen? Wie konntest du es da weiter für dich behalten? Ich verstehe das einfach nicht.«

Er schließt die Augen. »Ich hatte Angst. Gaby? Bitte. Hör mir zu. Ich wusste nicht, dass die Tote, die du – meine Frau – gefunden hattest, Ania war, bis die Polizei in mein Büro kam. Ich dachte, es wäre irgendein Teenager. Du hast gesagt, es wäre ein Teenager.«

»Habe ich nicht. Ich habe gesagt, >ein Mädchen<. Du hast mich falsch verstanden.«

»Als die Polizistin ihren Namen nannte, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden. Ich hatte mir Sorgen um sie gemacht. Sie war nicht ans Telefon gegangen. Ein oder zwei Wochen hatte ich sie kaum gesehen. Sie war nach Polen gefahren, zu einer Hochzeit. Ich war an dem Mittwoch mit ihr in ihrer

Wohnung verabredet, doch dann hast du mir diese  
»Date Night« vor die Füße geknallt. Ich hatte  
versucht, sie anzurufen, ich war bei ihr gewesen ...  
Ich hätte nie gedacht ...

Die Befragung durch die Polizei habe ich  
überstanden ... sie haben sich Sorgen um dich  
gemacht, nicht um mich, sie hatten keine Ahnung.  
Die Polizistin hat mich seltsam angesehen ... ich habe  
stark geschwitzt. Ich habe ihr gesagt, ich hätte was  
Verdorbenes gegessen. Sie wollten mein Alibi und  
sind wieder gegangen. Auf der Toilette habe ich  
mich übergeben, Gabs, ehrlich, ich konnte einfach  
nicht ... Und dann bin ich aufs Fahrrad gestiegen und  
losgefahren. Ich weiß nicht, wohin. Mitten im Hyde  
Park habe ich mit dir telefoniert und dir erzählt, ich  
wäre noch im Büro. Ich habe unter Schock  
gestanden. Ich wusste nicht, was ich mit mir  
anfangen sollte. Ich wartete, bis ich mir sicher war,  
dass du schlafst, bevor ich nach Hause fuhr.«

»Ich habe dich in der Nacht an deinem  
Schreibtisch gesehen. Es hat ausgesehen, als  
würdest du arbeiten.«

»Ich bin gestorben.«

»Du hast mich also angelogen, und du hast die  
Polizei angelogen? Dir ist nicht in den Sinn  
gekommen, dass das irgendwie wichtig sein könnte?«

Die ganzen Beweise, die auf unser Haus zeigten – die Erde aus dem Garten, die Tesco-Quittung, die Kleider? Selbst als sie mich verdächtigten, mit aufs Revier nahmen, in eine Zelle steckten und mich über Nacht dortbehielten.« Ich habe die Stimme gehoben. Ich kann nicht mehr an mich halten. »Du bist nicht heimgekommen und hast es aufgeklärt. Du hast sie in dem Glauben gelassen, ich hätte es getan.«

Er beißt sich in die Hand. Ich ziehe sie von seinem Mund weg. Er hat wieder angefangen zu weinen. »Ich konnte nicht«, sagt er. »Ich konnte es der Polizei nicht sagen.« Die Worte sind kaum zu verstehen.

»Warum?«

Er schüttelt den Kopf.

»Du musst es mir sagen«, beharre ich.

Er schweigt eine ganze Weile, und schließlich sagt er: »Ich war dort.« Er schlägt die Hände vors Gesicht. »In der Nacht, als sie starb. Ich war dort.«

»Erzähl es mir«, sage ich und löse behutsam seine Hände.

Er legt sie auf den Kopf und drückt fest nach unten. »Ich war im Fitnessraum. Ich war im Nobu und anschließend auf einen Schlummertrunk im Dorchester. Die meiste Zeit war ich unter Leuten.

Doch es gibt ein Zeitfenster von vierzig Minuten, wo ich mit niemandem zusammen war. Bob dachte, ich würde telefonieren, doch das habe ich nicht. Ich habe das Nobu verlassen und bin zu ihrer Wohnung geradelt. Sie war nicht ans Telefon gegangen, und ich machte mir Sorgen.«

»Und du hattest Lust auf 'ne schnelle Nummer?«

»Nein. Gaby. Nicht.« Er wendet sich mir mit zorniger Miene zu. »Sie war nicht da, und ich wollte nicht nach Hause kommen, also bin ich zurückgeradelt. Ich dachte, ich müsste reinen Tisch machen. Ich dachte, die Polizei würde dahinterkommen, doch wie es schien, hatte niemand bemerkt, dass ich ein Weilchen fort war. Ich war damit durchgekommen. Und niemand hat was geahnt. Ich hatte ein Handy mit Prepaidkarte, das habe ich kaputt gemacht. Wir haben uns immer heimlich getroffen. Ich hatte niemandem etwas davon erzählt. Nicht einmal Pete. Ich hatte Angst. Gott. Es sah nicht gut aus, Gaby. Meine Freundin tot, und ich in der Nacht, in der sie starb, vor ihrer Wohnung. Ich hätte keine Chance gehabt.«

»Und da hast du gedacht, das Leben könnte weitergehen, als wäre nichts passiert?«

»Nein. Ich habe es versucht. Gott, dieses Wochenende in Brighton, so zu tun ... es war die

Hölle. Ich habe mir diese Dienstreise ausgedacht, um wegzukommen. Ich musste nachdenken.«

»Trauern?«

»Vermutlich. Ja. Ich hatte nur ein Meeting und hätte in sechsunddreißig Stunden zurück sein können. Stunde um Stunde habe ich in meinem Hotelzimmer gesessen, in Bars, und mich bis zur Bewusstlosigkeit betrunken. Ich hab versucht, mich zusammenzureißen, zu überlegen, was ich machen soll. Der Stress dieser Telefonate, so zu tun, als wäre alles okay, Bootsausflüge und Karaoke erfinden.«

Wir sehen einander an, bis ich schließlich sage:  
»Also, wenn du es nicht warst, wer hat sie dann umgebracht?«

Er stößt ein Bellen aus, wie bei der Entbindung.  
»Ich weiß es nicht. Ein Ex? Tolek? Er hat sie verrückt gemacht mit seiner Eifersucht. Oder jemand, den sie kennengelernt hat? Vor mir gab es noch einen anderen Engländer. Wo sie ging und stand, haben sich Männer in sie verliebt. Sie war nicht besonders hübsch, aber man konnte die Augen nicht von ihr nehmen. Sie hatte etwas, weißt du.« Er stößt einen schrecklichen Schluchzer aus. »Oder ein Irrer? Ich will nicht ... Ich war es nicht, Gaby. Das schwöre ich dir: Ich war es nicht. Bitte, glaub mir.«

»Scht.«

»Sie hat mich da reingezogen, Gaby, umgarnt. Es war wie ein Traum. Ich konnte nicht klar denken.«

Ich streichele sein Haar. Ich wünschte, er würde das nicht sagen, würde nicht versuchen, sich freizusprechen. Es tut weh.

»Es ist okay«, sage ich.

Seine Glieder lösen sich ein wenig. Er schmiegt sich ins Kissen und zieht sich eine freie Ecke des Federbetts behutsam über die Schulter.

»Du hast ihr Blumen geschickt und teure Geschenke – Agent Provocateur. Du hast ihr Klamotten von mir gegeben.«

Er schlägt die Hände vors Gesicht. Ich kann nicht verstehen, was er sagt.

Diesmal ziehe ich seine Hände nicht weg. Ich sage nur: »Hast du sie wirklich geliebt?«

»Ja, aber es war ...«

»Mehr körperlich?«

Ich souffliere ihm den Text. Er nickt.

»Selbst die Tätowierung? So geschmackvoll die Kirschen auch waren, betrachte ich dich doch nicht als einen Tattoo-Fan.«

»Sie war anders. Alles war anders. Wenn ich mit ihr zusammen war, war ich ein anderer.«

Er entfernt sich aus der Gleichung, schüttelt die Verantwortung ab. Er war nicht er selbst. Er war

»ein anderer«.

Jetzt legt er die Hand an mein Gesicht, schmiegt sie um eine Wange. »Es tut mir leid, Gaby. Ich hatte nicht die Absicht, dir wehzutun.«

»Also ...« Ich atme Seife und Kaffee und den salzigen Zitronenduft seines Körpers ein. Dann fällt mir nichts mehr ein.

Eine Pause. »Ich sollte zur Polizei gehen«, sagt er.

Ich lege meine Hand auf seine, um sie dort festzuhalten. Meine Tränen werden von seinen Fingern aufgefangen. »Millie kommt jeden Augenblick nach Hause«, sage ich in seine Haut. »Geh später. Vielleicht morgen. Was sind schon ein paar Stunden? Lass uns unseren Tag haben.«

Er stößt einen Seufzer aus wie ein Beben und sieht mich voller Hoffnung und Vertrauen an. Ich halte sein Leben, seinen Herzschlag, in meinen Händen. »Was wäre ich ohne dich?«, sagt er.

Wir bleiben noch eine Weile liegen. Ich weiß nicht, wie lange. Ich verliere jegliches Zeitgefühl. Vielleicht sind es nur Minuten, bis unter unserem Fenster ein Tumult ausbricht: Türenschlagen, Lachen, Stimmen, das Klappern des Tors.

Ich lasse Philip im Schlafzimmer allein, gehe nach unten und öffne die Haustür weit, und da ist Millie, in kurzer Hose und mit nackten Füßen und roten

Wangen von Spaziergängen auf dem Land und frischer Luft und Selbstgekochtem. Und hinter ihr kommt Robin, fröhlich und geradlinig, unter dem Arm ein Bündel Rhabarberstangen.

Wir umarmen uns und kreischen ein wenig. Millie springt auf und ab und verzichtet das Gesicht über meine Haare, und Robin hastet auf die Toilette, weil ihr Beckenboden arg mitgenommen ist. Ich habe den Rhabarber in den Händen und frage mich, was ich damit machen soll. Dann ist Philip auf der Treppe, seine Wangen glänzen silbrig vom kalten Wasser, und Millie stößt einen Schrei aus, als sie ihn sieht, und er kommt ganz herunter und hebt sie hoch und wirbelt sie herum und küsst und umarmt sie, einen Laut in der Kehle wie ein Knurren. Dann kommt Robin aus der Toilette, zieht gerade noch den Reißverschluss ihrer Jeans hoch und sagt etwas über Familienzusammenführung, und einen Augenblick vergesse ich alles und denke: Alles wird gut.



Wir haben unseren Tag. Wir machen Brathähnchen, von dem Millie nicht essen kann, weil sie vollgestopft ist mit Würstchen und Chips, und wir spielen Karten, was wir sonst nur in den Ferien tun. Wir gehen

spazieren, rüber zum Spielplatz, und Philip sitzt neben mir auf der Bank, seine Finger mit meinen verschränkt, Schutz vor Anstupsen und Gaffen. Sie kennen mich nicht, diese Leute. Sie glauben mich zu kennen, aber da täuschen sie sich. Wenn man nicht im Fernsehen ist, wenn man niemand Besonderer ist, muss man sich mehr Mühe geben. Sobald das hier vorbei ist, werde ich härter an solchen Sachen arbeiten.

Später zu Hause finde ich in den Hochglanzkochbüchern ein Rezept für einen Rhabarberkuchen, und wir machen es uns auf dem Sofa bequem, wir drei, und essen Kuchen und sehen uns House of Anubis an. Philip versucht, wach zu bleiben. Millie stupst ihn, wenn ihm der Kopf auf die Brust sinkt. Seine Augen tränken. Seine Nase läuft. Heuschnupfen oder Jetlag oder Trauer. Ich sehe zu, wie er zerfließt.

Als sein BlackBerry zwitschert, kriegt er es nicht mit; vielleicht ist es ihm auch egal.

Mein Telefon klingelt unablässig: Philips Eltern sind von ihrer Kreuzfahrt zurück mit Berichten über die Alte Welt. Können sie am Wochenende kommen? Ist das okay? Ihre Köpfe sind voll von Sparta und Byzanz und dem netten Paar aus West Byfleet, das sie kennengelernt haben. Ich würde ihnen gern

erzählen, was passiert ist, während sie unerreichbar waren, doch ich lasse es. Nachbarn oder Freunde werden es ihnen schon sagen. Es kann warten. Mehrere SMS und verpasste Anrufe von Jack, die ich weder lese noch beantworte. Meine Voicemail füllt sich und läuft über. Alles wird flüssig.

Um fünf kommt Robin zurück, mit geröteten Wangen und fliegenden Locken. Der Himmel hat sich verdunkelt; dicke Wolken haben sie vom Bahnhof hergejagt. Ich sage ihr, dass sie die allegorische Verkörperung von Gesundheit und Fruchtbarkeit ist. »Das bin ich auf jeden Fall«, sagt sie. »Der Arzt meint, da unten wäre alles in bester Ordnung.« Sie trinkt eine Tasse Tee und isst ein Stück Kuchen, doch sie ist erledigt, ihre Brüste platzen schier, und sie möchte unbedingt nach Hause zu ihrem Baby. »Was ist mit dir, Kleine?«, fragt sie Millie. »Willst du wirklich mit mir zurückfahren?«

»Ich will bei Mum und Dad bleiben«, sagt Millie. »Aber ich würde auch gern zu Roxannes Party gehen.«

»Wir kommen dich am Wochenende holen«, sage ich.

Robin steht mühsam auf. »Machen wir es so, oder machen wir es so?«

Ich trage Millie zum Wagen. Ihre Arme liegen warm

um meinen Hals, die Beine hat sie mir um die Taille geschlungen, ihr kleiner muskulöser Körper schmiegt sich an mich. Ich schnalle sie an und gebe ihr einen Kuss auf die Stirn, das Kinn und beide Wangen. Philip gibt ihr einen Kuss und bückt sich, um Tschüs zu sagen.

Wir stehen da und winken. Ich laufe dem Auto die Straße hinunter nach und rufe: »Bis in zwei Tagen!« Regentropfen sprenkeln den Bürgersteig. Als ich mich umdrehe, ist Philip schon ins Haus gegangen. Das Mauerwerk ist dunkel geworden, nass. Er hat die Haustür aufgelassen, und ich schließe sie hinter mir.

Im Flur ist es düster. Philip ist wohl nach oben gegangen. In der Küche ist es dämmriger, als es sein sollte. Der Regen ist nicht stark – man muss sich sehr auf die dunklen Sträucher konzentrieren, um zu sehen, dass es überhaupt regnet. Über dem Apfelbaum schwebt ein helles Halogenrechteck. Ich habe immer noch keine Rollos bestellt.

Ich will gerade den Lichtschalter betätigen, als Philip sagt: »Eins verstehe ich nicht.«

»Gott!« Ich fahre mir mit der Hand ans Herz. »Hast du mich erschreckt.«

Er sitzt im Düstern auf dem Sofa.

»Die Tätowierung. Woher weißt du davon?«

Ich schalte das Licht ein. Das leere Kissen neben

ihm birgt noch den Abdruck von Millie.

»Welche Tätowierung?«

»Anias Tätowierung, die Kirschen.«

Ich stelle Tassen und Teller in die

Geschirrspülmaschine. Ich öffne den Schrank und hole Kehrblech und Handfeger heraus, um die Krümel vom Boden aufzufegen. »Ich habe sie gesehen, auf ihrer Haut. Ihr Top war hochgerutscht. Mein Top«, ich sehe ihn demonstrativ an, »das du ihr seltsamerweise gegeben hast, zusammen mit all den anderen Sachen. Obwohl, also ...« Ich halte im Fegen inne und überlege. »Vielleicht habe ich sie auch gar nicht gesehen. Vielleicht hat die Polizei mir davon erzählt, und ich habe mir nur eingebildet, sie gesehen zu haben. Bei den stundenlangen Befragungen ist sie vielleicht zur Sprache gekommen.«

»Gott. Stundenlange Befragungen. Es tut mir so leid.«

»Ich dachte, die würden mich nie wieder rauslassen. Aber – hurra – da bin ich! Und jetzt lasse ich dir eine Wanne ein.«

»Ich bin schrecklich müde, Gabs.«

»Ich weiß.«

»Ich muss zur Polizei gehen.«

Ich drücke ihm einen Kuss auf den Kopf. »Später«,

sage ich. »Dafür ist später noch Zeit genug.«

Ich gehe die Treppe hoch ins Bad, drehe die Wasserhähne auf und gebe eine Kappe von meinem kostbaren Deep-Relax-Badeöl hinein. Viel braucht man nicht.

Er kommt herein. Er ist so müde, dass er kaum noch ein Wort herausbringt. Mit dem Rücken zu mir zieht er sich mit unbeholfenen Bewegungen aus und taucht ins Wasser. »Wie schön«, sagt er.

»Wie wär's mit einem Whisky?«

»Noch besser.«

Als er sich mit einem großen Glas in der Hand behaglich zurücklehnt, ziehe ich meine Trainingshose an. Ich wünschte, ich hätte meine Asics wieder. Die Dunlops federn zu stark. Ich werfe sie zurück in den Schrank und nehme stattdessen Philips Asics.

Ich stehe in der Tür zum Bad. Ich betrachte das Gesicht, das ich geliebt habe. Seine Augenlider schließen sich. Die Erschöpfung, der Stress, die Trauer – zum ersten Mal sieht er älter aus als ich. »Ich gehe eine Runde laufen, mein Schatz«, sage ich.

Und verlasse das Haus.



Ich laufe lieber abends als morgens. Ich schlafe dann besser. Es fällt mir schwer, den Aufruhr des Tages zur Ruhe kommen zu lassen. Das gelingt mir nicht immer. Der Regen hat aufgehört, vielleicht hat er aber auch gar nicht richtig angefangen. Die Wolken haben mehr gedroht als tatsächlich gebracht.

Ich nehme den Pfad um den Teich. Es ist nass, klebrig unter meinen Schritten. Selbst mit einem zweiten Paar Socken sind Philips Asics mir zu groß. Der Matsch tut sein Übriges. Ich kriege kein Tempo. Ich brauche das, um es rauszulaufen. Jeder hat seinen eigenen Bewältigungsmechanismus. Meiner ist das Klatschen und Stampfen von Gummimischung auf Teer, Kies und Gras.

Kleine Fliegen umschwirren meinen Kopf. Ich fuchtele sie fort. Er kann idyllisch sein, der Wandsworth Common, in bestimmten Jahreszeiten, bei bestimmtem Licht – ein Flickwerk aus üppigen Grüntönen, der blasse Dunst von Weißdorn, Herbst in strahlender Aufmachung. An diesem Abend ist er dumpf und flach. Im Unkraut liegt ein umgekippter Einkaufswagen. Gelangweilte Gänse versammeln sich.

Ich verlasse den Teich und laufe auf dem Mittelweg weiter. An einem Geländer hängt ein schwarzer Schal – vielleicht Kaschmir, obwohl das wegen der Regentropfen auf Wolle auch nur so

aussehen kann. Ein kaputter Kinderroller ragt aus den Sträuchern. Gegenstände. Fallen gelassen. Vergessen. Weggeworfen.

Ich halte Ausschau nach dem Armband. Das tue ich immer.

Das Atmen fällt mir schwerer, wenn ich durcheinander bin. Es bleibt in meiner Kehle stecken und verheddert sich dort.

Die wahre Hölle des Lebens, hat mal jemand gesagt, ist, dass jeder seine Gründe hat.

Laufen: Ohne das Laufen hätte ich das hier nicht durchgestanden. Das falsche Lächeln, das tapfere Gesicht, die vorgespielte Familienfröhlichkeit, immer in der Hoffnung, es würde aufhören.

Geburtstagstees. Mittagessen im Pub. »Date Nights«. Laufen wurde zu einer Möglichkeit, die Wut rauszulassen. Es hat den Schmerz wegmassiert, die Bitterkeit. Vielleicht wäre alles anders gewesen, wenn ich ehrlich gewesen wäre, wenn ich ihn gleich zu Beginn damit konfrontiert hätte, doch Verstellung ist meine natürliche Reaktion, ist das, was ich in der Kindheit gelernt habe. All die Stunden am Küchentisch – der Lebenszyklus des Frosches, die Ursachen des Zweiten Weltkriegs –, wenn ich das Saufen ausgeblendet habe. Was eine Alkoholikerin als Mutter einem fürs Leben beibringt: lächeln und

weitermachen.

Ich biege um die Ecke. Ein anderer Läufer kommt vorbei, Ellbogen wie Messer. Am Spielplatz schaukeln zwei Mädchen im Teenageralter mit Uggs an den Füßen. Ich bleibe stehen, stütze mich auf die Knie. Ich versuche einzuatmen. Ich weiß nicht, ob ich heute Abend überhaupt laufen kann. Ich kriege es nicht richtig hin. Gar nichts kriege ich richtig hin. Mein Kopf pocht, strudelt, mein Herz schlägt zu fest. Ist das Panik? Oder versagt mein Körper? Ich lehne mich an das Spielplatzgeländer und versuche mich zu berappeln.

Hat er wirklich gedacht, ich wüsste es nicht? Verdammt, natürlich wusste ich es. Oh, zuerst nicht, als ich meine Mutter beerdigte, da wusste ich es nicht. Vor Trauer und Schuld nahm ich nichts anderes wahr. Doch ein oder zwei Wochen später, als der Tod meiner Mutter sich etwas gesetzt hatte und tiefer und stumpfer wurde, kam mir ein Verdacht. Mein Mann, der heimliche Aufreißer: doch eher nicht. Und was hat den großen Romeo verraten? Ein Gähnen. Ein Sonntagabend im September nach einem Wochenende, an dem Millie und ich in Yeovil gewesen waren, um die Wohnung meiner Mutter zu räumen, »Scheiße zu schaufeln«, wie Robin es formulierte. Was hatte er getrieben?,

fragte ich ihn, was hatte er die Tage so gemacht? Er setzte zu einer Antwort an – »Ich, ähm ...« –, und dann unterbrach er sich, öffnete den Mund und zwang es heraus: ein langsames, vorgetäuschtes Gähnen, um Zeit zu gewinnen. »Bisschen radgefahren«, sagte er. »Bisschen gearbeitet.« Kein Lippenstift am Kragen. Kein Erröten, kein langes, blondes Haar. Philip hat sich durch beiläufige Müdigkeit verraten.

Ich beobachtete ihn aufmerksam. Unberechenbar in seinem Verhalten – in der einen Minute übertrieben liebevoll, in der nächsten auf Distanz. Er verschwand zu den seltsamsten Zeiten. Das Handy ging sofort auf die Voicemail. Er roch seltsam, nicht nach Parfüm, nichts so Romantisches, sondern nach gebratenem Essen und Wäsche, die auf dem Heizkörper getrocknet wurde. An einem Samstag, als ich nicht wie geplant nach Yeovil fuhr, war er nervös, reagierte genervt auf Millie. Nahm einen Anruf im Garten entgegen.

Später machte er an seinem Fahrrad herum. Sagte, er bräuchte Ersatzteile.

Die Mädchen in den Uggs sehen zu mir rüber, alarmiert durch die Laute aus meiner Kehle. Ich richte mich auf und laufe bis zu dem Eingang des geschlossenen Cafés.

Er hat nicht mal das Auto genommen. Für wie blöd hat er mich eigentlich gehalten? Er ist auf den Common gegangen, und ich bin ihm gefolgt. Sie trafen sich gar nicht weit von hier. Ich sah, wie sie aufeinander zugingen, sie küssten sich nicht, sie berührten sich nicht, sie trafen sich nur. Sie spazierten zum Kricketfeld. Wie beiläufig strichen ihre Hände aneinander vorbei. Bei den Tennisplätzen, von den Bäumen geschützt, sah ich, wie er sich umdrehte, rückwärts weiterging und sie mit beiden Händen an seine Brust zog. Sie waren bunte Flicken in der Wildnis. Reglosigkeit und Bewegung. Zurechtzupfen von Kleidungsstücken.

Vor dem Café steht ein Picknicktisch, und ich setze mich auf die Bank und stecke den Kopf zwischen die Knie. Ich kämpfe gegen die Übelkeit in meiner Kehle an. Bis heute wusste ich nicht, wie sie sich kennengelernt hatten. Sie ist also zu einem Vorstellungsgespräch gekommen. Um Kindermädchen meiner Tochter – unserer Tochter – zu werden. Sie war in meinem Haus. Sie ist Millie begegnet. Der Betrug geht immer weiter. Sexuelle Eifersucht ist schmerzlich, aber dies ist der wahre Schmerz, so scharf, dass man nicht weiß, was man tun soll. Philip war mein bester Freund. Er kannte alle meine Geheimnisse. Er war mein sicherer Hafen im

Sturm. Und doch verschwor er sich gegen mich, wie es noch nie jemand getan hat. Meine Mutter hat mich enttäuscht, doch sie war von etwas besessen, das größer war als sie, einer Krankheit. Philip hat mir das aus freien Stücken angetan. Er wusste, was er tat. Es war – ist – unerträglich. Ich schaukele vor und zurück. Ich habe ihm vertraut, und er hat mich betrogen. Keiner ist wirklich der, für den man ihn hält. Jeder hat verschiedene Seiten. Die eigene Person ist einem immer wichtiger als jemand anders.

Ich hebe den Kopf und lehne mich an die Holzlehne. Hinter dem Kicketfeld gleitet ein Auto die Trinity Road hinunter, dahinter das silbrig graue Strebwerk des Wandsworth-Gefängnisses.

Ich zwinge mich, aufzustehen und weiterzulaufen, aber jetzt richtig, um möglichst alles herauszustampfen, am Bowling Green vorbei, die Stufen hoch, an der Hütte am Tennisplatz vorbei. Ich möchte meinen Kopf frei machen, aber es gelingt mir nicht. Ich habe zu viel aufgewühlt.

Ich war bemitleidenswert damals. Warten, beobachten, erbärmlich hoffen, dass es aufhört, wenn ich nur nett und liebevoll und fröhlich bin. Ich sagte mir, eine Szene würde die Sache nur schlimmer machen. Unter Belagerung wird Philip unbeugsam. Ich wollte noch ein Kind, er nicht. Je

mehr wir stritten, je mehr ich weinte, desto sturer wurde er. In dieser Krise blieb ich still. Im Kopf nahm ich Zuflucht zu Klischees: »eine Affäre«, »ein Seitensprung« – neckische Phrasen, die so bedeutungslos wie unzutreffend waren. Ich hätte alles getan, um ihn zu halten. Ein Leben ohne ihn konnte ich mir nicht vorstellen. Es musste aufhören. Doch es hörte nicht auf ... es ging immer weiter. An Weihnachten machte er lange Spaziergänge, »um den Kopf frei zu kriegen«. Wir brauchten zu den seltsamsten Zeiten Milch. Ein- oder zweimal folgte ich ihm, lauerte vor ihrer schäbigen Wohnung, fühlte mich elend, schmutzig, zerstört durch die Sache.

Ich muss gründlich darüber nachdenken. Ich muss weitermachen, um ganz sicher zu sein. Die Woche von Millies Geburtstag. Ich weiß nicht, ob er Ania besucht hat oder ob er einfach durch den Gedanken an sie abgelenkt war, aber er hat ihn vergessen. Er ist nicht nach Hause gekommen. Millie hat ihre Kerzen ohne ihn ausgepustet. Marta und ich haben gesungen, und sie hat ihre Geschenke ausgepackt, und ich tat, als wäre alles gut – »fleißiger alter Dad«. Unser Hochzeitstag. Im Hinterkopf dachte ich immer wieder: Wir bräuchten nur ein bisschen Zeit für uns, nur wir beide. Nicht nur Sex, sondern Zusammensein, Frühstück im Bett, normale

Sonntagsgespräche. Ich buchte das Hotel, besorgte hübsche Unterwäsche, plante, in unserer »Date Night« darüber zu sprechen. Er kam nicht. »Wir holen es nach, Gabs«, sagte er so beiläufig, so uninteressiert, als würde er mich schon gar nicht mehr wahrnehmen.

Da kam Verzweiflung auf. Ich spüre sie jetzt noch. An ihn zu denken und mir Sorgen um ihn zu machen, monatelang, das Gefühl dafür zu verlieren, was real ist und was nicht. Mir selbst die Schuld zu geben. Hätte ich dies oder jenes doch nur anders gemacht. Wäre ich nur ... Die Angst, er würde mich verlassen, raubte mir alle Kraft. Ich wusste nicht, wer ich ohne ihn sein würde. Ich präsentierte die Fassade der fähigen berufstätigen Mutter. Eine einzige Lüge. Ich lache jetzt lauthals unter den Sträuchern, unter dem Dach der Bäume; es hallt über die Eisenbahn bis zu dem Pfad auf der anderen Seite. Abrupt verstumme ich. Ich werde verrückt. Ich bin schon verrückt.

Diese Nacht. Bilder, die ich begraben habe, schwarz und düster, steigen auf.

Ich hatte allen Mut zusammengenommen und im Geiste geübt. Ich probierte Phrasen aus, kämpfte mit Klischees (was er mir »schuldig war«, was ich »verdient« hatte). Ich würde ruhig und freundlich sein. Ich würde nicht toben. Ich wartete. Ich

weinte. Ich zog seine graue Kapuzenjacke über, um seinen Duft auf meiner Haut zu spüren. Ich versuchte mich zu erinnern, wie es war, wenn wir uns nah waren. Ich hatte vergessen, natürlich zu sein, ich selbst zu sein. Ich fantasierte, dass er voller Reue, Tränen und Liebe zusammenbrach. Ich trank ein Glas. Und noch eins. Ich wartete. Als er aus dem Nobu anrief, war ich starr vor Anspannung. Ein Schlag, und ich würde in tausend Stücke zerbersten.

Er kam nicht nach Hause. Alles umsonst. Ich lief aus dem Haus. Ich rannte in dieser Nacht hier runter, kämpfte mich diesen Pfad entlang, die Arme seltsam schief von mir gestreckt, mit heißem Kopf. Ich hämmerte an die Tür, stand da, völlig außer mir und atemlos. Warum bin ich dorthin? Um zu flehen? Zu kämpfen? Ich kann mich nicht erinnern. Sooft ich es auch versuche, ich erinnere mich nicht. Worauf ich mich noch besinnen kann, ist ihr Anblick, wie sie dastand mit ihren schäbigen Fingernägeln und ihren gefärbten Haaren und ihrer billigen kleinen Hose von Topshop. Sie sah ein wenig aus wie ich, es stimmt. Keine wirkliche Ähnlichkeit, nur oberflächlich und banal. Sie war einfach sein »Typ«. Sie meinte, ich sähe »mitgenommen« aus, und machte mir einen Tee. Ich konnte ihn nicht mal anfassen. Sie feixte nicht. Sie entschuldigte sich herzig mit der

natürlichen Herablassung der Jugend. Sie sagte, es tue ihr leid, aber es sei zu spät. Phil werde seinen Job aufgeben, wegziehen, neu anfangen.

Phil.

»Philip mag das Landleben nicht«, erklärte ich ihr.  
»Er wird nicht wegziehen.«

»Es ist ihm egal, wo er ist«, sagte sie mit einem selbstzufriedenen Kopfschütteln. »Solange wir zusammen sind. Phil möchte eine Familie gründen.«

»Philip braucht keine Familie zu gründen. Er hat schon eine.«

Sie lächelte geheimnisvoll. »Und es ist ein Baby unterwegs.«

Ein Baby. Ein anderes Kind.

»Philip will keine Kinder mehr«, sagte ich. Ich sprach zu schnell, schrie. »Er will sich nicht zu viel zumuten.« Seine Worte aus meinem Mund; worauf war ich reduziert?

»Dieses will er«, sagte sie und strich mit den Händen über ihren flachen Bauch. »Kommen Sie! Sehen Sie, was er gekauft hat.«

Ich folgte ihr ins Schlafzimmer. Es war warm darin. Ich bekam keine Luft und kämpfte gegen die Tränen, auf keinen Fall wollte ich vor ihr weinen. Ich stand in meinen Laufklamotten in der Tür, dachte an das Baby, zupfte an Philips Kapuzenjacke herum,

zupfte und zupfte. Es stieg in meiner Brust auf, das Schluchzen, und ich versuchte an den Lebenszyklus des Frosches zu denken, an die Ursachen des Zweiten Weltkriegs. Ich keuchte, drehte einen Fuß hinter das Bein, keuchte, um Luft zu bekommen, fummelte an der Kordel der Kapuze an Philips Laufjacke herum, verknotete sie und löste den Knoten wieder, und sie beugte sich vor, um etwas vom Bett aufzuheben. Das schwarze Dreieck eines Tangas über dem Hosenbund. Und als sie sich umdrehte, schmiegte sie sich ein Plüschkaninchen an die Wange.

Es sah aus wie Millies rosa Kaninchen, nur neuer. Ihre Miene – kindisch, vertrauensvoll, eine Frau, die stets umsorgt und geliebt worden war – bohrte sich in mein Hirn. Und Philips Dummheit, seiner Geliebten dasselbe Plüschtier zu schenken wie seiner Tochter. In diesem Augenblick löste sich die Kordel aus der Kapuze, eine Seite war aufgeknotet, ich hatte sie herausgezogen, bevor ich es richtig mitbekam. Mit einem einzigen Ruck war sie in meiner Hand, und ich bewegte mich vor, und schon war sie um ihren Hals gewickelt. Sie hob die Hände an die Kehle, die packten und gruben, doch ich stand nur da. Sie schlug um sich, wand sich, zappelte und krümmte sich. Das schien es nur schlimmer zu machen. Ich

hielt sie so, dass ihre Füße den Boden kaum berührten.

Wie leicht manche Frauen sind. Die Sterbenden, hatte ich Clara erklärt, sind gruseliger als die Toten. Es dauerte nicht lange, nur ein paar Minuten, bis sie sich nicht mehr rührte, und ich legte sie auf das rosafarbene Spitzfederbett.

Mit dem Fuß bleibe ich an einer Wurzel hängen und falle beinahe hin, Gesicht voran, mit wedelnden Armen. Ich fange mich gerade noch rechtzeitig. Ich schluchze jetzt. Ich wollte sie nicht umbringen. Ich bin an sich kein schlechter Mensch, auch wenn ich weiß, dass ich einer geworden bin: Das begreife ich durchaus. Ich habe eine Frau getötet. Ergebnis einer Kette von Ereignissen. Ich wollte nur meine eigene Familie. Mehr habe ich nie gewollt.

»Es tut mir leid«, murmele ich jetzt. »Es tut mir leid. Es tut mir leid.«

Später, als mir klar wurde, was ich getan hatte, wusste ich nicht, was ich tun sollte. Heulend ging ich in der Wohnung auf und ab. Ich ging immer wieder ins Schlafzimmer, falls ich mich getäuscht hatte, falls sie noch lebte. Ich grub die Fingernägel in meine Handflächen. Ich zerkratzte mir die Arme – Perivale ist es aufgefallen. Ich hatte das Gefühl, ich könnte die Zeit anhalten, die Uhr zurückstellen, es wäre

nicht real, doch dann dämmerte mir ein ums andere Mal, dass es wirklich passiert war, dass ich nichts mehr ändern konnte. Selbst jetzt wache ich morgens auf, und es dauert einen Augenblick, bis die Realität dessen, was ich getan habe, mich einholt. Das werde ich wahrscheinlich nie mehr los. Hoffentlich nicht. Dieser Augenblick der Unschuld ist der süßeste Moment des ganzen Tages.

Ich hätte die Polizei anrufen sollen. Ich wollte. Ich holte mein Handy raus. Und dann steckte ich es wieder weg. Ich dachte an Millie, und eine andere Art von Adrenalin übernahm die Führung. Ich fing an zu überlegen, meine Gedanken rasten. Würde es aussehen wie ein Einbruch, ein Raubüberfall, der aus dem Ruder gelaufen war? Wieder ging ich in der Wohnung auf und ab. Gab es irgendetwas, was meine Anwesenheit hier verriet? Den Tee hatte ich nicht angerührt: gut. Hatte ich sonst irgendetwas angefasst? Vielleicht ihren Hals. Ich ging in die Küche und öffnete mithilfe eines Küchenhandtuchs den Schrank. Dort fand ich die Bleiche und sprühte sie damit ein. Ich versuchte, nicht ihr Gesicht anzusehen, die hervorquellenden Augen und die Zunge. Ein Glas Wasser, verschüttet. Ihre Halskette, der Heilige Christophorus, war beim Kämpfen kaputtgegangen. Ich steckte sie in meine Tasche,

zusammen mit der Kordel aus der Kapuzenjacke, die klebrig war von ihrem Hals. Ich hätte mich gern hingesetzt, doch das wagte ich nicht. Ich musste zügig weitermachen. In Bewegung bleiben.

Was noch? Was noch? Eine Stunde verstrich, oder zwei oder drei: Ich verlor jedes Zeitgefühl. Alles, woran ich denken konnte, war DNA; ich hatte Bilder von CSI Miami im Kopf, mikroskopische Nahaufnahmen der Doppelhelix. Ich hatte bestimmt etwas zurückgelassen, ein Hautfetzchen oder einen Tropfen Speichel. Ich wünschte, ich wüsste mehr darüber: Wie lange sich so etwas hält und worauf. Spielte es eine Rolle, wenn ich etwas zurückgelassen hatte? Meine DNA war nicht erfasst, doch sobald sie von Philip erfuhren – denn das würden sie, er würde sich melden, sobald er davon hörte –, sobald die Affäre publik war, würde der Verdacht auf mich fallen. Und wenn meine DNA dann an der Leiche war ...?

Da kam mir plötzlich die Idee, sie auf den Common zu schaffen, wo ich sie dann »finden« konnte. Das würde meine DNA erklären. Es war viel besser: ein Raubüberfall oder ein psychopathischer Mörder. Ich musste mich beeilen. Ich zwang mich, sie anzusehen. Ich war mir nicht sicher, ob ich sie anfassen, geschweige denn, hochheben konnte. Sie war

leicht, schlank, ein paar Zellen, die in ihr wuchsen, kein Baby, kein Baby, nein, kein Baby. Ich versuchte sie mir über die Schulter zu hieven, aber eine Leiche ... man spricht nicht umsonst von »totem Gewicht«. Ich legte sie wieder hin, und dabei verdrehte sich das T-Shirt unter ihrer Achsel. Da fiel mein Blick auf die Kirschtätowierung in ihrem Kreuz.

Ich überlegte angestrengt, ließ den Blick durch die Wohnung schweifen. Wenn hier ein Kinderwagen wäre oder ein Buggy oder ... Und dann blieb mein Blick an dem Schrank hängen. Oben drauf lag eine Reisetasche, ein riesiges weiches Gepäckstück auf Rädern. Ich zog es runter und öffnete den Reiβverschluss. Ich hob sie noch einmal vom Bett und zwängte sie in die Tasche, die Arme verschränkt, die Knie hochgezogen. Die Flasche mit Bleiche warf ich mit hinein. Den Reiβverschluss kriegte ich fast rundherum zu, nur oben nicht ganz. Ein paar Haare verfingen sich im Zipper.

Es war eine ruhige Nacht, leichter Nieselregen, irgendein wichtiges Spiel im Fernsehen. Ich nahm den schmalen Weg durch die Kastanien von den Wohnblöcken zum Common; zweihundert eilige Meter, der Koffer holperte und scharrete. Ich schluchzte den ganzen Weg. Bei Nacht vermeiden die Leute diesen Pfad, zu dunkel, zu gruselig. Und

niemand war draußen: Glück, Zufall. Vieles hatte mit Glück und Zufall zu tun. Ich habe wohl drei Minuten für den Weg gebraucht, die längsten drei Minuten meines Lebens. Als ich zu den Bäumen kam, wollte ich sie eigentlich behutsam niederlegen, doch am Ende, in der Hast, nachdem ich die Strähne aus dem Reißverschluss gerissen hatte, zerrte ich sie einfach an den Haaren aus dem Koffer. Ich ließ sie einfach da liegen, auf dem Boden, unter ein paar Schösslingen, nur wenige Schritte von da, wo ich beobachtet hatte, wie sie sich küssten.

Ich zittere und laufe weiter, an dem Wäldchen vorbei, zurück zum Bowling Green. Hier bin ich heute Abend schon dreimal rumgelaufen. Ich hänge fest, habe mich verheddert. Es gelingt mir, scheint es, nicht, mich zu befreien. Ich komme zu dem kleinen Schuppen, wo die schmuddelige schwarz-weiße Katze gelebt hat. Ich setze mich auf die Schwelle. Ich schluchze immer noch. Ich wünschte, ich könnte aufhören. Ich weine um sie, und ein wenig auch um ihn, aber hauptsächlich um mich.

Man denkt, man weiß Bescheid über so was, aus Krimis und Fernsehdramen. Aber es ist leichter und schwerer. Die Grenze zwischen Leben und Tod, die man sich, wenn man darüber nachdenkt, als eine unvorstellbare Höhle denkt, unendlich weit und tief,

ist am Ende nur ein dünner Faden. Er reißt wie ein Nähfaden. Das Knoten ist schwerer. Man agiert und reagiert. Es sind die Kleinigkeiten, die einen überrumpeln.

Ich schnäuze mir die Nase mit dem Rand meines Oberteils und versuche einen klaren Gedanken zu fassen. Ich weiß, dass ich Fehler gemacht habe. Ich bin kurz davor, erwischt zu werden. Das war ich die ganze Zeit. Ich gehe noch einmal alles durch. Ich muss vorsichtig sein, doch ehe man sich's versieht, wird Vorsicht zur Paranoia. Ihr Telefon: Die Einzelteile – der Akku, die Hülle und die SIM-Karte, habe ich zusammen mit der Bleiche in verschiedene Container geworfen. Für den Koffer habe ich einen Container ausgewählt, der so hoch beladen war, dass ich mir sicher sein konnte, dass er am nächsten Tag abgeholt werden würde.

Die Halskette habe ich mit nach Hause genommen – warum, weiß ich nicht. Mörder bewahren oft Andenken. Das habe ich gelesen. Ich folge bloß meinen Vorbildern. Aber ich habe sie gut versteckt. Ein Haus hat am Ende hundert Verstecke, ob die jetzt mit einem feinen Kamm durchgehen oder nicht. Zuerst in einem Beutel Tiefkühlerbsen, später hinter Philips Schublade – mir gefiel der Gedanke, dass er sie jedes Mal, wenn er sie aufzieht, ein bisschen

mehr zerreibt –, aber der Crosstrainer ist besser. Keine Fingerabdrücke – als ich sie heute da reingetan habe, habe ich Martas Latexhandschuhe getragen; sie werden denken, er hat sie abgewischt. Das Fitnessgerät war clever. Ein Ort, den ein Mann als Versteck wählen würde, ein Ort, an dem Männer suchen würden. Dort ist sie leicht zu finden, und sie werden sie finden – heute Abend oder morgen früh.

Ein Zug rattert über die Gleise in der Schneise unten zwischen den Hecken. Es vibriert in meiner Wirbelsäule, unter meiner Haut.

Als ich nach Hause kam, hatte ich noch die Kordel aus der Kapuzenjacke, das Tatwerkzeug. Ich zerknüllte sie in meiner Hand, als könnte ich sie so verschwinden lassen. Ich erwog, sie die Toilette hinunterzuspülen. Am Ende zog ich sie mit einer Sicherheitsnadel wieder in die Kapuze, und dabei zitterten meine Hände so sehr, dass ich mich eine Million Mal stach. Ich knotete sie an die Sicherheitsnadel und zog diese Zentimeter für Zentimeter durch, und als ich durch war, löste ich die Knoten und zog so lange an dem Saum, bis die Kordel ganz darin verschwand. Seine Kapuzenjacke und die Laufhose, die ich getragen hatte, steckte ich in die Wäsche. Meine eigene – farblich passende – Laufjacke war schon drin. Marta würde sie am

nächsten Vormittag waschen und bügeln. Es war ein Risiko, doch wenn ich sie selbst gewaschen hätte, hätte das leicht Verdacht erregt.

Philip kam nach Hause und legte sich zu mir ins Bett, und ich achtete darauf, dass wir uns nicht berührten. Ich musste meine Glieder zwingen, nicht zu zucken, meinen Mund, nicht zu heulen, meine Augen, sich nicht zu öffnen. Ich wartete bis kurz vor der Morgendämmerung und schnappte mir dann meine Laufsachen und Philips Kapuzenjacke aus dem Korb mit den schmutzigen Sachen, zog mich an und verließ das Haus.

Der Schock, sie wiederzusehen, wie sie in dem Wäldchen lag, wo ich sie abgeladen hatte, war nicht in Worte zu fassen. Die Brutalität dessen, was ich getan hatte, die Endgültigkeit, der abscheuliche Anblick ihrer Leiche – wahrlich eine entsetzliche Erfahrung. Ich glaube, in einem kleinen Winkel meines Gehirns hatte ich gehofft, sie wäre nicht dort, ich hätte es nur geträumt, das Ganze wäre eine widerliche Kopfgeburt. Doch da lag sie, reglos. Ich hatte das getan. Sie war barfuß. Der Träger ihres BHs hatte sich gelöst – der BH, den Philip ihr geschenkt hatte, obwohl ich das da noch nicht wusste. Sie wirkte so verletzlich. Ich vergaß, dass sie Philips Geliebte war. Sie war nur ein junges Mädchen,

jemandes Tochter, deren restliches Leben brutal abgeschnitten worden war.

Die Polizei kam, Morrow und Perivale. Ich bin von Beruf Schauspielerin, keine Journalistin, doch der Schock, die verzweifelte Trauer, das war nicht gespielt. Ich schaffte es, die Fragen zu stellen, von denen ich dachte, dass ich sie stellen sollte, und die, auf die ich Antworten wollte (etwa nach dem Ausschlag in ihrem Gesicht). Ich ging zur Arbeit, brachte den Tag hinter mich. Erst als Perivale später kam, machte ich die ersten Fehler. Ich bekam Panik. Ich gab ihm meine Laufjacke, nicht Philips, die ich getragen hatte, falls sie die Kordel fanden, doch es nagte an mir. Was, wenn der Stoff ein wenig anders war? Ich wusste, dass ich die Leiche berührt hatte, doch vor lauter Schreck wusste ich nicht mehr genau, was ich gemacht hatte. Oder was ich sagen sollte. Ich überlegte einen Moment, woran sich eine Frau, eine Zeugin in meiner Situation erinnert, was sie sagen würde. Die Sekunden verstrichen, und irgendwann war es zu spät, um überhaupt etwas zu sagen.

Ich brachte die Worte später heraus, konnte die Erinnerungen wieder »ausgraben«. Es hätte keine Rolle spielen dürfen, doch irgendwie hat diese Verzögerung Perivale misstrauisch gemacht, eine

winzige Kleinigkeit, eine verzögerte Weiterleitung von Informationen, mit unabsehbaren Folgen. Oder lag es an mir? An meinem Verhalten? Ich habe mir die ganze Zeit solche Mühe gegeben, unter allen Umständen angemessen zu reagieren und das Grauen und die unguten Vorahnungen, die mich die meiste Zeit quälten, die blinde Angst in die Art von Schock und Empörung fließen zu lassen, die ein Unschuldiger an den Tag legen würde. Die ganzen Beweise, die er auftischte, die Fotos, die er auslegte wie Trophäen. Wie emsig mein Gehirn da ratterte. Die Erde: Ich hätte den Boden in Anias Wohnung aufwischen sollen, das war dumm. Die Zeitungsausschnitte: Wie seltsam, dass Ania sie gehortet hatte – ganz spezielle Andenken. Die Kleider: Die haben mich umgehauen. Es kam mir gar nicht in den Sinn, Philip könnte heimlich meinen Schrank geplündert haben. Der Secondhandladen, Marta und ihr eBay – beides schienen plausible Erklärungen. Und dann zog Perivale die Kreditkartenquittung aus dem Ärmel. Philip hatte aus Versehen meine Karte benutzt, das war offensichtlich. Doch mit was für einer möglichen Erklärung konnte ich aufwarten? Hat Perivale die Qual in meinen Augen gesehen, hinter den schnippischen Bemerkungen, den unpassenden

Witzen? War es das?

Feuchtigkeit von der Schwelle ist durch meine Hose gesickert. Ich wechsele zur Bank. Mir ist danach, mich bäuchlings hinzulegen. Die Gefühle anderer, das Leiden anderer, es ist mir alles zu viel geworden. Christas Trauer, Toleks Wut. Jemand stirbt, und es ist nicht vorbei. Die Qualen gehen immer weiter.

Das Wochenende, an dem er sie nicht erreichte, als ich wusste, dass sie tot war, er aber nicht – wie nervös er da war, wie verzweifelt. Das Mittagessen mit seinen Eltern: Ich mochte die Hölle durchmachen, doch ich hielt durch, genau wie ich auf der Arbeit lächelte und das Gesicht wahrte. Ich verachtete ihn dafür, dass er seinen Vater ignorierte, dass er sich so gehen ließ. Ich weiß noch, dass ich dachte: Ich bin froh, dass sie tot ist. Der Tag, an dem er es erfuhr, war anders, das Telefongespräch, bei dem er kaum ein Wort herausbrachte. Als ich ihn an diesem Abend im Büro beobachtete, wie er blind auf den Bildschirm starnte, verschwand der Zorn, aufgezehrt von Reue und Mitgefühl. Ich musste mich zwingen, nur dazustehen und ihn nicht in die Arme zu nehmen.

Ich rechnete damit, dass Philip zur Polizei gehen würde. Ich beobachtete ihn aus dem Augenwinkel

und wartete, doch er tat nichts. Ich war starr vor Erwartung. Als er schwieg, musste ich mich darauf einstellen, vorausdenken, mein Gehirn am Laufen halten. Sobald ich in Haft war, musste Philip wegbleiben. Mit jeder Faser meines Seins sehnte ich mich nach ihm, doch ich musste die Sache herunterspielen, sonst hätte die Gefahr bestanden, dass er nach Hause kommt. Er wäre mit Anwälten und gerichtlichen Verfügungen bewaffnet erschienen – doch das war viel zu riskant. Er hätte der Polizei alles erzählt, hätte mich womöglich selbst verdächtigt. Singapur hat mir in die Hände gespielt. Solange er von der Bildfläche verschwunden war, hatte ich kein Motiv.

Ich schaffe es endlich aufzustehen und ducke mich sofort. Beim Café lungert ein Mann herum, späht herüber. Hat er mein Schreien und Schluchzen gehört? Hat er mich gesehen? Ich versuche still zu verharren, doch ich zittere am ganzen Körper. Ich lege mir die Hände auf die Augen.

Eingebildete Stimmen, knarrende Dielen. Die Polizei, die Journaille, mit denen bin ich klargekommen, doch das Gefühl, ausspioniert und verfolgt zu werden, die Streiche, die einem Schuldgefühle spielen, um von sich abzulenken, das treibt mich in den Wahnsinn. Dieser Stalker hat nie

existiert. Er war ein Hilfeschrei, eine erfolglose Bitte um Mitgefühl auf dem Höhepunkt von Philips Affäre. Philip bekam es kaum mit. Letzte Woche habe ich ihn noch einmal hervorgezaubert, ein letzter Anflug von Horror, die DVD, die ich in dem Eckladen in Putney zusammen mit den Pfefferminzbonbons kaufte, um die Aufmerksamkeit von mir abzulenken, um Perivale davon zu überzeugen, dass da draußen jemand war, der es auf mich abgesehen hatte. Die ganzen Verdächtigen, die ich aufstöberte und ihnen hinschmiss, wie man einem Hund ein Stück Fleisch hinwirft: Marta, Tolek, der Mann in dem roten Renault. Unschuldig, alle miteinander. Die Polizei kam immer wieder.

Plötzlich eine Bewegung in den Sträuchern – ein Vogel fliegt krächzend auf. Mein Herz klopft. Die Sache ist die: Perivale hat es darauf angelegt, mich zu kriegen.

In meiner Tasche vibriert es. Mein Handy.

Jack.

Ich schalte auf Stumm. Ich stehe da und suche die Gegend ab. Keine Spur von dem Mann bei dem Café. Er scheint fort zu sein. Ich muss mich zusammenreißen. Ich muss weitermachen. Ich kann jetzt nicht aufgeben. Viel Zeit habe ich nicht.

Jack.

Zuerst habe ich ihn benutzt. Eine verzweifelte Reaktion darauf, dass ich in der Falle hockte. Hat er mich benutzt oder nicht? Ich musste Erkundigungen einholen, und das konnte ich nicht allein. Ein verständnisvoller Artikel über mich kam mir obendrein gelegen. Ania hatte Freunde, Leute, mit denen sie womöglich gesprochen hatte, Kolleginnen; ich musste herausfinden, ob irgendjemand von Philip wusste. Die Wahl fiel zufällig auf Jack. Ich wollte, dass er mir half, aber er sollte nicht zu gewieft sein, seinen Job nicht zu gut machen. Ich beobachtete und lauschte, dachte über alles nach, was er sagte und tat, passte meine Meinung täglich eine Million Mal an. Ich musste die Kontrolle behalten. Zuerst lief es gut – er wirkte ein wenig lustlos, hatte dazu noch andere Jobs zu erledigen. Doch es gab heikle Augenblicke. Er war sowohl empfindsamer als auch klüger, als ich gedacht hatte. Er erinnerte sich zu prompt an Namen – Caroline Fletcher, Millie und Clara –, als dass ich mich damit wohlgeföhlt hätte. Er wusste, dass Philip in Singapur war. Es gab sogar einen Augenblick unten am Fluss, da dachte ich, er hätte es erraten.

Ich mochte ihn. Ich mag ihn. Er ist nett und witzig und unkompliziert. Und das Herzergreifende ist, dass er mich auch mag. Er weiß so einiges. Was ich ihm

gesagt habe. Im Restaurant habe ich zu viel getrunken. Ich habe den Mund aufgemacht und ihn in den dunklen Sumpf meiner Seele blicken lassen. Und das Seltsame ist: Es zog ihn an, er interessierte sich mehr. Und vielleicht war ich auch in Versuchung, ihm zu erliegen, mit dem ganzen Verlust an Kontrolle und Würde, der damit einhergeht.

Die ganze Zeit musste ich die Geschichte verändern und Anpassungen vornehmen. Sobald ich erfahren hatte, dass Christa von Anias Liebhaber, dem »Vater des Babys«, wusste, versuchte ich Jack in eine andere Richtung zu lenken. Ich konnte nicht riskieren, dass er der Wahrheit noch näher kam. Doch er machte einfach, was er wollte. Er war gefährlich geworden, leidenschaftlich in seinem Entschluss, meine Unschuld zu beweisen, Tolek kennenzulernen, Hannah Morrow und ihr loses Mundwerk. Und dann hat er Christa mit Charme und Drohungen den Kalender abgeschwatzt. Der Kalender ist der Trumpf. Philips Name steht bestimmt darin. Schwarz auf weiß. Selbst wenn Jack nicht damit zur Polizei geht, so ist die Wahrheit doch ans Licht gekommen.

Das ist das Ende. Die Ironie an der Sache ist, dass Jack es für mich getan hat. Er hat aus lauter Freundlichkeit mein Leben zerstört. Es ist alles

schiefgelaufen. Man agiert und reagiert. Man muss aus dem, was man hat, das Beste machen.



Ich bin jetzt ruhiger. Ganz ruhig. Ich muss nachdenken. Ich muss handeln.

Ich gehe nach Hause. Ich muss mich zügeln. Es ist jetzt mehr los hier draußen, zwei Hundebesitzer auf ihrem Abendspaziergang, ein paar Kinder, die auf den Reckstangen herumalbern.

Die erste Zeit nachdem wir hergezogen waren, sind Philip und ich öfter hier rausgekommen und über den Common spaziert, wenn wir von der Arbeit daheim waren. Wir hakten uns unter und redeten über unseren Tag, meine Hoffnungen, seine Ziele. Wir würden das Haus auf Vordermann bringen, wenn wir das Geld hätten, und den Keller umgestalten.

»... füllen es mit Kindern«, erinnere ich mich gesagt zu haben.

An klaren Abenden saßen wir am Bowling Green und lockten die struppige Katze heraus.

Philips Haare haben sich über dem Kragen gekringelt. Ich erinnere mich an seine Hand, wenn er die Katze an ihrem weißen Hals kraulte. Einmal holte er ein Stück Schinken aus der Tasche, das er vom

Mittagessen aufgehoben hatte.

Ich lehne mich an einen Baum. Daran darf ich mich jetzt nicht erinnern. Es ist ein Schnapschuss aus einer anderen Welt. Es ist zu spät. Dieser Mensch ist Philip längst nicht mehr. Er hat sich zu sehr verändert. Diese Person gibt es nicht mehr. Ich muss meine Gedanken davon lösen, notfalls mit Gewalt. Ich muss das auf die Reihe kriegen. Ich darf das nicht falsch machen. Keine Fehler mehr.

Denk nach. Sortier.

Alibi. Er ist hierhergeradelt. Er war vor ihrer Wohnung. Sein Alibi ist löchrig.

Motiv. Sie war schwanger, drohte damit, es mir zu erzählen. Oder sie war mit einem anderen zusammen – Tolek? Oder sie hat ihn erpresst? Mehrere mögliche Motive.

Beweise. Für meine DNA gibt es eine Erklärung. Ich habe die Leiche gefunden. Ich habe sie verunreinigt. Die Kleider, die Kreditkartenquittung, die Erde: Sie zeigen aufs Haus – auf Philip –, wie ich die ganze Zeit gesagt habe. Mittlerweile hat die Polizei den Kalender. Ein letzter kleiner Einwand, ein letztes Hindernis, über das ich stolpern könnte. Der neueste Beweis aus der Wohnung: Was ist es?

Ich hole mein Handy heraus und rufe Jack an. Er will wissen, ob es mir gut geht. In seiner Stimme

schwingt Angst mit. »Ja«, sage ich. »Mir geht's gut. Alles wird gut.« Ich sage ihm, ich würde ihn zurückrufen, wenn ich wüsste, was los ist. »Nein. Ich bin nicht in Gefahr. Versprochen.«

Er erzählt mir, dass er Morrow den Kalender gegeben hat, dass sie sich um einen Übersetzer kümmert. Und der neue Beweis, sage ich, aus Anias Wohnung: Hat er sie gefragt, was das war?

»Nichts Interessantes«, antwortet er. »Sie hat gesagt, es sei ein Armband gewesen. Ein altes kaputtes Armband.«

Ein Armband. Mein Armband. Es ist zerrissen, als ich sie umgebracht habe, und ist zwischen die Falten des Lakens oder hinter die Matratze gerutscht. Meine DNA ist daran, aber Philips ebenfalls. Ich denke daran, wie er sich mit gesenktem Kopf vorbeugte, um es zu schließen. Ein Mann, der die Kleider seiner Frau stiehlt, um sie seiner Geliebten zu geben. Was ist da schon ein Armband? Mit dem Armband komme ich klar. Ich habe mich vor einem Papiertaschentuch gefürchtet, das mir aus dem Ärmel gerutscht ist. Dafür hätte es keine Erklärung gegeben.

Die Polizei hat also den Kalender. Es gibt kein Zurück.

Jack redet weiter. Er sagt was von wegen, er wünschte, ich hätte früher angerufen, er wäre

außer sich gewesen vor Sorge.

»Ich war auch außer mir«, sage ich.

Ich lehne mich an die Mauer neben der Allee. Ich schaue hinauf in die Bäume. Verändern Menschen sich? Ich glaube schon. Philip ist nicht mehr derselbe. Es macht es leichter, das zu denken. Und ich muss mich auch verändern. Ich muss nach Hause. Viel Zeit habe ich nicht. Ich muss jetzt an Millie denken.



Philip ist noch in der Badewanne. Er ist in den gähnenden Tiefen des Schlafs versunken – der Jetlag, das Deep-Relax-Badeöl, das Antihistaminikum in seinem Whisky. Das Glas funkelt unter der Badewanne. Es ist ihm wohl aus der Hand gerutscht. Auf der Badematte schmilzt ein Eiswürfel. Ich hoffe, er hat ihn bis zum letzten Tropfen ausgetrunken. Als wir uns vorhin unterhalten haben, wäre es besser gewesen, wenn er nicht so egoistisch gewesen wäre und mehr an die arme Ania gedacht hätte. Die ganzen Entschuldigungen, die Schuldzuweisungen, das hat mir nicht gefallen. Er hatte Glück, sie zu haben. Das weiß ich jetzt. Sie hatte mehr verdient. Wir beide hatten mehr verdient. Doch ich will nicht, dass es wehtut. Ich will nicht, dass er Schmerzen

hat.

Ich trage Handschuhe. Meine Hände zittern so sehr, dass ich kaum die Klinge halten kann. Ein senkrechter Schnitt, das weiß ich von Dr. Janey aus Mornin' All. Ich packe ein Handgelenk, um das Zittern zu stoppen, und es funktioniert. Sobald ich den ersten Schnitt gemacht habe, ist es leichter. Auf dem Boden ist kaum ein Spritzer.

Selbstmord. »Davon kriegt man in diesem Job viele zu sehen«, hat PC Morrow gesagt.

Ich rolle mich im Bad auf dem Boden zusammen und schlinge die Arme um die Knie. Ich weine, so leise ich kann. Ich spüre das Blut durch meine Adern pochen. Dies ist schlimmer, viel schlimmer, als ich mir vorgestellt hatte. Ich hätte alles getan, um ihn zu behalten. Ich habe alles getan. Doch es war nicht genug. In einer Minute ziehe ich seine Asics aus. Der Heilige Christophorus wartet im Crosstrainer auf die Polizei. Das Tatwerkzeug? Ich habe die Kordel wieder so durch den Saum seiner Kapuzenjacke gezogen, dass die Enden herausbaumeln, und sie verknotet, wie es sich gehört. Und der Abschiedsbrief: Er hat ihn eigenhändig verfasst – das Geständnis. Seite eins ordentlich von Seite zwei getrennt. So leicht, Seite eins zu verlieren und Seite zwei aufs Bett zu legen. Es ist alles da. Worte, Phrasen, Geschichten, Lügen.

Wie viele Fehler habe ich gemacht? Werde ich noch mehr machen? Ich kann nur hoffen.

Ich werde noch ein Weilchen hier im Badezimmer warten, bis das Entsetzen vergeht. Ich habe das Gesicht in die Hand gepresst und spüre den Abdruck meiner Finger auf der Wange. Bald werde ich die Hand lösen und ich werde schreien.

# Dank

Dafür, dass sie mich an ihrer Klugheit und ihrer Erfahrung teilhaben ließen, möchte ich Matt und Vanya Nunn danken, Ben Smith, Hilary Kirkbride, Jamie Laurenson, Jessica Cecil, Diana Eden, Emma Smith und Jill Mellor. Für Orientierung und Rat Francesca Dow, Derry Clinch, Lucy Akrill, Lucy Horton und Gill Hornby. Danke auch meiner großartigen Agentin bei Greene & Heaton, Judith Murray, der unerschütterlichen Hellie Ogden und Chris Wellbelove für seine Lösung, die zur rechten Zeit kam. Allen Mitarbeitern von Hodder, besonders meiner wunderbaren Lektorin Ruth Tross. Vor allem aber Giles Smith, der bei allem geholfen hat.